



# ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

ACHTZEHNTER BAND

---

STRASSBURG  
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER  
1905/1906.

M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

# Inhalt.

	Seite
Erdmann E. Th. Drei Beiträge zu einer allgemeinen Theorie der "Begriffe" (D. Ed. Martinak) . . . . .	1
Jespersen O. Lehrbuch der Phonetik (Reinhart Michel) . . . . .	2
— Phonetische Grundfragen (Reinhart Michel) . . . . .	3
Ribezzo Fr. Il Problema capitale delle Gutturali indo-europee o la riduzione Glottogonica delle tre serie sistematiche ad una sola (H. Hirt) . . . . .	6
Brugmann K. Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen, eine bedeutungsgeschichtliche Untersuchung (K. Brug- mann) . . . . .	7
Grierson G. A. Linguistic Survey of India (A. F. Rudolf Hoernle) .	10
Bartholomae Chr. Die Gatha's des Awesta (Ferd. Justi) . . . . .	19
Mansion J. Les Gutturales grecques (Albert Thumb) . . . . .	40
Audollent A. Defixionum tabellae quotquot innotuerunt tam in graecis Orientis quam in totius Occidentis partibus praeter Atticas in Corpore Inscriptionum Atticarum editas collegit di- gessit commentario instruxit A. A. (Albert Thumb) . . . . .	41
Meister R. Dorer und Achäer. Erster Teil (E. Schwyzer) . . . . .	46
Meister R. Beiträge zur griechischen Epigraphik und Dialektologie 4 (E. Schwyzer) . . . . .	51
Ahlberg Axel W. Studia de accentu latino (A. Walde) . . . . .	51
Niedermann M. Spécimen d'un précis de phonétique historique du Latin (Hans Meltzer) . . . . .	55
Landgraf Gust. Historische Grammatik der lateinischen Sprache. III. Band (Hans Meltzer) . . . . .	56
d'Arbois de Jubainville H. La famille celtique. (J. Vendryes) . .	67
Nordiska Studier tillegnade Adolf Noreen på hans 50-årsdag den 13 mars 1904 af Studiekamrater och Lärjungar (W. Ranisch) .	68
Heuser W. Die Kildare-Gedichte, die ältesten mittellenglischen Denk- mäler in anglo-irischer Überlieferung (E. Kruisinga) . . . . .	71
Walde A. Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lief. 1.—5. (Max Niedermann) . . . . .	72
Mitteilungen:	
Die idg. Sektion auf der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg. 3.—6. Oktober 1905 . . . . .	81
Eine typographische Torheit . . . . .	88





# ANZEIGER

## FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

**WILHELM STREITBERG.**

---

**ACHTZEHNTER BAND.**

**1., 2. und 3. HEFT.**

---

**Erdmann E. Th.** Drei Beiträge zu einer allgemeinen Theorie der 'Begriffe'.

Leipzig, Oswald Mutze, 1904. 26 S. 0.50 M.

Der vorliegenden Arbeit gegenüber fällt es vor allem schwer, zu entscheiden, ob sie eine Gabe des Linguisten für den Logiker oder umgekehrt des Logikers für den Linguisten sein soll; auf beiden Seiten wäre es gewiß eine höchst willkommene Sache, wenn das so viel umstrittene Problem des 'Begriffes' einer allgemeinen endgültigen Lösung näher gebracht würde. Referent bezweifelt aber, ob durch die vorliegende Schrift auch nur ein Schritt nach vorwärts getan ist; vielmehr hat er den Eindruck, als sei das bisherige Chaos von Meinungen eben nur um einige ziemlich unklare und verworrene Gedanken vermehrt worden. Wie viel besser orientieren da z. B. die "Vorträge u. Besprechungen über das Wesen der Begriffe", herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft in Wien (Leipzig, I. A. Barth 1903).

Als einigermaßen brauchbarer Kern des I. Abschnittes ergibt sich die Gegenüberstellung von Begriffen des gleichzeitigen Nebeneinander und solchen des zeitlichen Nacheinander, und zwar mit Anlehnung an den von Chr. v. Ehrenfels geschaffenen Begriff der Gestaltqualität. Die weiterführenden Arbeiten von A. v. Meinong ("Über Gegenstände höherer Ordnung", Zeitschr. f. Psychologie 21, S. 198 ff. und "Über Annahmen" Leipzig 1902) werden nicht erwähnt.

Aus dem II. Abschnitte vermag ich nur das Eine verständlich herauszuschälen, daß der Verfasser gewisse Gruppen von Bedeutungsänderungen nach seinem komplizierten Begriffsschema zu erklären unternimmt. Es sind dies zum Teil Begriffe komplexer Art, die Psychisches und Physisches gemengt enthalten, wie 'warten', 'suchen', 'finden' und ähnliche, teils Wörter für Psychisches oder Abstraktes, die ursprünglich sinnlich-konkrete Bedeutung hatten: 'vergessen', 'anfangen', 'sehr' und ähnliche. Auch hier kann Referent nichts unser Wissen wesentlich Förderndes entdecken.

Der III. Abschnitt trägt im Inhaltsverzeichnis die Überschrift: eine Analyse des 'Verstehens' und 'Begreifens', Referent konnte aber trotz mehrfacher Versuche eine irgend befriedigende Analyse darin nicht finden, noch ist ihm überhaupt der ganze Abschnitt verständlich, er muß infolgedessen auch auf eine Kritik desselben verzichten.

Graz, Februar 1905.

D. Ed. Martinak.

**Jespersen O.** Lehrbuch der Phonetik. Autorisierte Übersetzung von H. Davidsen. Mit 2 Tafeln. [VI und 255 S.]. gr. 8. 1904. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geh. 5 M.

Wir haben gute, ja vorzügliche Lehrbücher der Phonetik, aber klare phonetische Einsichten sind auch in den Kreisen, die sie sehr notwendig brauchten, immer noch erschreckend selten. Alles, was zur Beseitigung dieses Mangels beitragen kann, ist daher mit Freude zu begrüßen. Wenn Jespersen hofft, daß sein Buch sowohl für den, der in der Phonetik zunächst nur die nötige Grundlage für vergleichende und historische Sprachforschung sieht, als auch für den neusprachlichen Lehrer brauchbar sein werde, so teile ich diese Hoffnung, ja glaube, daß die Beschäftigung mit dem Buche selbst für den „altsprachlichen Lehrer“ recht nützlich wäre. Mit besonnenem Urteile hebt der Verfasser aus der Menge des Stoffes das für rein sprachwissenschaftliche Zwecke besonders wichtige heraus und befreit sich überall einer möglichst elementaren Darstellung. Und das muß ihm, wie die Sachen heute noch liegen, trotz Koschwitzens Beurteilung als Verdienst angerechnet werden. Der analytische Teil des Buches behandelt die Stellungen und Bewegungen aller Teile des Sprachorgans ohne Rücksicht auf ihr Zusammenwirken bei der Erzeugung des einzelnen Sprachlauts. Die dabei eingeschlagene Methode, mit den Lippen anzufangen und über die weiter zurückliegenden Teile des Sprachorgans bis zu den Lungen fortzuschreiten, bietet im Vergleich mit dem sonst üblichen Verfahren unverkennbare praktische Vorteile.

Im synthetischen Teile werden die einzelnen Konsonanten und Vokale behandelt mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen, Englischen und Französischen; die ausführlichen Beschreibungen skandinavischer Lautverhältnisse in der dänischen Ausgabe sind wesentlich gekürzt, doch wird hier immer noch viel Interessantes beigebracht; auf Einzelheiten einzugehen ist wegen deren Menge nicht gut möglich. Die „Kombinationslehre“ handelt von der zeitlichen Aufeinanderfolge der Einzel-laute, von An- und Abglitt, progressiver und regressiver Assimilation, Lautausstufungen und Haplogogenen, Lautdauer, Zusammenschluß der Laute zu Gruppen, Expirationsdruck und Tonhöhe. Durch zahlreiche, gutgewählte Beispiele werden die theoretischen Ausführungen dieses Teiles erläutert; besondere Aufmerksamkeit verdienen die Abschnitte über Lautdauer und Silbe. Den Schluß bildet eine kurze „nationale Systematik“, worin versucht wird, die phonetischen Haupteigentümlichkeiten der behandelten Sprachen übersichtlich zusammenzustellen. Daß nicht alle allgemeinen Sätze dieses Kapitels allgemeine Gültigkeit beanspruchen können, darf nicht überraschen. Als Lautschrift wird das Alphabet der Association phonétique internationale benutzt, was deren Mitgliedern willkommen sein wird. Daneben verwendet Jespersen für jeden Laut eine Formel, die sich aus lateinischen und griechischen Buchstaben und aus Ziffern zusammensetzt und die Stellung der einzelnen Teile des Sprachorgans bei der Bildung des Lautes bezeichnet. Zum praktischen Gebrauch bei Transkription einer Sprache sollen und können diese Formeln natürlich ebensowenig dienen wie ehemals Techmers physiologische Artikulationsschrift mit Noten.

Die Übersetzung liest sich gut, nur an wenigen Stellen — vergl. S. 2, Z. 7; 5, 29; 8, 4 v. u.; 11, 11; 12, 17; 31, 23 — schlägt das Dänische durch. Ausstattung und Druck des Buches sind vorzüglich.

Grimma.

Reinhart Michel.

**Jespersen O.** Phonetische Grundfragen. Mit 2 Figuren im Text. 1904. Leipzig und Berlin B. G. Teubner. 185 S. 8°. Geh. 3,60 M., geb. 4,20 M.

Die ersten drei Kapitel behandeln in gemeinverständlicher Form Dinge, die auch weitere Kreise interessieren: Laut und Schrift, Lautschrift, die beste Aussprache. Kap. 4—6 betreffen mehr interne Fragen der Phonetik: Aukustisch oder Genetisch? Systematisierung der Sprachlaute, Untersuchungsmethoden. Das umfangreichste und für die Sprachwissenschaft wichtigste ist das letzte Kapitel: Zur Lautgesetzfrage.

I. Jespersen warnt davor, Bezeichnungen aus der Sphäre des Lautes und der Schrift promiscue zu gebrauchen. Laut und Schrift sind an sich schon inkommensurable Größen, aber die Übertragung der lateinischen Schriftzeichen auf Sprachen mit abweichendem Lautsystem, die Schreibertradition, die Erfindung des Buchdrucks und das Bestreben, die Etymologie der Worte in der Schreibung auszudrücken, haben den Zwiespalt zwischen Laut und Schrift noch größer gemacht, sodaß unter den europäischen Sprachen höchstens im Finnischen noch ein leidlich konsequentes Verhältnis zwischen Laut und Zeichen zu finden ist. Der angehende Phonetiker muß sich deswegen gewöhnen, die Sprache zu betrachten, als ob sie niemals niedergeschrieben worden wäre, und durch das Studium und die eigene Anfertigung genauer Lautschrifttexte, wie durch fortgesetzte Übungen im Isolieren der Laute das wirkliche Verhältnis von Laut und Schrift zu erfassen suchen.

II. Ohne eine Lautschrift mit konstanten Werten kann die Phonetik nicht existieren. Wenn auch alle bisherigen Versuche, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Sprachlaute graphisch zu bewältigen, ihre Mängel haben, läßt die zunehmende Übereinstimmung der verschiedenen Systeme doch auf das allmähliche Zustandekommen einer relativ vollkommen universellen Lautschrift hoffen. Die Anwendung diakritischer Zeichen über oder unter den Buchstaben führt immer zu Schwierigkeiten. Die meiste Aussicht auf Erfolg hat die Weiterbildung des lat. Alphabetes durch eigens konstruierte Typen, wie sie z. B. Lundell für Svenska landsmålen in größerem Umfang angewandt hat. Nach einer Charakteristik von Ellis' Palaeotype, Sweets Narrow und Broad Romic bespricht J. die Lautschriften des Maitre phonétique, Bell-Sweets Visible Speech und zuletzt sein eigenes analphabetisches Zeichensystem, das er zuerst in seinen Articulations of Speech Sounds ausführlich dargestellt hat. Es zeichnet sich ohne Zweifel durch große Elastizität aus; ob ihm eine größere Rolle beschieden sein wird als anderen analphabetischen Systemen, muß abgewartet werden.

III. Der Sprachforscher hat Recht, wenn er sich den Sprachformen gegenüber aller Werturteile enthält, aber für die Praxis der Spracherlernung ist die Frage nach der besten Aussprache keineswegs gleichgültig. Entschieden werden kann die Frage weder durch den Hinweis auf die Orthographie, noch die Sprachgeschichte, noch die Hauptstadt des Sprachgebiets, noch die Bühne, noch bestimmte Volksschichten. Die gute Aussprache strebt nach allgemeiner Verständlichkeit durch Befreiung von allen rein örtlichen oder provinziellen Eigentümlichkeiten, aber die beste Aussprache ist nicht für jeden Ort und jede Gelegenheit die gleiche, was durch einen hübschen Vergleich (§ 65) illustriert und mit Rücksicht auf die Umgangssprache und die Sprache des öffentlichen Redners näher ausgeführt wird. Der schon in Progress in Language (1894) betonte Gedanke, daß die natürliche tägliche Umgangssprache immer (freilich nicht in allen Stücken: D. Ref.)

die Sprachform ist, die auf Zukunft und Fortschritt deutet, klingt auch hier überall durch. Das Kapitel ist 1895 geschrieben; auf die mittlerweile erfolgte Regelung der deutschen Bühnenaussprache wird kein Bezug genommen.

IV. Die Aufstellungen der Phonetiker, die ihre Arbeit vorwiegend der akustischen Seite der Lautprobleme zugewandt haben, werden einer scharfen Kritik unterzogen. Weil es den Ergebnissen der Akustiker zur Zeit noch an der wünschenswerten Übereinstimmung fehle, sei es geraten, vorläufig das Hauptgewicht auf die genaue Unterscheidung und Beschreibung der Artikulationen zu legen. An einigen Stellen schließt Jespersen über das Ziel hinaus, so wenn er (S. 86) einen 'Polymorphismus der Vokale' leugnet. Nicht bloß Vokalklänge, auch Konsonanten können durch gegenseitige Kompensation der simultanen Artikulationen innerhalb gewisser Grenzen auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. S. 87 wird im Anschluß an Stricker der allgemeine Satz ausgesprochen, daß das sprachliche Verständnis, auch die Auffassung von der Eigenart eines Lautes viel intimer mit den für die Aussprache des Wortes oder Lautes erforderlichen Muskelbewegungen verknüpft sei als mit den akustischen Eindrücken. Das trifft sicher für die erste Zeit der Spracherlernung nicht zu, auch später nicht für Individuen vom 'visuellen' und vom 'akustischen Typus'. S. 89 heißt es, daß bei einem stimmhaften s, v usw. gar kein Geräusch hervorgebracht werde, weil der stimmhafte Luftstrom nicht kräftig genug dazu sei. Daß die Intensität der oralen Artikulation und der davon abhängigen akustischen Reize bei gewöhnlichem Sprechen regelmäßig in umgekehrtem Verhältnis zu dem Grade der Hemmung des Expirationsstromes durch die Stimmbänder steht, ist bekannt, aber deswegen den Geräuschlautcharakter von z, v etc. zu leugnen, geht doch nicht an. Daß kein stimmhaftes s herauskommt, wenn zwei Personen gleichzeitig, die eine i und die andere stimmloses s sprechen, ist kein Beweis für Jespersens Auffassung.

V. Infolge seines streng artikulatorischen Standpunktes lehnt Jespersen jede Systematisierung der Sprachlaute nach ihren akustischen Qualitäten ab. Wenn aber, wie er meint, alle akustischen Eigenschaften der Sprachlaute eindeutig artikulatorisch bestimmt sind, muß dann nicht jede akustische Einteilung von selber zugleich eine genetische werden? Daß die Auffassung des Tatsächlichen durch die verschiedene Systematisierung nicht berührt wird, erkennt Jespersen selber an. Man braucht nur seine alphabetischen Formeln von rückwärts zu lesen, um sofort mit der herrschenden Systematik im Einklang zu sein. Daß die regressive Behandlung der Artikulationsstellen erhebliche pädagogische Vorteile bietet, ist schon bei der Anzeige des Lehrbuches ausgesprochen worden. Wenn Jespersen §§ 116 ff. gegen die Bezeichnung Momentan- und Plosivlaute polemisiert und beispielsweise § 114 meint, der Lippenverschluß bei m sei der gleiche wie bei b und p, scheint er zu übersehen, daß die Spannung des sphincter oris — also etwas rein artikulatorisches — bei m und p durchaus nicht dieselbe ist wie bei b oder gar p.

VI. Bei einer kritischen Betrachtung der phonetischen Untersuchungsmethoden kommt Jespersen zu dem Resultat, daß das Bestreben der neueren Experimentalphonetik, objektive Kennzeichen zu gewinnen, in hohem Grade anzuerkennen sei, wenn auch die Instrumentalphonetik nicht alle Rätsel lösen könne und ihre Ergebnisse noch mit großer Vorsicht

aufzunehmen seien. Wichtig ist, daß auch Jespersen Rosengrens aufsehen-erregende Untersuchungen om identiteten of antikens kvantitet och den modärna fonetikens s. k. dynamiska accent bei eigener Nachprüfung nicht bestätigt gefunden hat. Beachtenswert ist ferner die Warnung vor einer falschen Auslegung der allerdings mißverständlichen und mißverstandenen Worte Rousselots: *Les lettres vivent encore alors que nous les croyons mortes, et leurs derniers moments nous échappent comme leurs premiers.*

VII. Wenn ein Kind zu blåbær (blåber) den Plural blåberne bildet, liegt keine andere Form der Analogiebildung vor, als wenn es in dem Augenblicke, wo es zum ersten Male das Wort tropper hört, fragt: Jamen, mor, hvor er tropperne? Der einzige Unterschied besteht darin, daß das Resultat im zweiten Falle mit dem Sprachgebrauch übereinstimmt, im ersten Falle nicht. Von 'falschen Analogiebildungen' zu reden, ist deshalb nicht so verkehrt, wie man es dargestellt hat. Jespersen sieht in beiden Fällen eine Kombinationsbildung. Worte, die aus der Kinder- oder aus der Schriftsprache stammen, sollen nicht als Lehnworte aufgefaßt werden; denn zwischen der Sprache des Kindes und des Erwachsenen lasse sich keine feste Grenze ziehen, und zwischen der mündlichen Einwirkung durch Lehrer, Prediger usw. und der durch Eltern oder Geschwister sei kein wesentlicher Unterschied; die Einwirkung der Lektüre aber bestehe in der Hauptsache darin, die mündliche Tradition zu stützen und eine Ausspracheform etwas länger am Leben erhalten, als sie sonst bestanden haben würde. Für die Beispiele, die Jespersen anführt, mag das zutreffen, in andern Fällen kommt man mit seiner Erklärungsweise nicht aus. Die exzeptionelle Lautentwicklung in Guten Abend zu nämt, s'il vous plaît zu sple, vuestra merced zu Usted, fader zu far u. dgl. sei weder unter die Lautgesetze zu bringen, noch durch Entlehnung zu erklären, sondern durch die Leichtverständlichkeit der häufig gebrauchten Ausdrücke und durch ihre Wertlosigkeit für die Auffassung des Sinnes bedingt. Laute, Silben und Worte, deren undeutliche Artikulation zu unerwünschten Mißverständnissen führen würde, können durch verstärkten Expirationsdruck gegen einen sonst eintretenden Lautwandel geschützt werden. Akzent ist nicht bloße Bedingung von Lautübergängen, sondern selbst ein Lautübergang, der erklärt werden muß. Im Dänischen besteht bei nicht wenigen Menschen die Neigung, intervokalisches s stimmhaft werden zu lassen, aber man kann von denselben Sprechern unter ganz gleichen Bedingungen bald s, bald z hören: "Müssen wir, um die Unverbrüchlichkeit der Lautgesetze zu konstatieren, genau genommen, bis zu einem Momentandurchschnitt in der Sprache eines einzelnen Individuums gehn, . . . wie kann man aus einer Augenblicksphotographie Regelmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung ersehen?" Lautgesetze sind nichts weiter als Formeln für lautliche Übereinstimmung, Normen, wie weit wir in unserem Etymologisieren gehn dürfen, ohne uns auf unsichern Boden hinauszuwagen, eine Art von Gesetzen im juridischen, nicht im naturwissenschaftlichen Sinne. — Die Abhandlung stammt aus dem Jahre 1886. In einem 1904 geschriebenen Nachtrage geht Jespersen auf die psychologische Seite der Frage noch etwas näher ein: Jeder Bestandteil hat eine gewisse Richtigkeitsbreite, ein Gebiet, innerhalb dessen er wiedererkannt werden kann. Die Breite des zulässigen Schwankens und die Festigkeit der Grenze ist abhängig von der Bedeutungsseite der Sprache und für jede Sprache verschieden. Gibt es in einer Sprache zu einer gewissen

Zeit viele Wortpaare, die nur durch die Beachtung ihrer lautlichen Unterschiede auseinandergehalten werden können, so werden diese Unterschiede streng innegehalten (?) Im andern Falle wird man sich leichter gehn lassen können. Unter den Ursachen, die ein Schwanken innerhalb der zulässigen Richtigkeitsbreite der Artikulationen oder eine Überschreitung dieser Zone bewirken, ist die gemeinmenschliche Tatsache, daß man sich gewöhnlich mit dem Minimum der notwendigen Anstrengung begnügt, die wichtigste. Daß eine neue Art der Artikulation mitunter eine größere Muskelbewegung (nämlich in demselben Teile des Sprachorgans : D. Ref.) erfordert als die alte, beweist nichts dagegen: es ist leichter, Holz zu spalten, als den Star zu operieren.

Die scharfsinnigen Ausführungen Jespersens seien angelegentlich der Beachtung empfohlen; denn als endgiltig gelöst wird die Lautgesetzfrage auch nach der letzten eingehenden, alle Möglichkeiten erwägenden Behandlung durch Wundt, Völkerpsych. \* S. 360 ff. noch nicht angesehen werden können, und es wird noch langer, aufmerksamer Beobachtungen am lebenden Körper der Sprache bedürfen, eh alle Schwierigkeiten beseitigt sind.

S. 120, Z. 29 ist dän. *Passer* stehn geblieben; das Wort ist in dem Sinne, wie es dort gebraucht wird, nicht gemeinhochdeutsch, ebenso S. 125, Z. 18 *Tau* (dug). S. 141, Z. 14 l. ungefähre Schätzungen st. Ungefährlichkeiten. Z. 27 l. eben st. aber. S. 95, Z. 18 l. § 96 st. 92.

Grimma.

Reinhart Michel.

**Ribezzo** Fr. Il Problema capitale delle Gutturali indo-europee o la riduzione Glottogonica delle tre serie sistematiche ad una sola. Estratto dal *Rendiconto* dell' *Accademia di Archeologia, Lettere e Belle Arti di Napoli*. XVII, 1903. 80 S. 8°.

Die Gutturalfrage wird die Forschung aller Wahrscheinlichkeit nicht so bald loslassen. Was der Verfasser will, ergibt sich schon aus dem Titel, er will die drei Gutturalreihen auf eine einzige zurückführen. Zu diesem Zweck muß er sich zunächst mit meiner Theorie über die Gutturale beschäftigen, die es gestattet, die drei Reihen wenigstens auf zwei zu reduzieren, oder, da er dieser Theorie zustimmt, mit den Ausführungen H. Pedersens KZ. 36, 292. Ich freue mich, daß der Verfasser meine Sache gegen Pedersen vertritt, was ich selbst schon längst getan hätte, wenn nicht wichtigere Arbeiten zu erledigen gewesen wären, und ich kann das, was Ribezzo ausführt, nur unterschreiben. Pedersens Argumente haben auf mich gar keinen Eindruck gemacht. Ich habe allmählich gelernt, wie lange es in der Wissenschaft dauert, bis sich neue Ansichten durchsetzen. Ich brauche dabei nur an meine Erklärung der germanischen Auslautgesetze zu erinnern, die jetzt nach 13 Jahren wenigstens einigermaßen durchgedrungen ist. Zu meiner Gutturaltheorie bin ich auch schon vor 13 Jahren gekommen und nicht auf Grund vorgefaßter Meinungen, sondern auf Grund von Bezzenbergers Material. Daß es eine Reihe von Ausnahmen gibt, in denen sie scheinbar nicht stimmt, das weiß ich auch, aber diese scheinen mir doch gegenüber der großen Verschiedenheit in dem Auftreten der Gutturale vor hellen und dunkeln Vokalen verschwindend klein zu sein.

Uns stehen außerdem jetzt noch einige andere Mittel zur Verfügung, um die Ausnahmen zu erklären: ich meine den indogermanischen Schwund

von *j* und *w* nach Konsonanten, an den ich nun schon seit einer Reihe von Jahren glaube. Diese Annahme wird sich mit der Zeit ebenso durchsetzen, wie sich die des Schwundes von *i* und *u* nach langem Vokal als richtig erwiesen hat. Der Herr Verfasser steht auch auf dem Standpunkt, daß *ɣ* (*w*) nach *k* hat schwinden können, und kann so κομψός gegenüber lit. *szvankus* aus idg. Doppelheit erklären. Ich glaube, er hat vollkommen Recht. Alle Schwierigkeiten, die κᾰπνος, *vapor* usw. bieten, lösen sich so auf das einfachste. Er sucht aber weiter zu zeigen, daß auch der sogenannte Labial der Labiovelare nichts weiter als ein *ɣ* ist, das in der Schwundstufe als regelrechtes *u* erscheint. So stehen von der Basis \**gʷā* 'gehen, kommen' nebeneinander ai. *tamō-gā* und *vanar-gū*, gr. μετᾱ-γύς. Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, der wird leicht ein hübsches Material zusammenbringen können. κύκλος ist und bleibt eine Schwundstufe zu idg. \**kʷekʷelos* wie γυνή: got. *qīnō*. Durch diese Annahme wird auch auf die verschieden gefärbten idg. *ɣ*, *ʃ* Licht fallen.

Ist das aber richtig, so braucht das *k* der *q*<sup>h</sup>-Reihe von dem *k* der *q*- und *k*-Reihe nicht im geringsten verschieden gewesen zu sein, und wir haben dann in der Tat nur eine idg. Gutturalreihe anzusetzen. Welcher Herkunft der *u*-Nachschlag war, das entzieht sich vorläufig unserer Erkenntnis. Der Verfasser schließt mit einem Worte Brugmanns:

"Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man im Brette bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird." Vorläufig kann die Sache zwar noch nicht als erledigt gelten, aber die Studie ist jedenfalls anregend und sei den Sprachforschern empfohlen.

Leipzig.

H. Hirt.

---

**Brugmann K.** Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen, eine bedeutungsgeschichtliche Untersuchung. (Abhandlungen der philol.-hist. Klasse der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, XXII. Bd., Nr. VI.) Leipzig B. G. Teubner 1904. 152 S. Lex.-8°. 5 M.

Während auf gewissen Gebieten der Bedeutungslehre und Syntax der indogermanischen Sprachen die Forschung schon seit längerer oder kürzerer Zeit in erfreulicher Rührigkeit am Werke ist, sind manche andere Gebiete, die, im Hinblick auf die Ziele und Aufgaben der Sprachwissenschaft überhaupt, dasselbe Interesse zu beanspruchen haben, heute noch recht wenig oder auch gar nicht angebaut. Es ist wahr, in denjenigen Teilen der Grammatik, die von älterer Zeit her im Mittelpunkt des Interesses stehen und demgemäß heute die meistdurchforschten sind, gibt es immer noch genug und übergenug zu tun, und insofern ist diese Bevorzugung nicht zu tadeln. Aber die neueste Entwicklung der Indogermanistik, ihre engere Verbindung mit der Sprachpsychologie fordert denn doch dazu auf, allmählich auch andere Aufgaben energischer anzufassen, insbesondere solche, die den über Laut- und Formenlehre hinaus liegenden Teilen der Sprachlehre angehören.

Ein Versuch, die Aufmerksamkeit der Forscher nachhaltiger auf ein solches verhältnismäßig noch stark vernachlässigtes Gebiet zu lenken, ist die vorliegende Schrift. Angeregt ist sie durch die beiden ersten Kapitel in Wundts Völkerpsychologie I, die von den Ausdrucksbewegungen im allgemeinen und von der Gebärdensprache handeln. Mit gewissen Betrachtungen, die ich über das Verhältnis der demonstrativen Pronomina und



der ihnen nahe verwandten Personalpronomina zu den gebärdlichen Ausdrucksbewegungen, besonders zu den hinweisenden Gebärden, anstellte, kam ich nicht weit. Es fehlte an den nötigen Vorarbeiten für eine solche Untersuchung. Denn was wissen wir, einerseits, bis jetzt von den hindeutenden Gesten, die bei den verschiedenen Völkern unter bestimmten Verhältnissen gewohnheitsmäßig die Rede begleiten, und der Art ihres Zusammenwirkens mit den rein sprachlichen Ausdrucksmitteln? Andererseits ist aber auch die Sprachforschung mit der Feststellung des Gebrauchs der verschiedenen Arten der deiktischen Wörter noch sehr im Rückstand. Jene erstere Vorarbeit zu leisten, war und bin ich ganz außerstande. Was dagegen die zweite, die rein sprachliche, betrifft, so durfte ich wenigstens hoffen, durch vergleichende Betrachtung gewisse Grundlinien für die Bedeutungsentwicklungen bei den Demonstrativpronomina ziehen zu können. Dadurch konnte den Spezialforschern, denen die Tatsachen des Gebrauchs in den verschiedenen Sprachen und Mundarten ins einzelne hinein zu erforschen obliegt, gezeigt werden, von welcher historischen Grundlage auszugehen ist, und um welche entwicklungsgeschichtlichen Probleme es sich bei den verschiedenen Demonstrativpronomina handelt. Und nur diesen Teil der einen von den beiden nötigen Vorarbeiten nahm ich denn wirklich für jetzt in Angriff.

Die Schrift gibt demgemäß, nach einigen, besonders die verschiedenen Demonstrations- oder Zeigarten betreffenden Vorbemerkungen, im wesentlichen eine Darstellung der bedeutungsgeschichtlichen Entwicklung der einzelnen indogermanischen Pronomina in großen Umrissen. Es war zunächst festzustellen, welche Zeigarten schon in der Zeit der indogermanischen Urgemeinschaft ausgedrückt waren, und mit welchem Pronominalstamm oder welchen Pronominalstämmen sie bezeichnet wurden. Sodann werden aber auch die wichtigsten einzelsprachlichen Neuerungen dargestellt. Hierbei werden die zahlreichen Konglutinate von mehreren demonstrativen Elementen zu einem Worte, wie ai. *asāu*, gr. *οὗτος*, *ἐκεῖνος*, lat. *hic*, *iste*, osk. *exo-*, got. *sah*, ahd. *dese desēr*, lit. *sžitas*, poln. *tamten*, erörtert, die zum Teil zu eingehenderen Untersuchungen über ihre Entstehungsweise Anlaß geben. Ein Schlußkapitel befaßt sich mit der nicht seltenen Erscheinung, daß anfänglich demonstrative Pronomina das Bedeutungselement der Deixis in gewissen Zusammenhängen völlig einbüßen.

Es sei mir erlaubt, hier noch einige Einzelheiten zur Sprache zu bringen.

S. 32. Das altindische Demonstrativum *ayám* ist jetzt von Leskien (IF. 17, 491) auch im Slavischen überzeugend nachgewiesen als *ojъ* in der seltenen Wendung *ojъ dъnъ* 'αὐθημερόν'. Ursprünglich war dies 'an eben dem Tage'. Die starke Betonung des Pronomens hatte hier dieselbe Wirkung wie sonst die Doppelsetzung (vgl. alat. *em-em* 'eundum'), wobei die Vorausstellung des Pronomens zu beachten ist (vgl. Berneker Die Wortfolge in den slav. Spr. 115 u. sonst). Ähnlich steht im Lateinischen oft *eo die*, wo auch *eodem die* gesagt sein konnte. Durch dieses *ojъ* wird bestätigt, daß die ich-deiktische Bedeutung von *ayám* eine Sonderentwicklung des Arischen war.

S. 44 f. Thumb Lit. Zentralbl. 1905 Sp. 280 schreibt mir die Ansicht zu, die Nachstellung des Artikels im Bulgarischen beruhe auf Einfluß des Armenischen. Das ist ein Versehen meines Rezensenten. Nur für die auffallend genaue Übereinstimmung dieser beiden Sprachen in der Scheidung

nach allen drei Personen habe ich die Frage aufgeworfen, ob armenischer Einfluß im Spiele gewesen sei, und ausdrücklich gesagt, daß ich "weit davon entfernt sei, den postponierten bulgarischen Artikel an sich für entlehnt aus dem Armenischen zu halten".

S. 46 ff. Bei dem Gebrauch der Ich-Demonstrativa für das Irdische, das Hienieden im Gegensatz zum Jenseits war auch lat. *hūmānus* zu nennen, falls mein Deutungsversuch IF. 17, 166 ff. das Richtige trifft.

S. 69. Hirt Woch. f. klass. Philol. 1904 Sp. 1331 bleibt bei seiner Gleichstellung von lat. *hi-c* mit got. *hi-mma*. Er sagt: "Ich kann mich dem Gewicht von Gleichungen wie l. *hīc*, got. *hēr* 'hier', beide aus idg. \**khēi*, *hodie*, got. *himma daga*, ahd. *hiutu*, lat. *abhinc*, got. *fram himma nu* 'ātrō τού vūv', *hōrnus* aus \**hojērnos* oder \**hojornus* [gemeint ist wohl \**hojōrnos*], *heuer*, ahd. *hiu jāru* nicht entziehen und bleibe daher bei meiner alten Auffassung". Daß dies Gleichungen von irgend welchem Gewicht sind, kann ich schlechterdings nicht finden. 1. Got. *hi-* hatte uridg. *i*, während der Stamm des lateinischen Pronomens *ho-* war. Diese beiden Pronomina kommen also im besten Falle nur halb überein, während man bei der von mir vertretenen Gleichheit von got. *hi-* mit lat. *ci-* (*cis* usw.) vollkommene Übereinstimmung hat. 2. Daß l. *hīc* ursprünglich *-ēi* gehabt habe, hat Hirt durch nichts erhärtet. Es steht natürlich jedermann frei, in *hī-c* eine Lokativform auf uridg. *-ēi* zu suchen. 3. Hirt sagt PBrB. 23, 357, während got. *hēr* mit l. *hīc* zu verbinden sei, sei got. *hidrē* eher mit lat. *citrā* zu vergleichen (vgl. auch das von Hirt unerwähnt gelassene ahd. *hitumum* = lat. *citimus* nach Francks überzeugender Ausführung Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk. 15, 62 ff.). So *hēr* und *hidrē* auseinanderzureißen, ist doch wahrlich nicht empfehlenswert! 4. Das Gewicht der Gleichungen nhd. *heute* = l. *hodiē* und nhd. *heuer* = l. *hōrnus* wird völlig aufgehoben durch gr. *χήμερον* und *χῆρος* (vgl. auch lit. *szeñ-dėn*, *szė-met*, aksl. *děnz-so*, arm. *ais-aur*). Wenigstens sagt Hirt nichts davon, daß er auch in diesen griechischen Formen \**χ10-*, nicht \**κ10-*, suche, sie also von *keivoc* trenne. — Tatsache bleibt, daß, wenn wir von lat. *hic* absehen, keine einzige indogermanische Sprache eine Form aufzeigt, die auf aspirierte Tenuis hinwiese, und auch das wird Hirt nicht leugnen können, daß es bei got. *hi-* niemandem eingefallen wäre, an Tenuis aspirata zu denken, wenn nicht das lat. *hic* etymologisch unterzubringen gewesen wäre. Eben nur darum, weil man bei arm. *-s*, gr. *keivoc*, ir. *cē*, lit. *szis* aksl. *so* und natürlich zugleich bei lat. *cis ce-do -ce* umbr. *sive* mit ursprünglicher Tenuis aspirata nicht wohl ankommen konnte, mußte das eher zweideutige germ. *hi-* erhalten, um einen Unterschlupf für l. *hic* zu konstruieren! Daß es für dieses Pronomen auch noch eine andere, längst (von Windisch und Fick) erkannte Unterbringungsmöglichkeit gibt (s. S. 71), will ich hier nicht betonen. Auch wenn diese nicht wäre, würde die Wahrscheinlichkeitsrechnung immer noch durchaus für got. *hi-* = lat. *ci-*, nicht \**hi-* (*ho-*), sein. Wie viel Fälle gibt es denn, wo germ. *h-* ursprüngliche Tenuis aspirata war, gegenüber denen, wo wir es auf reine Tenuis zurückzuführen haben?

S. 103. Das vielerörterte Problem der Entstehung von οὔτος, in dem nach allgemeiner Annahme drei Elemente, *ο*, die Partikel *u* und etwas zum Stamm *to-* Gehöriges, sich verbunden haben, scheint nicht so bald zur Ruhe kommen zu sollen. Wieder eine neue Theorie entwirft Hirt a. a. O. (in Anknüpfung an seine Griech. Gramm. S. 304 f.), wonach \**δ* u, \**ū* u allmählich umgestaltet worden sei durch τούτο, das dem adverbialen,

zweimal im SB. vorkommenden *tād u tād* 'in diesem Falle nun' (mit satzverbindendem *u*!) "ganz genau entsprechen", das soll wohl heißen ebenfalls zunächst adverbial gewesen sei. Möglich ist das, aber nicht mehr. Und wiederum anders jetzt Kretschmer KZ. 39, 552 ff. über οὐτοϛ. Dieser scheint mir darin durchaus im Recht zu sein, daß er Gewicht legt auf die Schreibung TOTO (τοῦτο) in der uralten Inschrift der Dipylonkanne, und gegen die Folgerungen, die er aus dieser Schreibung zieht, ist nichts einzuwenden. Dagegen kann ich auf das von Kretschmer in Rechnung gestellte οὐτο (= οὐτοϛ) einer dor. Vaseninschrift wenigstens vorläufig nichts geben. Ich habe diese Form in meiner Erörterung nicht erwähnt, weil ich sie für eine jüngere Neubildung hielt, wie Kretschmer früher selbst tat, Vaseninschr. S. 219. Jetzt ist Kretschmer nicht ganz abgeneigt, in diesem οὐτο eine hohe Altertümlichkeit zu sehen und somit eine Stütze für die in meiner Griech. Gramm. <sup>3</sup> 242. 428 gegebene Deutung von οὐτοϛ. Wenn die Form unter den massenhaften Belegen für οὐτοϛ nur nicht gar so einsam dastünde! Gegen die von mir hervorgehobene Möglichkeit, daß sich οὐτοϛ auf Grund eines \*ὀ υτε (vgl. ἡυτε, δευτε) entwickelt habe, bemerkt Kretschmer, \*οὐτε wäre in seiner Flexion vermutlich nicht anders als ὅδε behandelt worden. Dabei ist übersehen, daß der vokalische Anlaut von -υτε, der konsonantische von -δε ganz verschiedene lautliche Verhältnisse bei den beiden Konglutinaten hervorrufen mußte, z. B. Nom. Sg. \*οὐτε \*αὐτε kontrahiert und zweisilbig, dagegen Akk. Sg. \*τονυτε \*τανυτε dreisilbig. Außerdem: andre Zeiten, andere Flexionsneigungen; äol.-thess. τῶνδέων, τῶννέων waren einzeldialektische Neuerungen, die Schlußflexion von οὐτοϛ dagegen muß im wesentlichen schon in urgriech. Zeit ausgebildet worden sein. Endlich ist gegen Kretschmer noch zu bemerken, daß auch in andern Sprachen in solchen Fällen nicht gleichmäßig verfahren worden ist: lat. *hi-c(e)* ist anders behandelt als *is-te*, *ille* (\**is-le*) usw., wenngleich die Schlußelemente reimten. Dem ganzen Problem gegenüber gilt heute noch die ἐποχή. Vielleicht wird es nie spruchreif, wenn nicht neue Tatsachen aus der Vorgeschichte dieses Konglutinats ans Licht kommen.

S. 138. Bei der Besprechung der Herkunft von lat. *tālio* ist Osthoff Suppletivw. 70 übersehen, wo das Wort mit ir. *im-thānad* 'vicissitudo, alternatio' *tānise* 'secundus' verbunden wird.

Druckfehlerverbesserung. S. 89 Z. 5 v. o. lies: erscheinen, statt: erschienen. S. 104 Z. 4 v. u. lies: ἐνθεῦτεν, statt: ἐντεῦθεν.

Leipzig.

K. Brugmann.

Grierson G. A. C.I.E., Ph. D., D. Litt., I.C.S.; Linguistic Survey of India. Volume II, Mōn-Khm̄r and Siamese-Chinese Families (including Khassi and Tai), 213 S. — Volume III, Tibeto-Burman Family; Part II, Specimens of the Bodo, Nāgā, and Kachin Groups; 518 S. — Volume III, Tibeto-Burman Family; Part III, Specimens of the Kuki-Chin and Burma Groups; 358 S. — Vol. V, Indo-Aryan Family, Eastern Group; Part I, Specimens of the Bengali and Assamese Languages; 431 S. — Volume V, Indo-Aryan Family; Part II, Specimens of the Bihārī and Oṛiyā Languages; 439 S. — Volume VI, Indo-Aryan Family; Mediate Group; Specimens of the Eastern Hindi Language; 257 S. Calcutta, Office of the Superintendent of Government Printing, India, 1903-4.

Die Linguistic Survey of India ist ein großartiges wissenschaftliches Unternehmen, das wir ganz der zähen Ausdauer ihres gelehrten Leiters

Dr. Grierson verdanken. Auf dem Orientalisten-Kongreß in Wien, im Herbst 1886, entwickelte er zum erstenmal vor Fachgenossen seinen Plan einer solchen Survey, und das Resultat war eine warme Befürwortung desselben seitens des Kongresses bei der indischen Regierung. Doch dauerte es noch eine Reihe von Jahren bis sich die letztere durch das sachkundige und energische Betreiben Dr. Griersons zur endgültigen Ausführung des Projekts bestimmen ließ. Mit seiner Vollendung, die jetzt in nicht allzu ferner Aussicht steht, werden wir über die sprachlichen Verhältnisse Nordindiens besser unterrichtet sein als über diejenigen irgend eines andern Landes, Europa nicht ausgenommen.

Die vorbereitende Arbeit begann 1894. Sie bestand in der Sammlung eines unglaublich ausgedehnten Materials. Fast der ganze Zivildienst des Landes war auf Anordnung der Regierung bei dieser Sammlung beteiligt. Gedruckte Fragebogen wanderten bis in die entferntesten Ortschaften. Auf Grund der Ordnung und Sichtung der eingegangenen Antworten begann Dr. Grierson, 1898, die Zahl und Grenzen der Sprachen, Dialekte und Unterdialekte festzustellen; und eine Probe seiner endgültigen Ergebnisse konnte er schon 1899 dem Orientalisten-Kongreß in Rom vorlegen. Überarbeitet erschien sie dann, 1903, in ihrer vollendeten Form als ein stattlicher Band von 431 Seiten. Der Band ist aber in Wirklichkeit der erste Teil des 'Volume V.' der projektierten Serie; er behandelt die Sprachen und Dialekte der Provinzen Bengalen und Assam. In rascher Folge erschienen dann im Verlauf von 1903-4 die weiteren fünf Bände, welche voranstehend genannt sind. Außer diesen sind noch zehn Bände vorgesehen, so daß das Endergebnis der Survey voraussichtlich nicht weniger als 16 Bände umfassen wird.

Die noch ausstehenden Bände sollen folgende sein:

- Volume I, Allgemeine Einleitung.
- Volume III, Part I, Tibeto-Birmesische Sprachen von Tibet und Nord-Assam.
- Volume IV, Dravido-Munda Sprachen.
- Volume VII, Indo-Arische Sprachen, Südliche Gruppe (Marāṭhī).
- Volume VIII, Indo-Arische Sprachen, Nordwestliche Gruppe (Sindhī, Lahndā, Kaschmīrī, und die 'Nicht-Sanskritischen' Sprachen).
- Volume IX, Indo-Arische Sprachen, Zentral Gruppe:
  - Part I, Westliches Hindī und Panjābī.
  - Part II, Rājāsthānī, und Gujarātī.
  - Part III, Himalayische Sprachen.
- Volume X, Eranische Sprachen.
- Volume IX, 'Zigeuner'-Sprachen und Supplement.

Auf den ersten Band, der die allgemeine Einleitung enthalten soll, darf man am meisten gespannt sein. Er wird natürlich das Gesamtergebnis der ganzen Forschung ziehen und kann erst in Angriff genommen werden, wenn alle anderen Bände fertig gestellt sind. Indessen hat uns Dr. Grierson eine vorläufige Darstellung dieses Gesamtergebnisses bereits anderwärts mitgeteilt. Der große Indische Census Report von 1901 enthält nämlich ein von Dr. Grierson geliefertes Kapitel über die Sprachen Indiens, in welchem er seine im Verlauf der Linguistic Survey gesammelten Erfahrungen zusammenfaßt. Demnach gibt es in Indien nicht weniger als 147 verschiedene Sprachen, von denen allerdings zwei dem politisch zu Indien

zählenden Aden angehören. Für Indien bleiben immer noch 145 Sprachen. Von diesen gehören 24 zur Dravido-Munda-Familie, welche hauptsächlich im Süden und Zentrum der indischen Halbinsel gesprochen werden. Den größeren nördlichen Teil derselben nehmen die 25 Sprachen der indo-arischen Familie in Anspruch. Längs der Ost- und Nordgrenzen finden sich aber noch zwei Sprachen der malayisch-polynesischen und nicht weniger als 92 Sprachen der indo-chinesischen Familie. Letztere findet man zerstreut im Himalaya, in Birma und im äußersten Nordosten von Indien. Wie unbedeutend sie sind, läßt sich daraus erkennen, daß sie insgesamt von nicht mehr als (rund) 11 Millionen Menschen gesprochen werden. Dahingegen kommen auf die indo-arischen Sprachen die überwältigende Anzahl von (rund) 221 Millionen, während die Dravido-Munda-Sprachen wiederum nur von (rund) 59 Millionen gebraucht werden. Im großen und ganzen muß also Indien, oder jedenfalls der größere nördliche Teil desselben, zum indo-europäischen Sprachgebiet gerechnet werden.

Der Frage der Arianisierung der nordindischen Sprachen widmet Dr. Grierson einen sehr interessanten Abschnitt. Unter anderem zeigt er, daß die Resultate der Linguistic Survey eine vom Schreiber dieses schon vor etwa zwanzig Jahren aufgestellte Theorie von zwei aufeinanderfolgenden arischen Einwanderungen auf das stärkste unterstützen. Die erste Einwanderung kam von Westen über den Indus; die spätere kam direkt von Norden in den Panjab durch die Täler von Gilgit, Chitral, Swat und Bajaur. Diese letztere arbeitete sich wie ein Keil in die ältere arische Einsiedlung und trieb sie auseinander. Auf diese Weise bildete sie ein Zentrum, um welches sich die ältere Ansiedlung in einem Dreiviertelkreis gruppierte. Damit stimmt, in der Tat, die heutige Gruppierung der modernen indo-arischen Sprachen überein. Dr. Grierson zeigt an der Hand von ausgeprägten Unterschieden in Aussprache, Deklination und Konjugation, daß sie in zwei Familien zerfallen: eine, welche in einem kompakten Landstrich gesprochen wird, welcher so ziemlich genau dem alten *madhyadesa*, d. h. Mittelland, entspricht, während die andere sie in einem Dreiviertelkreis umgibt, welcher, mit Kaschmir anfangend, durch das westliche Panjab, Sind, das Maratha-Land, Zentralindien, Orissa, Bihar, Bengal und Assam verläuft. Der einzige Punkt, an welchem die innere Familie den Kreiswall der äußeren durchbrochen hat, ist Gujarāt, das, wie bekannt, von Mathurā (im *Madhyadesa*) aus erobert worden ist. Zu der inneren Familie gehören, nach Dr. Grierson, West-Hindī, Rājasthānī, Panjābī, Gujarātī und Pahārī. Den Kreis der äußeren Familie bilden Kaschmīrī, Kohistānī, Lahndā, Sindhī, Marāṭhī, Orīyā, Bengali, Assamesisch, Bihārī und Eastern Hindī, von welchen die zuletztgenannte Sprache eine gewisse Mittelstellung einnimmt. Diese Hypothese einer zweifachen arischen Einwanderung findet in den Resultaten der ethnologischen Forschung eine beachtenswerte Bestätigung. Auf diese Resultate geht zwar Dr. Grierson nicht ein; dagegen sind sie klar dargelegt in dem äußerst interessanten Kapitel über „Caste“, welches Mr. H. H. Risley, der verdiente Leiter der Ethnological Survey zu dem obengenannten Census Report geliefert hat.

Es ist interessant zu beobachten, wie die Sprache der arischen Einwanderer die Ursprache Nordindiens so vollkommen verdrängt hat, während ihr dies mit der Ursprache Südindiens nicht gelungen ist. Andere Einwanderungen, an Zahl und Zivilisation der arischen kaum nachstehend, haben in späteren Jahrhunderten noch stattgefunden. Aber ihre türkische

oder mongolische Sprache konnte sich neben der arischen von Nordindien und der dravidischen von Südindien nicht behaupten. Diese Tatsache zeugt für die große inwohnende Lebenskraft der beiden letzteren Sprachen gegenüber der der türkischen Völker Mittelasiens sowohl als der Ursprache von Nordindien. Die Dravido-Munda werden als die Hauptursprachen Indiens angesehen. Die dravidischen Sprachen finden sich im Süden, die Munda-Sprachen im Norden. Von letzteren sind nur spärliche Reste vorhanden, hauptsächlich im Nordosten; aber sie müssen einst viel weiter über den Norden verbreitet gewesen sein. Bisher wurde, auf mehr oder weniger sicherer Grundlage, angenommen, daß sie mit den dravidischen urverwandt seien. Die Ergebnisse der Linguistic Survey aber haben es Dr. Konow, dem Mitarbeiter von Dr. Grierson, welchem die Untersuchung über die Dravido-Munda-Sprachen zugeteilt war, ermöglicht, die vollkommene Unabhängigkeit derselben von einander nachzuweisen. Damit würde denn übereinstimmen, daß während die dravidischen Sprachen dem Arischen standhalten konnten, die Munda-Sprachen vor demselben untergingen.

Alle Bände der Linguistic Survey sind genau nach demselben Plane bearbeitet. Den Beginn macht eine allgemeine Einleitung, welche die Ursprünge, geographische Verbreitung und dialektische Gliederung der betreffenden Sprachen, die geistigen und physischen Eigenschaften der sie sprechenden Völker, und dergleichen mehr bespricht; und ferner eine Bibliographie und eine ganz kurz gefaßte Grammatik gibt. Darauf folgt der Hauptteil: eine Wiedergabe des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in der betreffenden Sprache oder Mundart, nebst anderen Proben. Diese sind in den landläufigen Schriftzeichen, sofern solche existieren, gedruckt; immer aber ist eine Umschrift in römischen Lettern gegeben, und diese wieder mit einer englischen Interlinear-Übersetzung versehen, welche dem Original Wort für Wort folgt. Das Ende bildet eine vergleichende Liste von Wörtern, Phrasen und grammatischen Formen, welche den vergleichenden Sprachforschern besonders willkommen sein werden.

Zwei der umfangreichsten unter den bisher veröffentlichten Bänden sind die Parts I und II des sogenannten 'Volume' V. Sie behandeln die östliche Gruppe der arischen Sprachen Nordindiens, d. h. die Sprachen von Bengalen und Assam in Part I, und von Bihar und Orissa in Part II. Unter sich sind die Sprachen von Assam und Orissa wieder viel enger verwandt mit derjenigen von Bengalen; und zwar ist die Ähnlichkeit des Assamesischen so groß, daß es vielfach nur für einen besonderen Dialekt des Bengalischen gehalten wird. Andererseits ist es aber bemerkenswert, daß, wie uns Dr. Grierson mitteilt (Vol. V, Pt. II, p. 368), das Oriyā, d. h. die Sprache Orissas, "ein älteres Stadium der grammatischen Entwicklung repräsentiert als selbst das klassische Sanskrit, und daß es unter den indoarischen Sprachen nur mit dem ältesten Sanskrit der vedischen Zeit verglichen werden kann". Übrigens sind das Assamesische und das Oriyā keineswegs die einzigen Sprachen von Assam und Orissa. Neben ihnen kommen dort noch eine ganze Reihe nicht-arischer Sprachen vor, und zwar Tibeto-Birmesische oder Dravido-Munda Mundarten, welchen besondere Bände, der III. und IV., gewidmet sind. Die Zahl derer, von welchen die indoarischen Sprachen der östlichen Gruppe gesprochen werden, beläuft sich auf etwas über 88 Millionen; und zwar kommen von diesen auf Bengali und Bihārī respektive über 41 und 36 Millionen, auf Oriyā nur etwa 9 Millionen, und auf Assamesisch sogar nur etwa  $1\frac{1}{2}$  Millionen.

Der Name Bengali ist verhältnismäßig modern. Das Sanskrit kennt nur *Vanga*. Die Form *vangāla* scheint im 11. Jahrhundert in Südindien entstanden zu sein, wo die arabischen Geographen sie kennen lernten. Aus dem Arabischen ging sie ins Persische über, und von dort ins Hindustanische, aus welchem schließlich die in Europa geläufige Form Bengali und Bengalisch sich bildete.

Die Bengalische Sprache ist ein Kuriosum in ihrer Art. Die geschilderte Sprache unterscheidet sich wohl überall in der Welt von der gesprochenen; in den nordindischen Sprachen ist der Unterschied größer als anderswo; aber im Bengalischen ist er geradezu ins ungeheuerliche getrieben worden. Nirgends ist die Kluft zwischen der kleinen gebildeten Klasse und der Masse der Bevölkerung so groß als in der Provinz Bengalen. Die heutige Literatursprache ist niemand verständlich als nur denen, welche Sanskrit gelernt haben. Fast ihr ganzer Wortschatz, etwa 80—90 Prozent, ist direkt aus dem Sanskrit entlehnt, und unter diesen befinden sich viele der gewöhnlichsten Worte des täglichen Umgangs. Mit der Grammatik ist es ebenso. In einem der neuesten Lehrbücher von etwa 130 Seiten z. B. beschäftigt sich etwa ein Viertel derselben eingehend mit den Regeln des sogenannten *sandhi* oder Lautverbindung des toten klassischen Sanskrit, die dem lebendigen Bengali des Volkes ganz fremd ist. Bengalen wartet noch des Genius, der die lebendige Umgangssprache der Jetztzeit, etwa wie sie im Hooghly Distrikt gesprochen wird, zur Kultur- und Literatursprache zu erheben versteht. Es war anders in früheren Jahrhunderten. Bengalen besitzt nämlich eine ziemlich ausgedehnte alte Literatur. Aber die Dichter jener Zeit, z. B. ein Chandi Dās im 14., Kāsi Rām im 15., Mukunda Rām im 17. Jahrhundert, schrieben ihre großen Gesänge im lebendigen Bengali ihrer Zeit. Die groteske Sprache der heutigen Presse ist ein Kunstprodukt der Literatur des 19. Jahrhunderts. Leider zeigt sie vor der Hand noch kein Zeichen des Absterbens (Vol. V. Pt. I, pp. 14—17). Die lebendige Umgangssprache zerfällt in mehrere Dialekte. Bis jetzt sind diese noch wenig erkannt worden. Dr. Grierson zählt hauptsächlich zwei, einen westlichen und einen östlichen Dialekt, welche nicht unbedeutende Unterschiede, namentlich in der Aussprache (Vol. V. Pt. I, p. 201), aufweisen. Die in Calcutta und Hooghly gesprochene Mundart ist eine Unterart des westlichen Dialekts und gilt für das reinste und beste Bengalisch.

Das Bihārī ist in gewissem Sinn die jüngste der großen nordindischen Sprachen. Noch vor kaum 30 Jahren war seine Existenz nicht bekannt. Es war der Schreiber dieser Zeilen, welcher in seiner Comparative Grammar (1880) zuerst das Recht des Bihārī nachwies, unter dem Namen Eastern Hindī als eine besondere Sprache gerechnet zu werden. Bisher hatte es nur als ein obskurer Dialekt des allmächtigen Hindī gegolten. Dr. Grierson hat das Verdienst, die Stellung des Bihārī noch genauer präzisiert zu haben, indem er es auch vom Eastern Hindī im engeren Sinn trennte und es als eine eigene Sprache, unter dem jetzigen Namen Bihārī, zur Anerkennung brachte (Vol. VI, p. 3). Nach der von ihm aufgestellten und jetzt gültigen Zählung hat das alte ungefüge Hindī vier großen Sprachen Platz gemacht, dem Rājāsthānī, West-Hindī, Ost-Hindī und Bihārī; und diese vier Sprachen gehören überdies noch zu drei ganz verschiedenen Gruppen der Indo-arischen Sprachenfamilie. Das Bihārī gehört zu der östlichen, und das West-Hindī und Rājāsthānī zu der mittleren Gruppe, während das Ost-Hindī eine besondere Zwischengruppe zwischen jenen bildet.

Der Name Bihārī, statt dem ursprünglichen Eastern Hindī, ist von Dr. Grierson aus zwei Gründen gewählt worden: einmal, um den neu entdeckten Unterschied zwischen ihm und dem eigentlichen Eastern Hindī zu markieren, und dann, weil der bedeutendste Dialekt des Bihārī, das Maithilī, eben in der Provinz Bihār zu Haus ist. Verglichen mit dem Bengalischen nämlich, hat das Bihārī zwei ganz auffallend verschiedene Dialekte, einen östlichen und einen westlichen. Ersterer zerfällt in zwei Unterdialekte, Maithilī und Magahī. Dr. Grierson, aus praktischen Gründen, obwohl es nicht ganz folgerichtig ist, zieht es vor, diese drei Spracharten als drei ebenbürtige Dialekte des Bihārī zu behandeln. Die Zweiteilung hat aber nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine ethnische Berechtigung. Denn, wie Dr. Grierson ganz richtig sagt (Vol. II, Pt. II, p. 4), "das Maithilī und Magahī sind Dialekte von Nationalitäten, welche den Konservatismus der Formen ins Übermaß getrieben haben, während das Bhojpuri [der westliche Dialekt] die praktische Sprache einer energischen Rasse ist, welche jederzeit sich den Umständen anzupassen weiß, und welche ihren Einfluß über ganz Indien fühlbar gemacht hat. Der Bengālī und der Bhojpuri sind die beiden Träger der indischen Zivilisation, der eine mit seiner Feder, der andere mit seinem Prügel". Diese Charaktereigentümlichkeiten kennzeichnen auch in der Tat ihre beiderseitigen Sprachen. Das Maithilī z. B. "besitzt eine verwirrende Masse von Formen des Zeitworts. Für jede Person einer jeden Zeit gibt es mitunter sieben oder acht verschiedene Ausdrucksweisen, weil das Zeitwort nicht allein dem Subjekt, sondern auch dem Objekt sich anpassen muß. Der Unterschied der Einzahl und Mehrzahl ist allerdings heutzutage verschwunden; dagegen hat sich aber ein Unterschied des Ranges herausgebildet: man konjugiert verschieden für den Höher- und Niedergestellten" (Vol. II, Pt. II, p. 25). Diesen ganzen Schwarm von Verbalformen hat das Bhojpuri beiseite geworfen; von Rangunterschieden weiß es nichts; seine Grammatik ist so einfach wie die des Englischen (ibid., p. 44).

Zu dem Formenkonservatismus des Maithilī hat ohne Zweifel die Tatsache viel beigetragen, daß diese Mundart schon in sehr früher Zeit literarisch kultiviert worden ist. Mithila ist von jeher in ganz besonderer Weise das Land der Brahmanen gewesen. Seine Pandits sind berühmt wegen ihrer Gelehrsamkeit im Sanskrit. Aber was sie vor anderen ihrer Kaste auszeichnet, ist, daß sie es nicht verschmäht haben, die sonstwo verachtete Sprache des gewöhnlichen Lebens in ihren religiösen Dichtungen zu verwenden. Einer der berühmtesten unter ihnen ist schon im 15. Jahrhundert Bidyāpati Thakur; und er ist nur der erste einer langen Reihe von Dichtern, die bis auf unsere Zeit herabreicht.

Das Bhojpuri besitzt keine Literatur; aber abgesehen von diesem Punkt ist es der weit bedeutendere Dialekt. Denn er wird über ein größeres Gebiet und von einer größeren Anzahl von Menschen gesprochen, als die beiden anderen Dialekte zusammen genommen. Sein Territorium begreift 50 000 Quadratmeilen und erstreckt sich von Norden in südöstlicher Richtung, vom Fuße des Himalaya bis an die Grenze der Provinz Orissa, in einem breiten Bande, das sich von Benares bis nach Patna ausdehnt. Gesprochen wird es von (rund) 20 Millionen, während auf die beiden anderen Dialekte nur etwas mehr als 16 Millionen kommen, und zwar auf das Maithilī (rund) 10 Millionen und auf Magahī etwa 8 Millionen (Vol. II, Pt. II, p. 5, 41).



Wie schon erwähnt, unterscheidet man jetzt zwischen Ost-Hindī und Bihārī als zwei ganz verschiedenen Sprachen — ein Resultat vornehmlich von Dr. Griersons Untersuchungen. Ersteres ist eine verhältnismäßig engbegrenzte Sprache, welche sich wie ein schmaler Keil, etwa 250 engl. Meilen breit, zwischen West-Hindī und Bihārī einschiebt. Ihr Territorium beschränkt sich ungefähr auf die Provinz Oudh und die unmittelbar südlich davon liegenden kleinen Staaten der sogenannten Central Indian Agency. Die Zahl der sie Sprechenden beträgt nur etwas über 24 Millionen. Etwas anderes läßt sich im Grunde von einer solchen Zwischensprache, wie es das Ost-Hindī ist, gar nicht erwarten. Die Grenzen zweier anstoßenden Sprachen lassen sich meist nicht genau bestimmen. Es gibt da immer einen Streifen Land, in welchem die beiden Sprachen sich mischen. In dem hier in Frage kommenden Gebiete haben sich zwei Sprachen von altersher berührt. Zu Beginn unserer Zeitrechnung waren es die beiden Prakritsprachen, Māgadhī und Sauraseni. Die aus ihnen resultierende Mischsprache nannte man Ardha-Māgadhī, d. i. Halb-Māgadhī. Unser Ost-Hindī ist der moderne Repräsentant dieses Halb-Māgadhī, während Bihārī dem Māgadhī, und West-Hindī dem Sauraseni entspricht (Vol. VI, p. 2, 8). In der Deklination der Nomina und Pronomina geht das Ost-Hindī mit Bihārī, dagegen in der Konjugation des Verbums adoptiert es die Merkmale seiner beiden Nachbarn. Zum Beispiel im Perfektum haben wir

1. *mār-e-ū* oder *mār-ya-ū* Ich schlug,
2. *mār-i-s* oder *mār-ya-s* Du schlugst,
2. *mār-i-s* oder *mār-ya-s* Er schlug.

Hier ist das Element *ya* oder *e* oder *i* das West-Hindī-Merkmal der vergangenen Zeit, während die enklitischen Pronomina *ū* und *s* Merkmale des Bihārī sind.

Im Futurum haben wir:

1. *mār-ab-ū* Ich werde schlagen,
2. *mār-ab-es* Du wirst schlagen,
3. *mārihai* Er wird schlagen.

Hier sind *abū*, *abes* einerseits und *ihai* anderseits die Merkmale des Bihārī und West-Hindī.

Das Ost-Hindī teilt sich in keine ausgeprägten Dialekte. Bei einer so eng begrenzten Sprache läßt sich dies auch kaum erwarten. Nur im äußersten Süden seines langgestreckten Gebietes tritt die Chatisgarhī-Mundart etwas mehr hervor. Dr. Grierson zählt zwar noch zwei andere Dialekte, das Awadhī und Baghelī; aber, wie er selbst zugibt (Vol. VI, p. 1), hat er ihre separate Existenz nur als Konzession an das landläufige Vorurteil zugelassen. Es ist bemerkenswert, welch hohes Ansehen, trotz seiner geringen Ausdehnung, das Ost-Hindī als Literatursprache genießt. Es verdankt diese bevorzugte Stellung Tulsī Dās, dem größten Dichter Nordindiens, welcher seinen berühmten Rāmāyan im Awadhī-Dialekt verfaßte. Seit seiner Zeit ist dieser Dialekt zur obligatorischen Mundart der nordindischen Dichtung (außerhalb Bengalens) geworden.

Der dritte Band, von welchem bis jetzt zwei Teile vorliegen (Volume III, parts I und II), behandelt die tibeto-birmesischen und der zweite Band (Volume II) die siamesisch-chinesischen Sprachen. Was von diesen in Indien existiert, sind nur sehr kleine Ausläufer, resp. Reste, jener Sprachen, welche sich meistens in den engen Tälern der rings um die

äußersten Nordostgrenzen Indiens gelegenen Gebirge festgesetzt haben. Es lassen sich ihrer nicht weniger als etwa 72 (nach anderer Rechnung sogar 92) Mundarten zählen, welche sich wieder in etwa sieben Gruppen zusammenfassen lassen. Die gebietliche Ausdehnung sowie die Sprecherzahl der einzelnen Dialekte ist minimal. Die Bodo- und die Kuki-chin-Gruppen, welche die größte Sprecherzahl besitzen, haben derer nicht mehr als (rund) 600 000; und die Kachin-Gruppe wird sogar nur von 1920 Menschen gesprochen. Mit diesen Sprachen sehen wir uns einem vollständig anderen Gebiet von sprachlichen Erscheinungen gegenüber, nämlich den agglutinativen im Gegensatz zu den inflektionellen der indo-arischen Sprachen. Auch liegt ihr Interesse nicht so sehr auf dem engeren Gebiet des Philologen als auf dem weiteren des Anthropologen, welcher die Ursprünge und Entwicklung der Sprache und der Kultur zu erforschen sich zur Aufgabe macht. In beiden Richtungen bieten Dr. Griersons Berichte vieles Interessante. Mit Bezug auf die tibeto-birmesische Sprachengruppe bemerkt er (Vol. III, Pt. II, p. 2), daß "ihr Hauptinteresse in der Tatsache liegt, daß sie agglutinative Mundarten sind, welche infolge ihrer Berührung mit der Sprache der arischen Völker inflektionell werden". Er zeigt dies eingehender an einem der Bārā- oder Kāchārī-Dialekte, welcher z. B. statt das Verbum mit den charakteristischen agglutinativen Infixen zu modifizieren, dasselbe nach arischer Weise zu inflektieren anfängt. Von den Dialekten der Kuki-chin-Gruppe sagt uns Dr. Grierson (Vol. III, Pt. III, p. 16), daß "sie, wie alle tibeto-birmesischen Sprachen, eine starke Neigung haben, abstrakte Bezeichnungen zu vermeiden. Ihre Worte sind in der Regel Ausdrücke für Einzelbegriffe und nicht für abstrakte Ideen. Viele der Dialekte z. B. scheinen ein Gemeinwort für "Mensch" zu vermeiden und gebrauchen gewöhnlich lieber an seiner Stelle den Namen des eigenen Stammes. Für den Angehörigen des Singpho- oder Khami-Stammes bedeutet *sing-pho* und *kha-mi* eben nur Mensch im allgemeinen". Wie Dr. Grierson ganz richtig weiter bemerkt, "macht es diese Neigung, alles unter Einzelbegriffen zu verstehen, schwer, die Vokabularien verschiedener Dialekte zu vergleichen, weil in vielen Fällen es unsicher bleibt, ob die in den zu vergleichenden Worten ausgedrückten Ideen auch wirklich ganz dieselben sind". Von ganz besonderem Interesse ist die jetzt tote Ahom-Sprache (Vol. II, pp. 61, 81 ff.). Die Ahome sind ein Stamm des in Hinterindien weitverbreiteten Tai- oder Shan-Volkes, welcher um 1228 A. D. nach Assam einwanderte und um 1540 die Herrschaft der ganzen Umgegend an sich riß. Ihr Reich währte bis gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts, ging aber dann samt ihrer Ahom-Muttersprache an ihren hinduisierenden Neigungen zugrunde. Dieser Untergang der Ahom-Mundart, über welchen Dr. Grierson einen eingehenden Bericht gibt (*ibid.*, pp. 62, 63), macht es anschaulich, wie man sich den totalen Untergang der Munda-Ursprache von Nordindien vor dem Andrang des Arischen etwa zu denken hat.

Wohl am interessantesten für den Indologen unter all diesen zerstückelten Sprachformen sind die Monkhmer Dialekte, über welche Dr. Grierson im zweiten Band (Vol. II, pp. 1, 59 ff.) berichtet. Wie Professor Kuhn nachgewiesen hat, war einst in vorgeschichtlicher Zeit eine Art von Monkhmer-Sprache über ganz Hinterindien verbreitet. Von dort ist sie durch andersprachige Eindringlinge an die Seeküste verdrängt worden, und nur spärliche Ueberreste haben sich in den unzugänglichen Gebirgstälern am Mekong und Chindwin erhalten. Zu diesen gehört der Rest, welcher sich

in die Khassi- und Jaintiya-Berge geflüchtet hat. Diese Berge liegen innerhalb des indobritischen Gebietes, und in ihnen liegt Shillong, der bekannte Sitz der Assamesischen Provinzialregierung. Das Interessante an der Mon-khmer Sprache ist, daß sie auffallende Ähnlichkeiten zeigt mit dem Munda, der mutmaßlichen Ursprache Vorderindiens. So ist es natürlich, daß die Frage sich aufdrängt, ob etwa in der Urzeit eine einzige einheitliche Sprache in ganz Vorder- und Hinterindien geherrscht habe. Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Die beiden Ursprachen existieren heutzutage nur in spärlichen Ueberresten. Das Munda ist im Süden von Vorderindien vom Dravidischen, und im Norden vom Arischen in die gebirgigen Gegenden des Inneren Indiens verdrängt worden, wo es nur noch in kümmerlichen Resten überlebt. Ähnlich ist es, wie schon gesagt, dem Mon-khmer ergangen. Dazu kommt, daß in ihrem heutigen Zustand die beiden Sprachen einen durchgreifenden Unterschied aufweisen: Munda ist vielsilbig, während Mon-khmer einsilbig ist. Es ist daher nicht zu verwundern, daß eine zufriedenstellende Antwort auf die Frage der Einheitlichkeit noch nicht gefunden worden ist. Ob unter den obwaltenden Umständen eine solche, überhaupt möglich ist, darf vielleicht bezweifelt werden.

In der Ausarbeitung der Resultate der Linguistic Survey besitzt Dr. Grierson an Dr. Sten Konow, Dozent an der Christiana-Universität, einen ganz ausgezeichneten Mitarbeiter. Ihm verdanken wir den größeren Teil des zweiten Bandes, nämlich Volume II, Parts I und III, und den Bericht über Kachin in Part II. Wie wir hören, sollen die noch in der Erscheinung begriffenen 4. und 7. Bände, über die Dravidio-Munda und Mārāṭhī-Sprachen, auch von ihm bearbeitet werden.

Eine besondere dankenswerte Beigabe zu den Bänden ist die große Anzahl von Karten, welche die einzelnen Sprachgebiete veranschaulichen. Es würde aber die Benützung derselben erleichtert haben, wenn der Kartograph sich darauf beschränkt hätte, nur die bedeutendsten Flußläufe, Gebirgszüge und Wohnstätten anzugeben und auch durch entsprechende Druckweisen für das Auge übersichtlicher zu machen. Die Masse der gegebenen Ortsnamen und Nebenflußlinien ist etwas störend; und für die Erkenntnis der geographischen Verteilung der Sprachen und ihrer Ursachen sind die Angabe der Eisenbahnen und die unschönen, dicken, schwarzen Grenzlinien der Administrationen, welche ohnehin dem Wechsel unterworfen sind (z. B. in der Karte zum Bihārī in Vol. II, Part I) von keinem Nutzen. Im allgemeinen aber kann man den Druck und die Ausstattung der Bände nur loben. Der erstere ist durchaus groß und gefällig; eine Ausnahme machen nur die 'skeleton grammars', deren Anlage freilich die dem Auge peinlich kleinen Typen notwendig machte.

Bei der Masse der mehr oder weniger ungewöhnlichen Schriften und ihrer Umschriften in diesem weitläufigen Werke gereicht die verhältnismäßige Fehlerfreiheit des Druckes den Druckern und Korrektoren zu großer Ehre. Freilich sind nicht alle Fehler vermieden worden. Als Beispiel möge das Bihārī-Specimen dienen, das auf Seite 56—63 im zweiten Teil des zweiten Volume gedruckt ist. Es ist in zwei Schriftarten gegeben, im Maithilī und Kaithī. Diese beiden Versionen stimmen durchaus nicht immer überein; und die Umschrift, welche ihnen folgt und welche beabsichtigt zu sein scheint, die Maithilī-Version wiederzugeben, stimmt öfters mit keiner der beiden Versionen. Zum Beispiel, das Maithilī-Original schreibt durchweg *deś*, was die Umschrift auf Linie 11 (p. 61) mit *dēs*,

dagegen auf Linie 15, 17 mit *dēs* wiedergibt. Das Wort *sūgar* wird von der Umschrift auf Linie 21 und 23 so geschrieben, während das Original dafür das eine Mal [*śūgar*], das andere Mal [*sūgar*] hat. In einigen Fällen, wo das Original das *anunāsika* oder Nasalisationszeichen durchweg wegläßt, z. B. in *sa*, *mē*, *bāfi* etc., nasaliert die Umschrift ebenso regelmäßig *sā*, *mē*, *bāfi* etc. In anderen Fällen, wo das Original nasaliert, unterläßt es die Umschrift, z. B. in *otāi rahāi*, L. 19, *lāi*, L. 21, *ḥarāi*, L. 23. Überdies schreibt in diesen Fällen das Original ein *e* statt dem *āi* der Umschrift. Es kann ja kein Zweifel sein, daß in allen solchen Fällen die Umschrift die nachlässige Orthographie des eingeborenen Originals stillschweigend korrigiert. Wer mit dem Maithili so vertraut ist wie Dr. Grierson, läßt sich durch den Mangel an Übereinstimmung nicht stören. Aber das ist nicht jedermanns Sache; und für Übereinstimmung hätte so leicht durch Korrektur der Originale gesorgt werden können. Denn der Zweck dieser Originale ist ja doch nicht, die Nachlässigkeit der indischen Schreiber, sondern die normale Erscheinung der Sprache zu veranschaulichen. Die Umschrift *diyā*, in L. 5, für das Maithili Original *ḍibā* und das Kaithi *ḍā* ist nicht recht verständlich. Die Umschrift *chāhait*, L. 23, scheint ein Druckfehler zu sein; beide Originale haben *chāhait*. Auf Seite 31, letzte Linie, sollte es 140 heißen (wie richtig auf Seite VII) statt 147. In Vol. II, Seite 65, Linie 22, ist aus Versehen das zwölfte Jahrhundert angegeben statt dem dreizehnten; denn wie auf Seite 61 gesagt ist, fand die Einwanderung um das Jahr 1228 statt.

Aber es ist ein undankbares Geschäft, nach kleinen Mängeln zu suchen in einer so großartigen Arbeit von bleibendem Werte. Wir wollen mit dem herzlichsten Wunsch schließen, daß es dem gelehrten Forscher vergönnt sein möge, sein großes Werk in Bälde zum reichlich verdienten glücklichen Ende zu führen.

Oxford.

A. F. Rudolf Hoernle.

**Die Gatha's des Awesta.** Zarathushtra's Verspredigten übersetzt von Christian Bartholomae. Straßburg. Verlag von Karl J. Trübner, 1905. X u. 133 S. in kl. 8°. 3 M.

Von den Schriften, welche in dem heiligen Buche der Magier, dem Awestā, enthalten sind, haben die Gāthās als älteste Denkmale der alt-medischen Sprache und Religion die größte Bedeutung. Das übrige Awestā selbst erkennt und verehrt in ihnen Worte des Propheten Zarathuštra, der vom iranischen und griechischen Altertum als ein der Zwiesprache mit der Gottheit gewürdigter Religionslehrer und als ein in himmlischen und irdischen Dingen erfahrener Weltweiser verehrt worden ist. Es sind fünf metrisch verfaßte religiöse Reden, welche von den Priestern in den Mittelpunkt ihrer Liturgie gestellt worden sind; und zwar folgen die Gathas hierbei so aufeinander, daß die erste, sieben Abschnitte oder Lieder umfassende Gatha voransteht, worauf sich ihr zwei mit je vier Abschnitten anreihen und zwei aus nur einem Liede bestehende Gathas den Schluß bilden<sup>1)</sup>. Diese Anordnung findet sich ähnlich im Rīgwēda, dessen ursprüngliche Bücher nach der wachsenden Anzahl der in ihnen enthaltenen Lieder zusammengestellt sind, während in den einzelnen Liederreihen die

1) Man sehe die ausführliche Darstellung Geldner's im Iranischen Grundriß 2, 25.

längsten voranstehn; sowie auch im Pentateuch, dessen Perikopen oder Sabbatlesungen ebenfalls nach der abnehmenden Zahl aufgereiht sind<sup>1)</sup>. Man könnte geneigt sein, diese Verwendung eines Theils der heiligen Schriften und die daran anschließende literarische Tätigkeit der Magier als eine Nachahmung der jüdischen Exegese, die ja in den Schulen des zum persischen Reiche gehörigen Mesopotamiens betrieben worden ist, zu betrachten; da indessen bereits Herodot 1, 132 von der beim Gottesdienst gesungenen Liturgie berichtet und auch die Rischis ihre wedischen Hymnen schon sehr früh an den Verlauf des Opfers anschließend redigiert haben, so dürfte das Verfahren der indischen und medischen Priester schon in alter Zeit und unabhängig von der Tätigkeit der jüdischen Masorah eben durch das gottesdienstliche Bedürfnis sich ausgebildet haben.

Aus dieser äußerlichen Anordnung erklärt sich, daß nicht ein fortlaufender Gedankengang die Gathas durchzieht, etwa eine Schilderung des Anfangs und Fortgangs der Welt bis zu den letzten Dingen; selbst in den einzelnen Liedern (*gāthā*) oder Kapiteln (*hāiti*) ist oft der Zusammenhang der Strophen sehr locker, weshalb Geldner nach indischen Analogien annimmt, daß ein ihnen zugrund liegender, vielleicht mündlich fortgeplanter Prosatext, mit dem sie ursprünglich verwoben waren, verloren sei, Bartholomae (S. V) aber vermuten möchte, daß die Verse am Schluß einer vorangegangnen Predigt deren Inhalt in gebundner, dem Gedächtnis leichter sich einprägender Rede wiederholt hätten. Doch läßt sich in mehreren Liedern mit Leichtigkeit ein einheitlicher Gedanke erkennen, wie im zweiten Lied der ersten Gatha (Jasna 29), welches die Sendung Zarathuštras als Förderers der auf dem Ackerbau beruhenden Kultur als göttliche Fügung darstellt, oder im dritten und vierten Lied, worin die angebliche dualistische Weltanschauung der Iranier zuerst ausgesprochen und zum Kampf des Guten gegen das Böse aufgefordert wird.

Diese hier in grammatisch genauer Übersetzung vorliegenden Gathas sind in einem Zeitpunkt entstanden, den die zoroastrischen Priester drei Jahrhunderte vor Alexander den Großen, also etwa in die Zeit des Phraortes (647—625) verlegen<sup>2)</sup>, womit sie aber wohl die Erhebung der zarathuštrischen Lehre zur medischen Staatsreligion im Auge gehabt haben, während der Prophet selbst bereits in einer Zeit gelebt haben wird, wo Medien noch in kleinere Herrschaften zerfiel: außer den Kawi-Fürsten und Wištāspa selbst nennt uns eine Jascht Aurwasāra, der mit Kawa Husrawa kämpfte, und Spiñgauruška als Gegner des Wištāspa, eine Gatha Bēndwa und Grēhma (letzterer nach Bartholomae ein Priester der frühern Religion). Auch assyrische Inschriften nennen aus der medischen Vorzeit zahlreiche Teilfürsten, die nicht viel älter als Zarathuštra sein können<sup>3)</sup>.

Das außerordentliche ist, daß diese alten Predigtlieder bereits an die Stelle des arischen Heidentums einen Theismus gesetzt haben, den man für eine späte Form der iranischen Religion halten möchte und wirklich gehalten hat, wenn nicht literarische und besonders sprachliche

1) Abel Bergaigne, Séances de l'Acad. d. Inscr. 21. Mai 1886. Revue archéol. Juli-Aug. 1886, 105. Journ. asiat. Sept.-Oct. 1886, 193. Febr.-März 1887, 191. Derenbourg, Séances de l'Acad. 28. Mai 1886, 106. Oldenberg, d. Hymnen des Rigweda. 1888, 191. Pincott, Journ. R. As. Soc. 16, 381.

2) s. A. V. Williams Jackson, Zoroaster 150.

3) s. Grundriß 2, 405.

Gründe mit Sicherheit ihren Verfasser an den Beginn der iranischen Kultur zu setzen nötigten.

Die Gathas sind frei von aller Superstition und vermeiden jede mit den alten, fortan als böse Geister gekennzeichneten Göttern verbundene mythologische Bildersprache<sup>1)</sup>, und setzen an die Stelle der Naturwesen eine theologische Hierarchie der Gottheit und ihrer Engel, die aber aus abstrakten Begriffen noch nicht zu persönlichen Wesen fortgebildet sind; sie sind vielmehr noch Eigenschaften und Wirkungen Gottes, der in den Gathas in Verbindung mit einem oder mehreren der Erzengel, d. i. in der durch diese versinnbildlichten Äußerung seines allumfassenden Wesens erscheint.

Die Gathas bekämpfen auch alte arische Opferbräuche (J. 48, 10), und

1) Daher kann die Übersetzung der schwierigen Worte *asnām uḥšā* J. 50, 10 und *uḥšānō asnām* J. 46, 3 durch 'Stier der Tage' d. i. die Morgenröte, und 'Stiere der Tage', d. i. die Morgenröten, nicht richtig sein. Die im Wēda gebräuchliche Vergleichung der Götter mit Bullen und Hengsten ist ganz unverträglich mit zarathustrischen Anschauungen und vollends mit der Vorstellung der Uschas oder Eōs, der Himmelstochter (*duhitā diwās*), die indisch, iranisch und griechisch eine weibliche Gottheit ist. Es ist vielmehr ein von Bartholomae nicht anerkanntes Nomen *uḥšan* 'Förderer', 'der wachsen macht', verschieden von *uḥšan* 'Ochse', anzusetzen, dessen Dativ *uḥšnē* er selbst nicht bestreiten kann, aber als besonderes Wort mit Infinitivbedeutung anführt. Die eine der zitierten Strophen, J. 50, 10, ist zu übersetzen: "und welche (fromme) Handlungen ich verrichten werde und welche vordem (verrichtet sind), und was (*jā* statt *jaš*, wegen des *jā* vorher) vom frommen Sinne (des Gläubigen betrachtet) für dessen Augen wertvoll ist (was ihn glücklich macht, da er in ihm seinen Schöpfer erkennt, nach Mills): Sterne, Sonne, der Tage Vermehrerin, die Morgenröte, (das alles) dient durch Ascha (die heilige Ordnung des Universums) euch zum Preis, o Mazdā Ahura (die zu allen Zeiten gebrachten Lobpfer und die Gestirne in ihrer unveränderlichen Bahn verkünden deine Herrlichkeit)". Die Morgenröte wird hier nicht *ušā*, sondern *ašurus* genannt, was Darmesteter richtig durch *dawn* (engl.) übersetzt; es ist ein dem Medischen eignes Wort und scheint mit *ajare* (Tag, vgl. ἡμέρα Tag II. 7, 458) und mit got. *air* und ἡρι verwandt (ἡρι-πόλη, ἡρι-γένεια). Die Uschas vermehrt die Tage, da mit dem Aufleuchten jedes Frührots ein weiterer Tag in die Reihe der dem Sterblichen bestimmten Lebenstage tritt. Die Pahlawi-Übersetzung hat *uḥšā* und *ašurus* nicht mehr verstanden und etymologisch irrig erklärt. Die andere Strophe, J. 46, 3, bedeutet: "wann, o Madzā, werden die Vermehrer der Tage zur Erhaltung der Welt des Ascha (des heiligen Gesetzes, nach welchem sich alle Vorgänge vollziehen) hervortreten? mit den gewaltigen (nach der Tradition: mit den getanen, in Taten umgesetzten) Lehren die Verstandeskräfte der Retter (der weisheitvollen Propheten der Zukunft, der σωτήρες) (sich zeigen)? wem zur Hilfe soll kommen (dein Reich) mit dem frommen Sinne (vgl. J. 30, 8<sup>b</sup>. 31, 6<sup>c</sup>)? für mich dich zur Vollendung ich wähle (ich vertraue auf dich für meine Rettung)". Hier sind die Saoschjantō oder Heilande 'Vermehrer der Tage' genannt, denn sie sollen in Erfüllung ihrer Lehren die Welt im Reiche Gottes erneuen, und die Tage der verstorbenen Frommen zu ewiger Dauer vermehren, vgl. *jawaeḡim* Jt. 19, 89.

das einzige, was an das Wunder streift, ist die Inspiration des Propheten, die doch wieder ihren Grund in der Wirklichkeit, in einem erhobenen Zustand der seelischen Kräfte hat, in welchem Zarathustra Gott mit Augen sieht (J. 31, 8. 43, 5). Dieser Gott selbst gleicht nicht den Göttern andrer asiatischer Religionen, Vor- oder Abbildern ihrer kriegerischen Tyrannen, er ist vielmehr ein Lichtgeist ohne Anfang und Ende, aus dessen lebendigem Wesen sich einzelne Kräfte entfalteten und in die Welt selbsttätig (*hwafendā*, J. 30, 3) eintraten. Zarathustra hat unter dem Bild der Geburt des Menschen anschauen gelehrt, was spätere Religionslehren als Emanationen bezeichnen, die von der Gottheit ausgingen und deren Lichtnatur, je weiter sie sich von ihrem Urquell entfernten, stufenweise beeinträchtigt ward durch die Finsternis, den Gegensatz oder die Kehrseite des Lichtes, ohne welche dieses nicht zu denken ist. In der gegenwärtigen Weltperiode (*zrūnē darejē*), die nur eine Episode im ewigen Dasein Gottes ist, hat sich ein Kampf entsponnen, dessen Zweck ist, die von den Schlacken der Finsternis gereinigten Lichtteile mit dem Urgeist wieder zu vereinigen, oder, da in sittlichem Betracht das Licht, das Leben und das Gute, die Finsternis, der Tod und das Böse ist, die der Sünde und dem Tode verfallene Seele zu erlösen und der Gemeinschaft mit Gott teilhaftig zu machen, die prästabilisierte Harmonie herzustellen. Dieser Kampf wird von allen Wesen, die sich in zwei Parteien (*rāna*) teilen, unter Führung des heiligen und des schädlichen Geistes ausgefochten. Gewöhnlich ist Gott selbst, Ahura Mazda, der eine Heerführer, aber die genaue und ursprüngliche Anschauung ist die, daß der heilige Geist (*spēñtō mainjūš*) als innerweltlicher Gott, die gute Schöpfung leitet und dem bösen Geist (*aiwō mainjūš*, Ahriman) gegenüber steht, wogegen Gott als allerheiligster (*spēñtōtemō*) am Kampf nicht beteiligt ist. Deutlich unterschieden ist Ahura Mazda vom heiligen Geist in der Gatha Spentāmajū J. 47; auch J. 43, 6. 44, 7 u. a. Dieses Verhältnis der drei Geister spricht sich auch aus in der zur Sasanidenzeit verbreiteten Lehre der Zervaniten, in welcher die kämpfenden Ōrmazd und Ahriman als Zwillingsskinder der 'unendlichen Zeit' bezeichnet werden, die demnach an die Stelle des ursprünglichen Lichtwesens getreten ist, mit Berufung auf die nicht richtig interpretierte Awestā-Stelle, Wend. 19, 9: "der heilige Geist (hier Ōrmazd) schuf (das heilige Wort) in der unendlichen Zeit (*zrūnē akarangē*)" <sup>1)</sup> Da das Leben auf Erden von diesem Kampf erfüllt ist, so gewinnt die zarathustrische Religion das Aussehen eines schroffen und konsequenten Dualismus oder Ditheismus, der doch mit der Anschauung der Gathas nicht vereinbar ist und auch von den heutigen Bekennern der Lehre entschieden zurückgewiesen wird<sup>2)</sup>. Das Problem der Entstehung des Bösen oder der Finsternis und Materie aus oder neben dem Guten oder dem Licht und Geist hat bis in die neuere Zeit Religionslehrer und Denker beschäftigt, und Zarathustra gebührt der Ruhm, diese Frage lange vor Platon aufgeworfen und auch für die Fassungskraft seines Zeitalters befriedigend beantwortet zu haben.

Erst wann die jenseitige Welt sich öffnet, dienen mythologische oder sinnbildliche Vorstellungen zu einer eindrucksvollen Schilderung des Jenseits, die in weit größerem Maße zu rechtschaffenem Leben aneifern

1) Vgl. Jackson, Grundriß d. ir. Phil. 2, 630.

2) J. C. Coyajee, The Spirit of the Gathas, in: The Gatha Society's Publications n° 1, 19. Sohrab J. Bulsara, God in the Gathas, das. n° 2.

mußte, als die durch die Wirklichkeit allzu oft widerlegte Annahme, daß schon hier auf Erden Recht und Unrecht durch Lohn und Strafe ausgeglichen würden. Der Sünder zittert vor dem "grausigen, schrecklichen, unheilvollen Weg, der Trennung von Leib und Seele" (Jt. 22, 17. 35), nach welcher seine Seele die angstvolle Brücke des Richters (J. 46, 10. 11. 51, 13) betreten muß, die vom höchsten Berg der Erde über einen Abgrund in die Ewigkeit reicht. An ihr wird der unerbittliche Spruch über ihr künftiges Los gesprochen, und das Gewissen tritt der frommen Seele in einem Mädchenbild entgegen, dessen Reize den tugendhaften Erdenwandel spiegeln, und in dessen Geleit sie über die Brücke, die sich gefahrlos ausbreitet, in das Paradies schwebt, während die gerichtete Seele ihre Gewissensbisse in einem häßlichen Weib verkörpert sieht, ehe sie über die schwertscharfe Brücke in den Abgrund stürzt.

Die Betätigung der zarathustrischen Religion ist nicht Weltflucht und eine Gott angeblich wohlgefällige Askese, sondern sie besteht in der Teilnahme am Kampf gegen das Böse, der aus der Gewißheit des endlichen Sieges und himmlischen Lohnes immer neue Kraft erhält. Es gibt bei Medern und Persern keine Götzen- und Heiligenbilder, auch keine Opfer, womit man die Kraft der Götter zu stärken oder ihre Entschlüsse sich zugunsten zu beeinflussen vermeint. Die himmlischen Wesen stehn von vornherein auf der Seite des Menschen gegen das Reich des Bösen, und statt des Opfers dient im Gottesdienst der Lobgesang<sup>1)</sup>, dessen Inhalt die Vergewärtigung der göttlichen Wohltaten ist und der an einem Ort dargebracht wird, wo die Dämonen keine Macht haben, in Gegenwart des heiligen Feuers, des irdischen Symbols der als Lichtstrahl gedachten Gottheit<sup>2)</sup>; wie auch im Paradies, dem Hause des Gesanges (*garō demāna*) das Entzücken der Seligkeit und geistigen Vollendung sich in der Musik auslöst<sup>3)</sup>.

Wie andere Religionstifter mag auch Zarathustra in einer ausgebildeten Lehre zusammengefaßt haben, was hie und da vor ihm andre hervorragende Männer aus dem in ihnen lebendigen Wesen des Volkes als Gedanken höherer Art geäußert haben, und insofern ist auch bei ihm die Religion der untrügliche Ausdruck der geistigen Veranlagung der Nation, die nicht nach den Missetaten einzelner, sondern nach dem was ihre besten Mitglieder für sie und den Fortschritt der Menschheit geleistet, geschätzt werden muß. Stiergefächte und Autodafés sind unverträglich mit einer Religion, deren heiligste Urkunden mit der Einschärfung des Tierschutzes beginnen (J. 28. 29), und welche für "die frommen Seelen der irgendwo (auf Erden) gebornen Männer und Frauen, die (für das Gute) kämpfen, kämpfen werden und gekämpft haben" zu beten lehrt (J. 39, 2).<sup>4)</sup> Seit Zarathustra hat die Vorstellung von der Bekämpfung des Bösen durch das Gute, von endlichem Sieg, von Unsterblichkeit und Seligkeit die Religionen und Philosophien beeinflußt und hat sie von dem Pessimismus befreit, der die Menschheit durch das Bestehen von Leiden, Sünde und

1) *μῦθος ἀνὴρ* . . . ἐπαίδει θεογονίην, Herod. 1, 132.

2) Rapp, Zeitschr. DMG. 20, 78. 79. 89.

3) Bundehesch 75, 2; vgl. Söderblom La vie future 98. Sohrab J. Bulsara 21.

4) Zénaïde A. Ragozin, Media, Babylon and Persia. Lond. 1889, 166. 167.



Tod ohne Aussicht auf deren Vernichtung bedrückt hat. Seine Ethik ist transzendent, indem sie dem göttlichen Gesetz, dem Ascha (pers. *arta*) entspringt, welches alle Forderungen menschlicher Sittenlehre deutlich vorzeichnet, dem Inbegriff aller Tugenden, der göttlichen Triebkraft im Herzen des einzelnen, die uns der Gemeinschaft mit Gott nähert. Sie ist ferner altruistisch, indem sie humanitäre Werke fördert und für alle Menschen die Seligkeit verheißt; sie ist utilitarisch auf irdische Wohlfahrt und Gesundheit und auf die Fortdauer im künftigen Leben gerichtet.

Zarathuſtra war kein Schwärmer, sondern ein Weiser, der durch sein Gesetz die edlen Regungen des Menschenherzens erweckt und für den Kampf gegen das Böse aufgeboten hat. Auch ist er nicht zum Gott gemacht worden, obwohl die Religion in Anpassung an die Vorstellungen der Menge geistig tiefer stehender Bekenner alte mythische Vorstellungen wieder hervorholt, und obwohl die Magier die Vergöttlichung ihres Oberhauptes leicht an die Gathastelle hätten anknüpfen können, wo der unsterbliche Geist (die Frawaschi) des Zarathuſtra (J. 29, 8. 10) unter den höhern Wesen weilt. Auch seine Mutter, deren Namen wir erst aus spätern nicht-awestischen Schriften kennen, wird als eine Anhängerin der alten Religion bezeichnet: Wendidad 19, 6 sagt der Versucher Ahriman, der den Zarathuſtra von seinem Vorhaben, die anti-daëwische Religion zu stiften, zurückhalten will, seine, des Zarathuſtra, Mutter selbst habe ihn, den Ahriman, angebetet.

Die Sprache der Gathas verdankt gewiß dem Zarathuſtra größtenteils ihre Ausbildung; denn die von ihm gestiftete Religion erforderte eine Ausdrucksweise, welche von der Sprache des gewöhnlichen Lebens und des vorzarathuſtrischen Gottesdienstes abwich. Sie ist feierlich prophetisch und gelegentlich mystisch und esoterisch, wie wenn mit den Namen der Amescha-spentas oder Erzengel nicht nur diese kaum persönlichen Wesen bezeichnet werden, sondern zugleich die Äußerungen des göttlichen Waltens, für welche sie gewissermaßen als Organe dienen, und auch die ihnen entsprechenden Regungen im Innern des Menschen mitverstanden werden, so daß es unmöglich ist, in einer Übersetzung einen Ausdruck zu finden, der diese verschiedenen, nur dem Eingeweihten geläufigen Vorstellungen umfaßte. Frühere Übersetzer, wie Kossowicz (in latein. Sprache) und der um das Verständnis der Gathas hochverdiente Mills u. a. haben daher neben der wörtlichen Wiedergabe eine erläuternde Paraphrase gegeben, wodurch das Verständnis gefördert wird, aber das Aenigmatische des Stils weniger zum Ausdruck kommt.

Der Leser wird vielleicht auch Anstoß nehmen, daß er oft mitten unter metaphysischen Ausdrücken den Viehzüchter, den Bauer, den Stier, und zwar nicht als mythologisches Gleichnis der Götterstärke, wie im Wëda, oder als verkleideten Gott, wie in der griechischen Fabel, sondern als wirkliches Tier oder als Oberhaupt (*ratu*) der nützlichen Tiere, dessen Seele als Anwalt der Tiere bei den Himmlischen auftritt, sogar die trächtige, nach der Überlieferung die dreijährige Kuh (*gāuš aziš*) findet. Dem frommen Zarathustrier ist der Landbau eine religiöse Angelegenheit, denn durch dessen Betrieb wird die Wüste in Fruchtländ verewandelt und den Daëwas die Macht genommen, und dem, welcher fleißig den Pflug führt, bringt die Erde Reichtum, und er fördert die Religion des Mazdä (Wend. 3, 25). So gemahnt dieses naive Nebeneinander an Dürers Allerheiligenbild, wo unter andern gen Himmel Schwebenden, aus ritter-

lichem und fürstlichem Stand, auch ein Bauer mit dem Dreschflegel erscheint.

In der Übersetzung Bartholomae's<sup>1)</sup> ist diesen Verhältnissen durch Anmerkungen und durch eine genaue, von eindringlichem Verständnis zeugende Inhaltsübersicht eines jeden Liedes, sowie durch eine Erklärung der von Zarathuſtra geprägten religiösen Ausdrücke und der in der Übersetzung beibehaltenen altiranischen Wörter Rechnung getragen, so daß auch ein der medischen Sprache nicht mächtiger mit einiger Vertiefung sich von den ältesten Urkunden einer Religion, deren Einwirkung auf andere weit über die Grenzen Irans reichte, eine genaue Vorstellung machen kann. Da auch von Geldner eine Übersetzung der Gathas in Aussicht gestellt ist<sup>2)</sup>, so wird eine noch gründlichere Kenntnis aus der Vergleichung der Arbeiten beider Gelehrten entspringen.

An diese allgemeinen Bemerkungen über die religionsgeschichtliche Wichtigkeit der Gathas und ihre Übersetzung durch den Geschichtsschreiber der altiranischen Sprache mögen einige sachliche und sprachliche Verhältnisse berührt werden, in denen seine Ansichten unrichtig scheinen.

Mit Recht betrachtet Bartholomae, wie die meisten Forscher, nicht nur den Zarathuſtra, sondern auch seinen in den Gathas gefeierten Beschützer Wiſtāspa und andere Gestalten seines Kreises als geschichtlich mit legendarischen Zutaten (S. 132). Nicht aber ist Wiſtāspa ein ostiranischer Fürst, wie er im Altir. Wörterb., Sp. 1473, und in den 'Gathas', S. 131, 133, ausspricht. Diese Ansicht ist mehrmals vom Unterzeichneten aus historischen und religionsgeschichtlichen Gründen als unhaltbar nachgewiesen, und es ist auch erklärt worden, warum in dem späten Zardust-nāmeḥ die Stadt Balch als Sitz des Guſtāsp erscheint, und warum dessen Vater Lohrāsp oder angeblicher Vorfahr Kai Pisina aus der Persis (ein Pāsin ward von dem Sasanier Artachschathr I. in Persis besiegt) nach Balch versetzt wird. Die richtige Ansicht haben u. a. auch Jackson und der ausgezeichnete dänische Religionsforscher Edvard Lehmann<sup>3)</sup> zu der ihrigen gemacht. Da nun Bartholomae's Ansicht für viele Benutzer seiner 'Gathas' und des Wörterbuches autoritatives Gewicht haben mag, so sei nochmals bemerkt, daß selbst wenn das angebliche, von Ktesias erwähnte baktrische Reich bestanden hätte, es keinesfalls für die Stiftung einer so hochgearteten Religion, wie die zarathustrische, den Boden hätte bilden können. Diese Religion, sowie die westiranische Kultur überhaupt, ist erst durch die Achaemeniden in Baktrien eingeführt worden, und die Stadt Balch wird im Awesta nur in der zur Zeit der Parther verfaßten, recht kindlichen Aufzählung der damals unter dem Namen Ariana zusammengefaßten ostiranischen Länder erwähnt, und zwar nicht in der altiranischen, sondern in einer aus dem modernen Namen Bālḥ oder Balḥ zurückgebildeten Wortform<sup>4)</sup>; es ist sogar dadurch als buddhistische Stadt gekennzeichnet, daß es *ereḍvōdraḥṣa* genannt wird, was sich auf

1) Der bereits vor einem Vierteljahrhundert die Gathas behandelt hatte: die Gathas u. heil. Gebete des altiran. Volkes. Halle 1879.

2) Sitzungsberichte der Kgl. Akad. d. Wiss., 21. Juli 1904, S. 1081.

3) Jackson, Zoroaster 221. Lehmann, Zarathustra, en bog om Persernes gamle tro II, 7. 13.

4) Marquart, Eranschahr 88.

das grüneidene Banner bezieht, welches auf dem Stūpa neben dem buddhistischen Kloster Naubihār wehte, demselben Kloster, dessen Verwaltung in der zur Zeit der abbāsidenischen Chalifen vielgenannten Familie des Barmek erblich war, welches aber von der Zarathustralegende als Feuerhaus bezeichnet wird (Firdusi 1496, 15) <sup>1)</sup>. Nach Alexander war Baktrien den Iranern entrissen und ward erst von Chusrau I. um 560 der sasanischen Herrschaft wiedergewonnen. So wird denn die zoroastrische Religion in allen Nachrichten der Alten (die schon von Th. Hyde, Rapp, Jackson zusammengestellt sind) als medisches Gewächs bezeichnet. Bartholomae, der doch wohl an diesem Ursprung der Religion nicht mehr zweifeln mag, läßt den Zarathuṣtra reisen — ein nicht ungewöhnlicher Behelf in der Religionsgeschichte — aus Medien nach dem fernen Osten, also einen Weg zurücklegen, der so weit ist, wie der von Paris nach Königsberg und, abgesehen von der Anstrengung des Gehens oder Reitens <sup>2)</sup>, auch gefährdet war von māzanischen Daēwas, Jātus, menschlichen und tierischen Chrafstras <sup>3)</sup>. Der einzige Halt für diese Missionsreise, auf welche Zarathuṣtra doch auch seine Familie, der in den Gathas Erwähnung geschieht, mußte mitgenommen haben, ist J. 46, 1, wo aber doch nur bestätigt wird, daß der Prophet bei seiner Landesherrschaft nicht Anklang gefunden und daher in das Nachbarland sich begeben hat, was eines der kleinen medischen Fürstentümer sein konnte. Wištāspa wird im Awesta niemals in Verbindung mit dem Land seiner Herrschaft genannt, weil das jedem Hoerer bekannt war. Doch ist der Ort, wo er die Ardwi-sūra um Sieg bittet, das Wasser Frazdānu, der armenische Hrazdan, der in den Gelam-See fließt, während sein Bruder Zairiwaṛiṣ an der Dāitja, dem Aras in Atropatene, steht (Jt. 5, 108, 112), wo auch Zarathuṣtra sie anruft (Jt. 5, 104). Die Heere der beiden Brüder hatten wahrscheinlich in der hier nur angedeuteten Sage den in Medien eingebrochenen Aregādaspa nach Armenien verfolgt, und dieser hatte sich ihnen in der Nähe des Kaspischen Meeres (des Wourukaša, Jt. 5, 116) entgegengestellt. Wištāspas Sohn Wistauruṣ aus dem Haus des Naotara (nach der Tradition, die in der Anordnung der Namen Jt. 13, 99—102 übereinstimmt) opfert an der Witaṇuhaiti, über die ihm von Ardwi-sūra eine Furt geschaffen ward, um die Daēwajasnās zu verfolgen; dieser Fluß muß, wie der verstorbene Kawasji Edalji Kanga (Diction. 492) bemerkt hat, am Paḍaṣṭwar-gar, dem Gebirge von Tabaristān, also im Osten von dem zarathuṣtrischen Raga, fließen.

Die älteste Erwähnung des Wištāspa (Hystaspes) in Verbindung mit dem Lande seiner Herrschaft findet sich in der oft angeführten, von Chares von Mytilene, einem Hofbeamten Alexanders auf dessen Zug durch Asien <sup>4)</sup>, bewahrten iranischen Sage, in welcher Hystaspes Medien und das darunter liegende Land (τῆς ὑποκάτω χύρας), sein Bruder Zariadres

1) s. Grundriß II, 403. Garrez, Journ. asiat. VI, 13, 179. 180.

2) Auf seinen alten Kamelen, s. Altir. Wörterb., Sp. 1676.

3) Menschliche Chrafstras (Fleischfresser, Barthol.: Raubzeug, S. 34, 9) werden die Ungläubigen genannt, ein ähnlicher Ausdruck, wie gr. ὠμῆκτῆς oder ὠμῆκτῆρ vom Löwen und Wolf, aber auch vom Achilleus (blutgierig) II. 24, 207.

4) Bei Athenaios 575. XIII, c. 35; ed. Meineke 3, 36; vgl. Rapp Z. d. DMG. 20, 65, 66. Spiegel, Z. d. DMG. 45, 197.

(Zairiwairis) das über den kaspischen Toren liegende Land bis zum Tanaïs beherrschte<sup>1)</sup>.

Hat diese Sage, von welcher die im Schāhnāme erzählten Abenteuer des Guštāsp am Hof des (griechischen) Kaisers (Fird. 1451 ff.) Nachrichten sind, keinen geschichtlichen Wert, so zeigt sie doch, daß Hystaspes zur Zeit Alexanders noch als König in Medien galt, und auch eine spätere Nachricht tritt bestätigend hinzu: Hystaspes, der neben der Sibylla genannt wird, hat den Untergang der sündigen Welt durch Feuer geweissagt; er hat vor der Gründung Roms gelebt und wird von Lactantius als Medorum rex antiquissimus bezeichnet. Ob hier Hystaspes ein Weissager (vates) gewesen ist oder ob er mit Zoroastres, dem Schützling des Königs Hystaspes, verwechselt ist, läßt sich schwer entscheiden, jedenfalls war die Anschauung der betreffenden Schriftsteller, daß er ein Meder gewesen sei<sup>2)</sup>. Die Verbindung des Zoroastres mit Baktrien, die sich bei einigen Schriftstellern findet, steht in Zusammenhang mit dem fabelhaften Zug des Ninos gegen Baktrien, dessen König Ktesias Oxyartes (Diodor 2, 6), später auf ihn zurückgehende Autoren, Eusebios, Arnobius Zoroastres nennen; Mose von Choren 1, 16<sup>3)</sup> läßt Semiramis, während sie in Wan weilte, die Statthalterschaft von Nineveh, den Zradascht, den Magier und Fürsten der Meder, führen, der sich unabhängig macht und die Semiramis besiegt.

Als aber dieses Medien, dessen Priesterstamm die Magier (im Awestā *moġu*, armen. *mog*, noch heute *mōbed*, d. i. *moġu-patti*) den Zarathustra als ihr Haupt betrachteten, samt seinen heiligen Feuerstätten in die Hände der Seleukiden gefallen war, versetzte die Legende den Guštāsp nach Balch, der größten und berühmtesten Stadt in Ostērān, wo die achaemenischen Unterkönige oder Prinzen-Satrapen (unter ihnen auch ein Hystaspes, Sohn des Xerxes) und nach ihnen auch Alexander Hof gehalten hatten, und man ließ auch den medischen Propheten dorthin reisen. Wištāspa-Guštāsp brachte auch das von Kai Chusrāu gestiftete heilige Feuer Ādar gušnasp<sup>4)</sup>, nach Sebēos<sup>5)</sup> 'ein großes Feuer in Atrpa-

1) Die kaspischen Tore sind in parthischer und sasanischer Zeit der Paß von Derbend und übertragen auch das Tor der Alanen oder die Kaukasuspforte (Paß von Dariel); bei den Geschichtschreibern Alexanders bezeichnen sie aber den Paß zwischen Medien und Hyrkanien bei dem heutigen Aiwān-i Kaif, und der Tanaïs würde der Jaxartes sein, der damals für denselben Fluß gehalten ward, wie der Don-Tanaïs, der die medischen Sauromaten von den europäischen Skythen trennte, s. Niese in der Histor. Zeitschr. XLIII, 33. Marquart, Eranschahr 18. 71. 124. Untersuchungen z. Gesch. v. Iran II, 27.

2) Man s. Fabricii Bibl. graeca I, 93, wo bereits auf eine mögliche Verwechslung des Weissagers und des Königs hingewiesen wird; Hilgenfeld, Nov. Test. extra canonem receptum IV, p. 60 und Note p. 66. Iran. Namenb. 372<sup>b</sup>.

3) Aus Kephalion (resp. Eusebios), Fragm. histor. graec. 3, 356. 627, wo Zaravastes Magier und König der Baktrier ist (was hier ganz unpassend ist).

4) Fird. 761, 1401. 770, 86. vgl. Nöldekes Tabari-Übers., S. 100.

5) Schrieb nach der Thronbesteigung Mu'āwiah's (661); ed. Patkan-ean 24, 5.

takan<sup>1)</sup>, nach Balch, wo es später Iskander zerstörte<sup>1)</sup>. Zur Zeit der Sasaniden ist das Feuer längst wieder an seinem alten Sitz in Atropatene, Chusrau II tat ihm Gelübde, um die Erhaltung seines Königtums<sup>2)</sup>. Nur in der Legende war es mit Gustäsp nach Balch versetzt worden. Derartige Versetzungen heiliger Feuer<sup>3)</sup> werden öfter erwähnt: Bištāf (Wištāspa) fand das ewige Feuer des G'amsēd in der Hauptstadt von Chwārizm (wo man demnach den Wara des Jima in Airjanem waēō sich dachte) und versetzte es nach Kārijān, auf dem Weg von Dārābgird nach Sīrāf, wo es *Ādar ħurrā*, arab.-pers. *nār farrā* genannt ward; zur Zeit der arabischen Eroberung sollen die Magier aus Furcht vor seiner Auslöschung Teile des Feuers nach dem abgelegenen Nisā und al-Baidā (pers. Diz-i sipēd, das weiße Schloß, über Nisā<sup>4)</sup> gebracht haben<sup>5)</sup>. Jezdegerd III. aber nahm das heilige Feuer von Raga mit sich auf die Flucht nach Marw, wo er ihm ein (Feuer-)Haus baute, auch einen Garten (ringsum) anlegte, worin er eine große Halle errichtete<sup>6)</sup>. Dies ist eine wirklich geschichtliche Nachricht. Wie wichtig die Kämpfe der Sasaniden gegen die aus Innerasien vordringenden Völker für die Gestaltung der Legende und besonders die Versetzung des Wištāspa nach Baktrien gewesen sind, zeigt die Erwähnung der Chioniten (*hwijaona*) im Awestā, welche zuerst zur Zeit Sapor II. etwa seit 356 auftauchen, die Kuschan in Baktrien ablösten und bis in die Nähe von Marw vorgedrungen sind; ihr König ist im Awestā Aregadaspa, und Sapor II. erscheint als Wištāspa<sup>7)</sup>.

Wištāspa führt vor seinem Namen das Beiwort *kawi* (Nom. *kawō Wištāspō*). Was Bartholomae im Altir. Wtb. Sp. 442 und 'Gathas' 127, 131 über *kawi*<sup>8)</sup> bemerkt, ist nicht treffend, denn es ist nicht eine Benennung des Kriegerstandes, sondern die ganze Überlieferung, nicht bloß die awestische, bezeichnet *kawi*, was ursprünglich vielleicht der Name des Stammvaters

1) Abdu'l-kādiri Lex. schahnām. ed. Salemann I, 5, 13.

2) Fird. ed. Mohl VII, 26, 265, ed. Macan 1876, 17.

3) S. Frédéric Rosenberg in seiner Ausgabe des Zarātusht Nāma, Petersb. 1904, S. 74.

4) Acht Farsang nordwestl. v. Schīrāz, Istachri 102, 4. 126. 11. 134, 8; verzeichnet auf der Karte von Wells Proceed. R. Geogr. Soc., März 1883.

5) Istachri (J. de Goejes Bibl. Geogr. arab. I) 117, 2. 118, 8. Hamadhāni (das. V) 246, 3. Masudi 4, 75. 76 (wo Āzar gūi statt Ādar ħurrā); G. Hoffmann Syr. Erzähl. pers. Märtyrer 285. 286. 289. 292.

6) Tabari 2682, 3. 4.

7) Grundriß d. ir. Ph. II, 522. Marquart Eranschahr 50.

8) Bartholomae setzt den Stamm *kaway* an, wie er auch *pasav* (lat. *pecu*) gibt, was gegen das Herkommen ist und nicht einmal den Vorzug größerer Berechtigung hat. Im Sanskrit pflegt man *agni* anzu-  
setzen, weil der Nominativ, der wichtigste Kasus, *agnī-s* (lit. *ugnī-s*,  
lat. *igni-s*), der Akk. *agnī-m*, der Instrum. *agnī-n-a* (älter: *pātj-a*), der  
Akk.-Plur. *agnī-n*, der Instrum.-Plur. *agnī-bhiḥ*, Lokat. *agnī-su* das *i* des  
schwachen Stammes zeigen, die seltneren Kasus den starken: *agnai-s*  
(*agnē-s*, Genet.), *agnaj-ai* (älter: *pātj-ai*, Dat.), *agnaj-as* (Nom.-Plur.); wie  
soll man nach diesem Vorgang sich im Griechischen und Römischen  
verhalten? Soll man *πόcej* statt *πόcis*, *ignej* statt *ignis* ins Lexikon auf-  
nehmen, eine Stammform, die gar nicht mehr sich zeigt? Es lacht der  
unbewölkte Zev?

gewesen war <sup>1)</sup>, als den Fürstentitel der kajanischen (kawijanischen) Dynastie <sup>2)</sup>, und gibt ihm die Bedeutung 'hochwürdiger Herrscher, Sultan, König der Könige', und sein Plural *kajān* ist die Dynastie <sup>3)</sup> deren nur im jüngern Awestā mit Namen genannte Mitglieder Bartholomae aufzählt, zu welcher aber die Perser auch Bahman-Ardaschīr dirāzdast (Langhand), Humāi und die beiden Dārā, also die Achaemeniden, und sogar Alexander rechnen <sup>4)</sup>, auf welche alle das *kawaçm hwarenō*, das Glück, der Nimbus der Kawis, übergegangen war.

Die Kawis der Gathas sind Feinde der neuen Religion und werden neben den Karapan, den heidnischen Pristern, öfter genannt, und doch kann kein Zweifel sein, daß wir dasselbe Wort vor uns haben wie das vor dem Namen Wištāspa stehende. Andererseits ist Wištāspa nicht ein Kawi von Geburt, sondern ein Nachkomme des Naotara (Firdūsi's Naufar), *naotairē wištāspō* Jt. 5, 98 (statt *naotairjō*, nach dem kurz vorhergehenden Plural *naotairē* aus *naotairja*); die Gattin des Wištāspa ist Hutaosa aus dem Hause Naotara, Jt. 15, 35, also eine nahe Verwandte, nach dem Jātkār-i Zarērān <sup>5)</sup> seine Schwester; sein Sohn ist *Wistauruṣ naotairjānō*, man sehe die vielfach überarbeitete und mit Namen belastete, bei Firdūsi weit einfachere Genealogie im Iran. Namenbuch 392. Der erste König der Kawidynastie, Kawāta (Kai ḡobād), ward von Zaw (Uzawa), Neffen des Naotara, adoptiert, nach anderer Nachricht von der Haraberezaiti geholt, vielleicht ein Euphemismus für den gewaltsamen Sturz der Naotaras. Die schwierige, von Bartholomae in Z. d. DMG. 36, 585 besprochene Stelle Jt. 17, 54, scheint zu besagen, daß während der Schrecken des Krieges (wie des von den Naotaras mit den Turas geführten) der Genius des Segens und häuslichen Glückes sich verbirgt.

Auch *Tusa* <sup>6)</sup> ist Sohn des Naotara, und nach dem Tode des Kawa

1) Hafiz d, 85, 5 nennt einen König der Vorzeit Kai.

2) Ähnlich das römische Caesar oder das von Karl dem Großen hergenommene lit. *karālius*, russ. *korolj* König.

3) *tuḡm-i kajān*, Firdusi ed. Macan 1876, 12.

4) S. außer Vullers Lex. pers. auch Abdu'l-kādir, Lex. schahnām. ed. Salemann 182, 19. Asadīs np. Wtb. v. P. Horn 118, Z. 9.

5) Das Jātkār-i Zarērān von W. Geiger S. 59. Aiyādgār-i Zarērān transl. by Jivanji J. Modi p. 31.

6) Der Name dieses Helden wird von Bartholomae (Wtb. 657) nicht erklärt, auch nicht auf den Tōs des Schāhnāmeh hingewiesen. Der med. Namensform liegt die Tiefstufe der Wurzel zugrund, der neupers. die diphthongische, wie im Namen der Hutaosa (Atossa), die aus demselben Geschlecht wie der Held stammt. Die Z. d. DMG. 49, 684 vorgeschlagene Erklärung des letzteren Namens war irrig, aber auch Darmesteters von Bartholomae 1822 gebilligte Etymologie: 'schönes Dickbein, Schenkel habend' kann nicht richtig sein aus dem dort angeführten, von Bartholomae nicht für stichhaltig gehaltenen Grund, daß es kein geziemender Name sei. Die von Bartholomae angeführten Parallelen skr. *wāmōrū* und καλλιπυγος sind keine Eigennamen, sondern Beiwörter; würde wohl ein griechischer Vater seine Tochter mit diesem Beinamen der Aphrodite behaften? Taosa kann nicht 'das Dickbein' heißen. Einen sichern Anhalt für die Etymologie bietet np. *tōsah* (phl. \**tōsak* mit der Endung *ak*, die oft an altiran. Wörter auf *a* tritt) 'feist, gemästet', welches also mit *Tōs* (aus *taosa*) identisch ist. Die sinnliche

Usa tritt er nach dem Schāhnāmeh als Bewerber um die Krone auf, unterliegt aber dem Kai Chusrau. Erst Wištāspa bringt die Naotaras wieder zur Herrschaft und nimmt als Zeichen, daß die kajanische Majestät (*kawāem hwareno*) auf ihn übergegangen ist, den Titel *kawi* der gestürzten Dynastie an. Die im Schāhnāmeh erzählten Vorgänge vor Guštāsp's Thronbesteigung scheinen nur dessen feindseliges Vorgehen verschleiern zu sollen; Kai Chusrau, ein siegreicher Herrscher, bekommt plötzlich fromme Anwandlungen, geht ins Gebirg und läßt sich vom Schnee verschütten samt einigen seiner Helden, von denen nur ein Teil zurückkehrt, um den traurigen Vorfall zu melden <sup>1)</sup>. Sein Sohn Achrūra (Jt. 13, 137) kam nicht zur Herrschaft: er ward beseitigt oder ist bereits als vor seinem Vater verstorben gedacht. Nachdem so die Kawis in einer Religionsfehde (vgl. J. 31, 18. 53, 8) beseitigt und der nunmehrige Kawa Wištāspa als ihr Blutsverwandter (mit Hilfe eines in solchen Fällen üblichen Eintrags in den Stammbaum) und Nachfolger angesehen ward, verlor der Titel *kawi* die religionsfeindliche Bedeutung und behielt diese nur da, wo von ungläubigen Machthabern überhaupt die Rede war, so daß die Tradition später in *kawi* und *karapan* nicht mehr die Kawidynastie und ihre Priester, sondern 'Blinde und Taube in Sachen der Religion' sah, *kōr u kar*, in dem armen. Manifest des Mihr Nersch *hul ew kōjr* (taub und blind). Diese Auffassung allein erklärt den Widerspruch, daß dasselbe Wort *kawi* der Name einer der neuen Religion feindlichen Dynastie und sonst ein Ehrentitel des rechtgläubigen Wištāspa ist.

Der Vater des Wištāspa, Aurwādaspa, hat den Titel *kawi* nicht (Jt. 5, 105), nur in np. Büchern heißt er Kai Luhrāsp. Diese Umwandlung seines Namens dürfte eine besondere Veranlassung haben: *aurwādaspa* ist ein Beiwort des Sonnengottes Hware ḥṣaeta (np. *hursād*) und der vergötterte König gilt als dessen Sohn, wie die Sage bei Chares bestätigt; welche Hystaspes und Zariadres Söhne des Adonis und der Aphrodite nennt. Adonis ist der Baal von Byblos<sup>2)</sup>; selbst die Sasaniden nannten sich Brüder des Mondes und (auf den Münzen) 'göttlichen Geschlechts'. Diese Anschauung widersprach der monotheistischen Anschauung der Magier, und sie verwandelten den Namen in den weniger bedeutungsvollen Luhrāsp (aus Ruhrāsp, d. i. rote Rosse habend, \*έρύθριππος).

Mit Wištāspa findet auch seine Dynastie ein Ende; denn sein Sohn Speñtōdāta (Sphendadates ist der Name des Magiers Gaumāta bei Ktesias)

Bedeutung geht in die von 'reich', über, wie gr. λιπαρός oder πῖον 'fett' (von Tieren), 'fruchtbar' (vom Land), 'reich' (vom Haus) bedeutet; Πίερος ist ein (makedonischer) Mannsname; Hutaosa wäre die 'sehr reiche' (εὐ-πίερα), und die Stadt Tōs (Tūs) 'die reiche, wohlhabende' (πίερας πόλεις II. 18, 342). Das zugehörige Verbum ist ind. *tus* (*tōśasē*, du gibst preis, eigentl. du läßt fließen), wovon *tōśamāna* triefend, befriedigt, *tōśā* träufelnd, spendend, *tōśatamā rājas* reichlichste Schätze (sind in Indra), s. Petersb. Wtb. Das lit. *taukai*, Fett, von *tūkti*, *wilkas tūnka*, der Wolf wird fett, russ. *tuk* Fett, Fruchtbarkeit, erfordern eine indog. Wurzel *tuk* neben *tuk̃*; lat. *tucetum*; auch ags. *peōh* Schenkel, engl. *thigh* gehört hierher, kann aber nicht für *hu-taosa* verwendet werden.

1) Vgl. auch Söberblom La vie future 325.

2) s. Landau, Freih. v., Beiträge zur Altertumsk. des Orients IV. Leipz. 1905, S. 14.

kommt nicht auf den Thron, und die Herrscherfolge springt auf die Achämeniden über. Die medischen Großkönige haben die kleinen Fürsten beseitigt.

Die Gathas enthalten viel Sätze, deren Auffassung trotz den eindringlichen grammatischen Untersuchungen Bartholomaeas noch unsicher sind, und es werden daher Bemerkungen über einzelne Ausdrücke nicht ohne Nutzen sein.

Das Wort *adrēñg* J. 29, 3 ist wichtig für die ganze Strophe; nach dem was bereits Anz. XVII, 123 bemerkt worden ist, ergibt sich eine von der Bartholomaeaschen abweichende Übersetzung; der Geist der Tierwelt ist besorgt, daß der Schutz der Tiere nicht ausreichend bewirkt werden könne; daher "antwortete ihm Ascha (der Genius der Gerechtigkeit): nicht (ist) ein Schützer für das Rind (die Haustiere) ohne Anfeindung (der nicht dem Haß der Feinde ausgesetzt ist); du kannst (jedoch) nicht wissen, durch wen unter jenen (Wesen, welche die Himmlichen ausersehen) gelangen zu ihren Absichten (verwirklichen ihre Absichten) die Erhabenen (die gerechten Wesen, welche für den Schutz des Landbaues und der nützlichen Tiere sorgen)". Die Seele des Rindes (*gēus urvō*) spricht: "unter den Seienden (allen Wesen) ist er der stärkste, (er ist's) für welchen ich zu Anrufungen schreite mit Erfolg", d. h. gewiß wird der, welchen ihr im Sinne habt, nämlich Zarathuṣtra, die Absichten Gottes am sichersten ausführen.

Wir begegnen in Bartholomaeas Übersetzung mehrfach dem Ausdruck "Viehzüchter", der sich etwas fremdartig in die esoterischen mit überirdischen Dingen befaßten Gedichte eindrängt. Der Ausdruck ist zudem nicht treffend, weil die Beschäftigung des frommen Zarathuṣtriers der Landbau, freilich mit Hilfe der Haustiere, sein soll, und gerade der kulturfeindliche Nomade Viehzüchter ist. Das Wort *fsujañt* (J. 29, 5 u. a.) hat Bartholomae selbst von *fsu* = *pasu* (Vieh) getrennt, ohne eine Anknüpfung in verwandten Sprachen zu finden, hat es aber doch mit "Viehzüchter" übersetzt. Es ist aber *fsujañt* das umgekehrte altind. *pūṣjant* "in Gedeihen, in Wohlstand befindlich", dann auch "nährend, züchtend (das Vieh)", *pōṣa* und *pūṣti* ist Gedeihen, Wohlstand, Zucht des Viehs, der Gott *Pūṣān* ist ein Hüter der Herden. Die Pahlawi-Übersetzung läßt das "Vieh" mit Recht ganz aus dem Spiel und gibt als Bedeutung "Gedeihen machend" (Nerios. *wrddhikartṣ*) J. 29, 6; und für *a-fsujāñtō* J. 49, 4 "die nicht gedeihlichen, die armseligen (Nomaden)"; J. 29, 5 ist *dregrwañt* Anhänger der *Drug*, d. i. des Ahriman (dessen Namen die Gathas nicht aussprechen), das Gegenteil von *fsujañt*. Für *fsujō* "laß gedeihen" (phl. *fsuwinisn*) gebraucht Neriosengh *sphitajati*, von *sphāj*, med. *spā*, B. 1616; mit diesem ist verwandt und mit *fsujañt* fast gleichbedeutend *fsēñghja*; wozu B. 1029 eine arische Grundform *ps(h)ansija* ansetzt; es ist aber dieselbe Wurzel skr. *sphāj* umgestellt und mit *s* (iran. *h*) erweitert und mit *n* verstärkt, welches in *spēnuat* (er fördert) und in *φθάνω* erscheint. Wahrscheinlich gehört dazu auch der Name *Speñgha* (B. 1619). So erfährt auch die andere Wurzel *spā* (wegwerfen, wegnehmen, beseitigen) die Umstellung *fsū* in *fsānajeñti*, von einem Nominalstamm \**fsāna* "das Wegwerfen", wie B. 1028 richtig bemerkt; np. *af-sāndan* "ausstreuen, ausbreiten, werfen"; die Tradition übersetzt das med. Wort durch "vernichten", B. durch "auseinander renken".

Das wirklich *fsu* = *pasu* enthaltende Wort *fsumanñt* (skr. *paśumānt* "herdenreich"), welches Bartholomae gleichfalls mit "Viehbesitzer, der viel



Vieh hält', übersetzt, kommt in den Gathas nicht vor; es kann diese Bedeutung nicht haben, weil *fsumâ* einer der Namen Gottes ist, Jt. 1, 13; er ist der 'reiche' Gott, der seine unerschöpflichen Gaben schenkt, und die Stelle J. 58, 4, wo das Wort noch vorkommt, bedeutet — höchst bezeichnend für die Hochschätzung des Reichtums, welcher Hochherzigkeit und die Tugend der Mildtätigkeit auszuüben gestattet —: 'der Reiche ist gerecht, ist sieghaft, ist der beste'. Aturpât sagt in seinen Lehrsprüchen <sup>1)</sup>: 'wer durch rechtschaffne Tätigkeit Reichtum erwirbt, kann mit dem Reichtum einen Schatz guter Werke sammeln'. Daher gibt die Überlieferung auch dieses Wort durch 'reich' (Nerios. *wpâdhimant*). Ähnlich wird altind. *gō* 'Kuh' verwendet in *gopâ* oder *gōpālâ*, eigentl. 'Kuhhirt', dann 'König'; *gōtrâ* 'Kuhstall, Geschlecht', *gōtrapata* 'Stammbaum', *gōsthâ* 'Kuhstall, Versammlung, Unterhaltung', sogar *gō-gōsthâ* 'Kuh(Kuh)stall', *âśva-gōsthâ* 'Pferde(Kuh)stall', wie gr. ἵπποβοῦκόλος. Unter 'Vieh' versteht man zunächst Großvieh; *paśu* (zu griech. πέκω 'scheren', lit. *pėszi* 'rupfen') ist ursprünglich das 'Schaf' <sup>2)</sup>, wie auch med. *pasuṣ-hawruva* 'Schäferhund', und *pasuṣ-hasta* 'Schafpferch' zeigt. Es ist schon gezeigt <sup>3)</sup>, daß 'reich an Vieh oder Herden' leicht in den Begriff 'reich' übergeht. Man hätte den Ausdruck 'Vieh' in der Sprache der Gathas ganz vermeiden dürfen.

In *waiñhau* sieht Bartholomae dasselbe Wort wie *waiñhu* 'gut', und übersetzt daher 'Guthaben, Lohn', was den Menschen nach Abwägung seiner Taten erwartet (Sp. 1396); mit *widārti*: die Einweisung auf das Guthaben, also *waiñhau widātū* (loc.) 'bei der Verteilung des Guthabens' (Sp. 1443). Man hätte hier eher den Genetiv *waiñhēus* erwartet, wie auch bei *jām waiñhau* (Sp. 1264). Es würde dabei die Vorstellung herrschen, daß die Seele des Verstorbenen hingewiesen werde auf das Buch, in welches die im Leben begangnen Handlungen eingetragen sind, und nach deren Abwägungen das Maß des Lohnes und der Strafe bemessen wird. Der Ausdruck 'gut' für 'Guthaben' ist doch nur ein deutscher Sprachgebrauch, und 'gut' steht hier ziemlich bedeutungslos wie etwa in gut-willig oder Gut-achten, während der Nachdruck auf Haben (credit) im Gegensatz zum Soll (debit) liegt. Die Überlieferung trennt sehr genau zwischen zwei Wörtern *waiñhu*, von denen sie das eine mit *wēh* (gut, np. *bih*), der Pahlawiform des Wortes, wiedergibt, das andre aber durch *wikārišn*, in der np. Übersetzung *guzārišn*, Entscheidung, adjudicatio (Neriosengh *wjakti* J. 31, 19, *wiwiikti* J. 47, 6) übersetzt; der np. Ausdruck *wām guzārdan* 'Schuld bezahlen' bezeichnet also das Gegenteil von der *waiñhu* beigelegten Bedeutung. Diese Überlieferung muß alt und richtig sein, wie auch Geldner (Grundriß 2, 52, 3) betont; sonst würden die Übersetzer, auf eigene Vermutung angewiesen, sicherlich hier das geläufige Wort für 'gut' gefunden und danach interpretiert haben. Daß die Pahl. Übers. an einer andern Stelle (J. 49, 8), wo Bartholomae 1264 ebenfalls 'Guthaben' übersetzt, nicht *wikārišn*, sondern *pun šapīrēh* (spr. *pa wēhāh*) 'in Gutheit' wiedergibt, spricht ebenfalls zugunsten der Überlieferung.

Wenn man daher mit Berücksichtigung dieser Auffassung übersetzt: "du wirst bei der Entscheidung (des Gerichts, im Schlußurteil) die Verteilung

1) Ganjesháyagán, Andarze Átrepát, ed. Peshutan D. B. Sanjana p. 7, § 116.

2) Schrader Reallexikon 708.

3) Anzeiger XVII, 122.

vollziehn" (J. 47, 6) und "in der beim Schlußurteil (vollzogenen) Verteilung (von Lohn und Strafe)" J. 31, 19, so würde noch die Aufgabe bleiben, die Bedeutung 'Entscheidung' auch etymologisch zu rechtfertigen, was vermuthungsweise versucht sei: nimmt man eine Aphaerese an, die freilich im Medischen nur bei *wajōi* (wehe) neben *awōi*, *awōja* und *awaētāt*, im Sanskrit bei *wagāha* (nur beim Grammatiker Wōpadēwa, Pet. Wtb.) neben *awagāha* (Baden), *watāsa* neben *awatāsa* (Schmuckreif), vielleicht bei *warāha*, med. *warāza* (Eber)<sup>1)</sup> sich findet, so würde *wānhu* für *awa-nh-u* stehn können, indem *h* (*nh*) die Tiefstufe von *hū*, skr. *sā*, mit dem Affix *u* wäre; ein *\*awa-s-u* (gebildet wie *apa-ṣṭh-ū* widrig, von *sthā*; *anu-ṣṭh-ū* dabeistehend; *j-ū* (genet. *jō-r* . . . *rāthasja* des fahrenden Wagens, von *jā* Rigw. 1, 74, 7); *wanar-g-ū* Waldgänger; *ādhrī-g-u* unaufhaltsam gehend, von *gā* (*gam*)) findet sich nicht, wohl aber andre Ableitungen mit der Bedeutung von *wānhu*: ein Prekativ *awasējās* du magst entscheiden (als Richter), *āwa-si-ta* (*si* tiefstufig für *s*), beendet, *awa-sā-ja* Beschluß, Entscheidung, *awa-sā-na* Beschluß, Ende, dasselbe wie med. *awa-nhā-na* Abschluß, Vollendung (in eschatologischem Sinne, J. 33, 5), *paiti-ṣā-ḫra* Entschließung (Bartholomæ 836. 1856).

Es ist fraglich, ob die mit *wānhū* verbundenen Vorstellungen von Schuld und Lohn, wie sie Geldner, Bartholomæ, Jackson u. a. in den Gathatexten gefunden haben, als sicher anzusehen sind. Zunächst ist die Annahme eines Buches, worin die guten und bösen Taten aufgezeichnet

1) Die Ableitung des np. *gurāzīdan* von skr. *wraṣ* und iran. *\*wrāzati* ist unrichtig, weil dies *\*ruwāzīdan* ergeben würde; auch die Ansetzung von *urwag*, Bartholomæ 1536 ist unrichtig, weil das *g* des indischen *wraṣ* nicht für *g*, sondern für *z* steht. In der Stelle J. 34, 13 bedeutet *urwāḥṣat* nicht 'er wandelt', sondern 'er ist froh, er befindet sich wohl (auf dem Weg)'. Ferner kann man *gurāzīdan*, was nicht 'gehen', sondern 'einherstolzieren' bedeutet, nicht trennen von *gurāz*, Eber, von dem es ein Denominativum ist (etwa wie frz. *se pavaner*, vom Pfau). *Gurāz* ist der Name eines Helden (Fird. 78, 293) und bedeutet Held, und von *Gurāzeh* sagt Firdusi 558, 874 *gurāzeh bijāmad ba sāl-i gurāz*, G. kam nach Art (im Gang) des Ebers; von Dancwart heißt es Nibel. 1883 (1990): 'er gie vor sinen vienden alsam ein eberswīn ze walde tuot vor hunden'; kymrisch: *ef gwenit adan dwerch trahauc* Adan durchbohrte den stolzen Eber (*twerch*, d. h. Helden<sup>1)</sup>). Der Eber ist durch seinen heldenhaften Gang ausgezeichnet, wie es im altdeutschen Gedicht heißt: "der heber gat in litun, er tregit sper in situn, sīn balt ellen ne lazit in vallin"<sup>2)</sup>, und nach dem schnellen leichten Gang des tapfersten Raubtieres der altdeutschen Wälder ist der Heldenname Wolfgang gebildet, np. *gurgdaw*, der Gang des Wolfes. Der np. Anlaut *gu* ist meist aus *wi* entstanden, daß er auch einem alten *wa* entsprechen kann, zeigt eben *warāza*, skr. *warāhā*. Bartholomæ Sp. 1526 verzeichnet ein Verbum *rāz* gehen, welches mit *wi* verbunden von Werpagna gebraucht wird, der Jt. 14, 15 in der Gestalt des Ebers erscheint. Dies mag das Stammwort von *warāza* sein, im Altindischen gibt es kein *rāh*. doch findet sich *rāhati* rinnen lassen, *rāhas* Schnelle, Geschwindigkeit.

1) Y Gododin by Aneurin, ed. by John W. Ab Ithel, Vers 913.

2) Hoffmann von Fallersleben, Fundgruben 1, 15; vgl. das Rätsel 41, 18 in Grein's Angelsächs. Bibl. 2.

sind, für die Zeit Zarathuštras und der Gathas nicht berechtigt, denn der Begriff Buch, selbst wenn man eine Anzahl Pergamentrollen darunter verstehen wollte, war damals unbekannt, da noch in später Zeit die babylonischen Bankhalter, wie man weiß, ihre Handelsurkunden auf Backsteine ritzten; vollends würde die Annahme einer ungeheuern in einer himmlischen Bank deponierten Tafel mit den Namen aller Menschen und Kolumnen für die Eintragung ihrer Handlungen eine abenteuerliche und mit dem verständigen Sinn der Perser unverträgliche Vorstellung sein, abgesehen davon, daß weder in den Gathas noch im spätern Awestā kein Genius als himmlischer Schreiber, wie der babylonische Nebo oder der ägyptische Thoth genannt wird, der mit einem solchen hochwichtigen Geschäft betraut gewesen wäre. Selbst auf der Abbildung des Gerichts im Totenbuch der schreibseligen Ägypter zeichnet Thoth nur das Ergebnis der Abwägung bei einem Verstorbenen auf ein Täfelchen, nicht aber wird ein Buch aufgeschlagen wie in spätern Zeiten der Religionsentwicklung, wo von einem βιβλίον τῆς ζωῆς und einem *defter-i acmāl* die Rede ist. So kann auch nicht von Eintragungen oder Posten die Rede sein, sondern das betreffende Wort *dāpra* bedeutet nicht das in ein Buch Eingesetzte (von *dā*, skr. *dhā*); es gibt im Sanskrit nur ein unbedlegtes *dhātra*, Gefäß, auch keine entsprechende Form in verwandten Sprachen; selbst skr. *dātrā* ist nicht 'Gabe', sondern 'Anteil, Besitz', und scheint von *dā*, *djati*, schneiden, verteilen (mit Praeverbien) zu kommen. Vielmehr müssen die beiden von Bartholomae Sp. 732, 733 getrennten *dāpra* ein und dasselbe Wort in den Bedeutungen 'Gabe, Lohn (das gegebene), Abstattung' sein. Man kommt aus mit der einfachen Vorstellung, daß beim Gericht an der 'Brücke des Scheiders' (*kinwatō peretā*) untersucht und abgewogen wird von dem alles sehenden Mithra, Sraoscha (dem Gehorsam gegen den göttlichen Willen) und Raschnu (Gerechtigkeit), ob das dem Menschen geliehene Pfund durch sittliche Handlungen als zurückerstattet betrachtet werden kann. Der Ausdruck *isud* wird in der Phl. Übers. durch *afūm*, np. *avām* (*avām*), Nerios. *ṛṇa* Schuld, wiedergegeben, aber der Verbindung *isudō dadentē* J. 31, 14 entspricht np. *wām dadan*, welches nur 'leihen' (*prēter*) bedeutet, was der von Bartholomae gegebenen Übersetzung sehr nahe kommt: die Gottheit wird als Gläubiger oder Schuldfordrer hingestellt, welcher ausleiht (*wām dihed*), nämlich mancherlei Gaben, Verstand und Urteil über Böses und Gut, wofür er als Gegengabe die Bekämpfung des Bösen und das Wirken für sein Reich fordert; hierbei ist aber von Eintragen in ein Buch nicht die Rede, sondern nur von der Wirksamkeit jener drei Genien oder göttlichen Kräfte, die vermöge ihrer Allwissenheit und Gerechtigkeit keines Buches bedürfen und in gleichsam mündlichem Verfahren Lohn und Strafe verteilen. So wäre J. 31, 14 zu übersetzen: "die Verleihungen (*credit*), welche gegeben werden (von Gott, der uns mit geistlichen Gaben ausstattet) für die Erstattungen (*debet*, die erwarteten Gegenleistungen) von seiten des Frommen und welche (erwartet werden) von seiten der Gottlosen bei dem Abschluß (des Urteils gemäß der Abwägung), o Mazdā (frag ich dich), wie die sein werden (ob sie erreicht oder ausgeglichen werden von den Erstattungen, der ἀπόδοσις); d. h. welches sind die von Gott verliehenen Gaben, wofür er beim Gericht an der Brücke sowohl von Frommen wie von Bösen die Erstattungen oder Gegenleistungen erwartet. Die Antwort wird in den folgenden Strophen gegeben, die Einsicht und das Wissen um göttliche Dinge und die Fähigkeit dem Übel zu widerstehen. Die Aus-

drücke erinnern an die in der Parabel (Matth. 25, 14) von dem Herrn, der seinen Dienern 5, 2 und 1 Talent (bei Luk. 19, 13. 15 Minen oder Geld), jedem nach seinem Vermögen gibt und nachher den inzwischen damit erzielten Gewinn erfordert, oder in dem Gleichnis Matth. 18, 23. 25. 26, wo der König die Schuld (δάνειον, wie med. *isud*, δάνος ausgeliehenes Geld) zurückverlangt, die der Knecht nicht zu erstatten (ἀποδοῦναι, med. *dāprem para-dādjāt*) vermag. Ferner J. 34, 15 (Bartholomae 375): "o Mazdā, die besten Lehren und Handlungen sag (bezeichne) mir, du mit Wohumanō und Ascha (dem frommen Sinn und der Gerechtigkeit: die besten Lehren und Taten geschehen durch die in uns wirkenden Genien der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit), die Verleihungen (deines) Preises (verleihe mir die Fähigkeit für tätige Frömmigkeit, womit ich die von dir geliehenen Gaben dir zum Preise vergelten kann)". So würde auch die Stelle Wend. 19, 27 (Bartholomae 733), wo die Rede ist von den Erstattungen (*dāpra*, np. *dāreh* Sold, Gehalt für Dienste) den Gegenleistungen, welche beim Gericht abgewogen werden gegen die Ausleihungen (*isudō*), mit denen Gott uns zum Kampf gegen das Böse gerüstet hat, wiederzugeben sein (mit Ausschluß der Vorstellung von einem Schuldbuch): "wo geschehen die Ausgleichungen (nach deren Ergebnis die Entscheidung, *warhu* ausgesprochen wird), wo werden sie verglichen (Bartholomae 849; nach der rezipierten Lesart: durchgeführt, Bartholomae 851, phl. *sagītūnand* d. i. *rawand*, gehn vor sich), wo erledigt, wo zusammengebracht, die der Mensch in der bekörperten Welt (im irdischen Leben) für seine Seele (zu deren Heil) erstattet hat (ἀπέδωκε)?" Etymologisch mit *dāpra* verwandt sind *adā* und *ādūna*, die sich aber in der Bedeutung mehr dem Begriff von *mīzda* Lohn, nähern, pahl. *mīzd-pātdahīšn*, Bund. 75, 18, np. *muzd-pādāšn*, Bartholomae 320. 321.

J. 31, 19 bezieht Bartholomae auf den Propheten, während offenbar Ahura Mazdā gemeint ist. "Man höre, sagt V. 18, nicht auf des Bösen Sprüche und Gebote, sondern (V. 19) man höre (vielmehr auf den) welcher erdacht hat (in seiner Weisheit und vorsehendem Ratschluß in Wirkung treten ließ, wie *mañtā* in *jām kīstīm aša mañtā ahurō*, die Weisheit, welche Ahura mit der Gerechtigkeit ausgedacht hat, J. 51, 16, wie auch J. 31, 7 *mañtā* vom schöpferischen Erdenken Gottes steht; auch das folgende *ahūmbis*, die Welt heilend, genesen machend wie ein Arzt (*baṣṣaza*) ist ebenfalls Gott, siehe die Stelle bei B. Wtb. 285; die 'Zunge' wird J. 31, 3 dem Ahura Mazdā zugeschrieben, und Z. 3 kann nur von diesem verstanden werden, da das *mazdā* zu dem *ahurā* der ersten Zeile gehört) die Gerechtigkeit, als Weltheilender, als (all-) wissender — (auf dich) o Ahura, der du die Macht hast, nach deinem Willen wahrgesprochen zu machen die Worte deiner Zunge, nämlich durch dein rotes Feuer (welches am Ende alle Sünden und Schlacken der Erde verzehren wird), o Mazdā, bei der Entscheidung im Verteilen (von Lohn und Strafe) für die beiden Streiter (für das Gute oder Böse gekämpft habenden)".

J. 30 beginnt mit dem Dogma von der Teilung der Welt in die beiden Reiche des guten und bösen Geistes und von der jedem Menschen überlassenen Wahl, welchem von beiden er angehören will. Nur der Unverständige, der nicht erkennt, wie es seiner Seele zum Heil gereicht, die Religion des Ahura Mazdā zu wählen, verharrt bei dem alten Aberglauben, der noch den Schutz der Kawi und Karapan genießt, obwohl seine Daṇwas (Götter) sich auf die Seite des Bösen gestellt haben. Sodann geht der

Prophet über auf die Verheißung der Seligkeit für die Anhänger des Guten und die Androhung von Strafen für die Gottlosen in der andern Welt und sagt in Str. 9, daß der Fromme dort schauen wird, was er hier nur geglaubt hatte, wie es an einer andern Stelle J. 28, 5 heißt: "wann werd' ich dich, o Ascha, schauen und Wohumanō als ein Wissender?" Bartholomae interpretiert die Strophe so, daß der Dichter nochmals auf die in den sechs ersten Strophen geschilderte Wahl zurückkommt, die doch im Anfang der Welt und eines jeden Menschenlebens stattgefunden hat. Es muß vielmehr in Str. 9 ebenfalls ein eschatologischer Gedanke Ausdruck finden, wie schon das dort vorkommende Wort *fērašem kerēnāun ahūm* zeigt, und wie die 10. Strophe auf ein weiteres Ereignis vom Weltende anspielt. Er übersetzt also die letzten Worte der Strophe: "auf daß da die Gedanken sich sammeln, wo die Einsicht noch schwankend ist", nämlich es sollen sich die Gedanken der einen oder andern Partei zuwenden und nicht unentschieden bleiben. Vielmehr dürfte zu übersetzen sein: "also solche möchten wir sein, welche die Welt jung machen (die Vollendung der Welt und das ewige Leben herbeiführen helfen), o ihr Ahura Mazdās (d. i. Ōrmazd und die übrigen himmlischen Wesen)! und (du) o Ascha, die ihr die Versammlung<sup>1)</sup> beruft (veranstaltet), damit (jeder von uns zusammenbleibend sei, wo die Weisheit wohnhaft ist (damit wir alle in Gemeinschaft [oder für ewig] bleiben, wo uns die vollkommene Einsicht in die göttlichen Dinge zuteil wird)". Das med. *kisti-s* ist nicht die Vernunft oder der Intellekt, der *hratu-s* heißt, sondern die Weisheit, das Verständnis religiöser Dinge, phl. *frazānakīh*, np. *farzānagī*, was in der Sprache der Sūfis die *ḥakīkat* oder vollkommene Erkenntnis der Wahrheit und die Freiheit von weltlicher Unvollkommenheit bezeichnet. Das med. *maēpa* wird von der Überlieferung und in den bisherigen Werken über die Gathas mit 'wohnhaft' übersetzt<sup>2)</sup>, und es ist unnötig, hiervon abzugehen; *maēpa* 'wohnhaft' verhält sich zu *maēpana* 'Wohnung' wie *hamara* 'Feind' zu *hamarana* 'Schlacht', *mišva* 'gepaart' zu *mišvana* 'Paar', *kara* 'sich bewegend' zu *ātre-karana* 'Feuergerät', skr. *karā* 'gehend' zu

1) *āmōjastrā baranā*, ähnlich *hañgamanem fra-barata* Wend. 2, 20. Nach einer Glosse der Phl. Übers. bezieht sich der Ausdruck auf die Ereignisse am Ende der Welt, wie schon Geldner bemerkt hat und auch Jivanji J. Modi, Jamaspi (Bombay 1903) S. 42, n. 11 annimmt, s. B. Wtb. 1190 ult. Da die Versammlung aller Auferstandenen zum Gericht einen großen Raum einnehmen muß, so hat man ihre Benennung *Satwāstrān* (Bund. 73, 2) mit '100 Weiden groß' erklärt, wofür man sich auf die eddische 100 Rasten breite und lange Ebne Wigriör (Wafprudnismāl 18) berufen könnte, auf welcher die Götter mit Surtr kämpfen; eine andere Erklärung, auf die auch B. Wtb. 372 hinweist, sieht hier den Namen Isatwāstras, des Sohnes Zarathustras, s. Söderblom La vie future 264. Wahrscheinlich aber ist *Satwāstrān* eine irrthümliche Lesung des medischen *āmōjastra*: in der Pahlawischrift gleicht *sa* dem *a*, und es werden beide Zeichen oft verwechselt, und das *t* kann der Verbindung *mō* sehr ähnlich werden; auch der Rest der Zeichen läßt sich in Einklang bringen, besonders wenn man noch die Wahrscheinlichkeit einer Umdeutung des nur einmal vorkommenden Namens in Anschlag bringt.

2) Mills The Gāthas of Zarath. Leipz. 1900, S. 45: where wisdom lives in her home.

*kāraṇa* 'Fuß', *śrawa* 'tönend' zu *śrāwapa* 'Ohr', *sawōd* 'anregend' zu *sāwana* 'Antreiben'. So heißt es auch J. 31, 12: "Ārma'ti, wo sie wohnhaft, *maṣṣā*, ist"; J. 46, 16 "wo Ārma'ti mit Ascha vereint ist, *hakaitē*"; ferner J. 34, 6 "dann mir das Zeichen gebet (oder: sei gegeben) samt (mit) jedem Bewohner (*maṣṣā*) dieser Welt", zerstreuet die Zweifel und erleuchtet mich und alle Menschen und gebt uns zu wissen, wie man euch würdig verehere. J. 33, 9: "möge man den Geist, o Mazdā, deiner beiden die Heiligkeit mehrenden Gefährten (Haurwatāt und Ameretāt) samt dem Glanz, welcher wohnt (verbunden ist) mit dem Glück, durch (Beistand des) besten Sinnes (Wohumanō) bringen — eine Hilfe für die beiden ist verbürgt (das wird eine Unterstützung sein für die) deren Seelen verbunden sind (*hakaitē*, wie *hakaitē* J. 46, 16 synonym mit *maṣṣā*)". Die beiden sind Fraŋsastra und G'amāspa, und der Sinn der Strophe ist: es möge der Geist der beiden Amschaspa, welche Wohlfahrt und Unsterblichkeit verleihen (*huḡitajō* J. 33, 10), die Wirksamkeit der beiden Männer begleiten, die im Kreise Wištāspa für die Annahme und den Schutz der Religion wirken. Das med. *maja* in Z. 2, welches auch sonst mit *wanheṣ manaihō* verbunden erscheint (s. B. 1141. 1169), findet sich auch Jt. 22, 16 in *mājawaitibjas*, von den glücklichen mit Tieren und Vögeln bevölkerten irdischen Stätten.

Die Bedeutung 'des Schwankens', welche Bartholomae dem Worte gegeben hat, kommt der Wurzel *miṣ* nicht zu, aus der vielmehr nur Ausdrücke der Verbindung und des Paarweisen, des Wechsels mit einander entspringen. Auch die von Bartholomae 1106 angeführte Wēdastelle *nā mēthētē nā tastatu*: (Rigw. 1, 113, 3) bedeutet nicht 'die beiden schwanken', sondern 'sie begegnen sich nicht (treffen nicht aufeinander), sie stehen nicht stille', vom Morgen- und Abendrot, die dieselbe Bahn wandeln und sich nicht wie der Mond und die Nakschatra, und die Sonne und die Tierkreisbilder begegnen. Die Verteilung einer Reihe lautlich ähnlicher Wörter auf verschiedene Wurzeln (Basen) im altir. Wtb. 1105—1107 scheint noch der Berichtigung zu bedürfen. Erstens die Wurzel *mīth* (Bartholomae *maēt*) bedeutet 1. paarweise verbinden, sich zugesellen: daher *maṣṣmanem* sich paaren, Bartholomae 1107; *miṣvana* gepaart, *miṣra* Vertrag, Geselle, Freund, skr. *mitrā* (t für th vor r), und altpr. *ha-miṣprijā* (Bartholomae 1777) abtrünnig, aufrührerisch, gebildet wie *ha-zaosja*, *ha-zaosja* gleichen Willens, Bartholomae 1796; das Wort ist gebildet wie *сѣв-опрок*, *сѣв-ѡмрот*, got. *uf-aīþjai* (Verbündete, Verschworene, Nehem. 6, 18 für ebr. *ba'alē šēb'wāh*). 2. Zusammenstoßen, Zusammenkommen a) in gutem Sinne, *mjastra* Gesellschaft, *amōjastra* Versammlung (s. oben), welches Bartholomae 1190 mit skr. *māḍin* Verbündeter, zusammenstellt; dieser indischen Nebenform der Wurzel, *miḍ* bedarf es nicht, weil *mjastra* sich ebenso aus *mīth* ableiten läßt, und *hamiḍ-paiti*, nach Bartholomae 1777 'Herr der Gelehrten-genossenschaft'²), nach der Überlieferung aber 'Möbed (\**mogu-paiti*)', gar nicht *miḍ*, sondern deutlich skr. *saṃ-īdh* Brennholz, enthält, also ursprünglich den Priester bezeichnet, welcher für geeignetes und trockenes Holz zum heiligen Feuer zu sorgen hatte³). Auch der neben *hamiḍpaiti* dem

1) Auch von Geldner übersetzt in BB. 15, 250.

2) Titel des Manthrawāka, über welchen s. Marquart Untersuch. z. Gesch. v. Eran 2, 17.

3) Der Ātrewaḥs, s. Spiegel Awesta übers. 2, 17 und vgl. Wend. 14, 2. 18, 71.

Manthrawāka (wie es scheint einem eifrigen Gegner der Aschemaoghas oder Ketzler) gegebne Titel *aeḫrapati*, phl. *hērpāt*, in Pāzendschriften<sup>1)</sup> durch *mōbadān mōbad* erläutert, wird zwar 'Herr der Lehre' (Nerios. *ākārjādhipati*) übersetzt, da er die Ausbildung der jungen Priester leitet, bedeutet aber ursprünglich 'Herr des Feuers', von \**aeḫra*, np. *hēr*, Feuer (*aeḫra* Lehre, gibt es nicht) wie denn Hirbad in al-Chowārazmis Mafātīḥ al-'olūm 38, 7 durch *abd an-nīrān*, 116, 11. 12 durch *ḥādīm an-nūr* 'Feuerdiener' erklärt wird; *aeḫrija* Schüler, phl. *hāwist*, ist erst von *aeḫra-pati* in der späteren Bedeutung abgeleitet, wobei das zweite Wort dieses Compositums unterdrückt wird. b) Als Nebenbuhler oder Feind, daher *hamaestār*, Widerpart, Opposition, Nerios. *pratipakša*; nicht 'Unterdrücker, der einen zu Boden wirft', von dem Sp. 1105 angeführten *maeḫ*, nhd. *schmeissen*. Dagegen scheint *hamista* und *hamisti* Sp. 1105. 1778, welches die Pehl. Übers. gleichfalls mit *hamēstār* übersetzt, in der Tat zu diesem *maeḫ* zu gehören. 3. Sich nahen, einem Orte, daher weilen, wohnen, Pehl. Übers. *māntan*, *mānišn*; die Verbalformen bezeichnet Bartholomae 1105 unter *maet*. Zu ihnen kommt *pati-miḫnāti* sagt ab, kehrt sich ab (bei Bartholomae unter *maeḫ*), die durch Vortritt von *pati* bewirkte gegenteilige Bedeutung, dann auch 'bereit', ähnlich wie von *ita*, *aḫita* gegangen, das Gegenteil *patita* rückgängig gemacht, Reue, Patet bedeutet<sup>2)</sup>. Hierher gehört auch das unthematische Präteritum (Aorist) *hēm-aḫi-mōist*, Ahuramazdā wohnt zusammen mit ihnen, Pehl. Übers. *katarunand*, spr. *mānand*, Nerios. *nīwasanti* (auf die frommen Tūra bezogen), bei Bartholomae 1106 durch 'zulassen' übersetzt, aber von *maeḫ* berauben, abgeleitet. 4. Sich im Geist nähern, an etwas denken, wie skr. *manas* oder *kintām junakti* er verbindet den Geist mit etwas, denkt; *ajarē amiḫnāti* (Bartholomae unter *maeḫ*) an den Tag er denkt, pehl. *mīnet*, Nerios. *kintajati*<sup>3)</sup>, ganz wie skr. *divasam juḡga* Petersb. Wtb. 6, 153. 5. Verändern, verfälschen, von der Bedeutung 'wechseln' ausgehend, wie sich die gleiche Bedeutungsfolge im Got. *inmaideins* das Abwechseln der Namen, in der Skeirein, *inmaidjan* verwandeln, *inmaidida sik μετεμορφώθη* Mark. 9, 2, und *maidjandans* verfälschende, κατηλεύοντες. Dahin gehört *miḫō* falsch, *miḫaḫta* und andere Sp. 1182 angeführte Wörter.

Zweitens die Wurzel *miḫ* berauben, lat. *mitto*, welche ganz andere Formen als das erste *miḫ* bildet, ist unter *maeḫ* belegt mit *mōiḫat* und *hō(m)-miḫjaḫ*.

J. 46, 16 lautet: "Fraschaoštra Hwōgwa, dahin geh mit den Recht-schaffenen (Getreuen), denen wir beide (nämlich Fraschaoštra und der Str. 17 genannte G'āmāspa) Heil (zu sein) wünschen (d. h. laßt uns zu unserm und der Gläubigen Heil vor die Gottheit und ihre Engel treten und uns dahin im Geist versetzen), wo Ārma'ti, die fromme Ergebenheit, mit Ascha, der Gerechtigkeit, vereinigt ist, wo des Wohumanō, des guten Sinnes, Wünsche sind mit Chschathra, der Herrschermacht (wo diese beiden so gesellt sind, daß die Macht mit der Güte verbunden, die Güte stets machtvoll ist), wo Ahuramazdā das Wunschhaus (Paradies) bewohnt". Bartholomae faßt *waredemām* als Infinitiv auf und übersetzt: "um es (das Reich) zu vermehren"; indessen ist nicht eigentlich vom Reich Gottes, sondern

1) Aogemadaeka ed. Geiger § 59.

2) Geiger ZDMG. 34, 420. Barth. Wtb. 829.

3) Aogemadaeka ed. Geiger § 53.

von Chschathra und den anderen Amschaspands die Rede, außer Haurwatât und Ameretât, die oft abgesondert von den übrigen genannt sind als Genien, die der vernunftlosen Natur vorstehen. Daher übersetzt zwar auch Geldner: "wo Ahuramazda thront in seiner Herrlichkeit", indem er skr. *wardhman*, dessen Bedeutung freilich in einer ganz anderen Richtung liegt, herbeizieht, Mills dagegen "in his chosen home", ähnlich Coyajee, Spirit of the Gathas 23: "where Mazda in his most honoured home abides", im Anschluß an die Überlieferung. Der Stamm *dema* findet sich in diesem Liede selbst, Vers 14 (*ha-demōi* in derselben Wohnung). Das Zeitwort *ši* wohnen, hat meist den Lokativ, aber auch wie hier den Akkusativ neben sich. Das Compositum hat weibliche Form; *ware* Wunsch ist dasselbe Wort wie in *ware-fšwa*<sup>1)</sup>; die Wohnung der Wünsche ist der Lichthimmel, wo alle Wünsche erfüllt sind, das Paradies<sup>2)</sup>, welches auch *garō demāna* die Wohnung der Lieder (der Musik) heißt.

Zum Schluß sei noch eines in den Gathas mehrmals erwähnten gesellschaftlichen Verhältnisses gedacht, welches durch Bartholomae's Interpretation eine andre als die überlieferte Auffassung erfährt. Gerade in solchen Dingen wie die staatliche Ordnung, die Jahrhunderte lang, bei den nomadischen Stämmen noch bis heute sich erhalten hat, ist es mißlich, mit Hilfe von Etymologien eigne Meinungen aufzustellen. Die bisher als richtig betrachtete Auffassung ist die, daß es sowohl eine gesellschaftliche, wie eine Standeseinteilung gibt: die erstere nennt a) die Verwandten, also die Familie ohne Unterschied des Berufs, *hwaetu*, wovon der Ausdruck *hwaetivodapa* 'Verwandtenheirat' abgeleitet ist, der natürlich von priesterlichen, adlichen und bürgerlichen Familien gilt, b) die bürgerliche Gemeinde, *weresēna*, die Bürgerschaft oder Civitas, altpr. *wardana* (Stadt), wie Bartholomae sachlich und sprachlich richtig bemerkt; Städte im Sinne der Griechen wurden in Irân erst nach Alexander angelegt, und die Verteidigung größerer Wohnorte geschah durch die naheliegende Burg oder Feste; c) die dienenden Personen, die Dienerschaft, *arjaman*; diese Bedeutung steht ganz fest, sowohl durch das Zend und Pâzend des Awestâ, wie durch die übrige Pahlawiliteratur, wie es z. B. im Dinkart<sup>3)</sup> heißt: "er ist der Herr (*ahû*), nicht der Diener (*airmân*); im Persischen ist *irmân* eine Person, die ohne Erlaubnis (Einladung) in das Haus eines andern tritt<sup>4)</sup>, also der Familie und der Gemeinden nicht angehörige, aber Gastfreundschaft genießende. Gegenüber diesen drei Gesellschaftsklassen gibt es vier Berufsstände oder Kasten, *pištra*: Priester (*apa-rwan*), Adel oder Krieger (*rašaštar*, eigentl. Wagenkämpfer), Landbauende (*wāstrija*) und Künstler und Handwerker (*hūti*) J. 19, 17. Bei Firdūsi sind diese Namen sehr verderbt überliefert<sup>5)</sup>. Daß von diesen vier nur der dritte Stand in den Gathas genannt wird, ist Zufall, zumal die Namen der beiden ersten in die arische Urzeit zurückreichen (skr. *dharwan* und *rathēsthā*). Bartholomae will *hwaetu* als Gathaausdruck für den Adel, *arjaman* für den Priester oder Sodale (wie er sich wohl nach dem im Petersb. Wtb. gebrauchten *sodalis* ausdrückt) ansehn. Dieser Ausdruck steht immer an dritter Stelle, eine Zurückhaltung,

1) S. Anzeiger 17, 122.

2) *mānes wunsches paradīs* von einer schönen Frau, Grimm Myth. 126 ff.

3) The Dinkard by Peshotun D. Behr. Sunjana III, p. 150, 7.

4) Vullers, Lex. pers. lat. s. v.

5) Iran. Namenb. XVI.



welche dieser Stand sonst auf Erden nicht bewiesen hat. Es dürfte daher bei der schon längst von Spiegel<sup>1)</sup> überzeugend festgestellten Auffassung sein Bewenden haben.

Ferd. Justi.

**Mansion J.** Les Gutturales grecques. Gand Librairie Vuylsteke 1904. (Université de Gand. Recueil de travaux publiés par la Faculté de philosophie et lettres. 29<sup>e</sup> fascicule.) VII u. 328 S.

Der Schwerpunkt des Buches liegt im 3. Teil, S. 79—264, in welchem das etymologische Material zusammengestellt wird, das für die Geschichte der Gutturale im Griechischen in Betracht kommt: es ist in vier Abschnitten (Palatale, Velare, Labiovelare, Gutturale unbestimmten Charakters) jeweils nach der Stellung im An- oder Inlaut bzw. vor Vokalen, Konsonanten und Halbvokalen geordnet. Der Verfasser hat mit großem Fleiß die sprachwissenschaftliche Literatur, besonders die Zeitschriften durchmustert und ausgezogen; was ihm zweifelhaft schien, hat er kenntlich gemacht, und das ist nicht wenig. Er hätte jedoch in der Äußerung seiner Zweifel oft noch weiter gehen dürfen, denn starke Zweifel verdienen z. B. die für καιρός (S. 96), ἀλήκη (S. 143), κρήνη (S. 190) und τρώτης (S. 200) angegebenen Etymologien. Andererseits ist er zu skeptisch gegenüber Gleichungen wie κόναρος ai. *kuñj-* (S. 159) oder πορφύρω ai. *jarbhuriti* (S. 237), oder wenn er mit Zupitza λύκος got. *wulfs* verwirft (S. 56, 163). Mansion ist nicht darauf eingegangen, die Etymologien zu vermehren, aber was er gelegentlich beisteuert, läßt sich hören; Gleichungen wie κάλλιπτε lit. *szwĩłpti* Wz. *ksũłp-* (S. 120) und εἴπω lit. *szũpti* Wz. *ksũap-* (S. 120) oder σπαράγης lat. *squama* (S. 216) sind von Interesse, weil sie das Material für einige seltene Konsonantengruppen vermehren. Daß dem Verfasser einiges entgangen ist, rechne ich ihm nicht schlimm an. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so mag auf ein an sich bedeutungsloses Versehen hingewiesen werden: wie kommt der Verfasser dazu, die Formen ἀπέληκα· ἀπέρρωγα Hes. und ἵκατο· ἐλάβετο Hes. (S. 168) für die Stellung vor Nasalis sonans in Anspruch zu nehmen?

Eine kurze Geschichte des Problems der *k*-Laute, worin die Darstellung Bechtels bis auf die jüngste Gegenwart fortgeführt wird, bildet den 1. Teil des Buches. Mansion nimmt mit der Mehrheit der Forscher die Existenz dreier *k*-Reihen an; gegenüber der Hypothese Pedersens, daß das Albanesische die 3 Reihen differenziert zeige, hätte sich der Verfasser etwas skeptischer ausdrücken dürfen, da die Sache keineswegs so sicher ist, wie Mansion in Anlehnung an Pedersen glaubt.

Bei der Erörterung der griechischen Lautverhältnisse (2. Teil) spielt eine wichtige Rolle die Frage, in welchem Umfang eine Delabialisierung ursprünglicher Labiovelare stattgefunden habe (S. 42 ff.); der Verfasser prüft vor allem die Wirkung eines benachbarten *u*-Lautes und kommt zum folgenden Schluß: 1. a) Vorhergehendes *u* hob die Labialisierung auf, wenn es sich um indogerm. *u* handelte; dafür spricht eine Etymologie wie ὕρπος lat. *uvidus*; man muß dann allerdings eine Gleichung wie ὕρπος = ai. *ugra-* streichen. b) Vorhergehendes sekundäres *v* soll diese Wirkung nicht gehabt haben; aber warum eigentlich der Verfasser diese Wirkung in Fällen wie λύκος, νόξ bezweifelt, ist mir nicht recht klar

1) Ztschr. DMG. 17, 59. Kommentar 2, 256.

geworden. 2. a) Vor einem ursprünglichen (idg.) *u* tritt keine Delabialisierung ein, wohl aber b) vor einem sekundär entstandenen *u*. Was a) betrifft, so hält der Verfasser nur  $\delta\pi\upsilon\iota$  und verwandte Formen für einen "absolut sichern" Beleg des Lautwandels, während er  $\epsilon\lambda\alpha\chi\acute{\upsilon}\varsigma$  lat. *levis* von  $\epsilon\lambda\alpha\phi\rho\acute{o}\varsigma$  trennt. Aber gerade bei  $\delta\pi\upsilon\iota$  usw. liegt die Möglichkeit analogischer Umbildung so nahe, und die übrigen Fälle sind so vieldeutig, daß es schwierig ist, daraus ein unanfechtbares Lautgesetz zu gewinnen; vor allem wird man Fälle mit Sonderbedingungen auszuscheiden haben, wie z. B.  $\gamma\acute{\upsilon}\pi\eta$ , wo der Labial der zweiten Silbe Dissimilation in der ersten Silbe hervorgerufen haben mag; daß man mit solchen Sonderverhältnissen zu rechnen hat, nimmt Mansion in andern Zusammenhang selbst an, wobei er Solmsen folgt (s. S. 59 ff.). Im übrigen halte ich es aber immerhin für wahrscheinlich, daß ursprüngliches *u* Delabialisierung bewirkte, wenn sogar sekundär entstandenes *u* nach b) diese Wirkung hatte; dann darf man getrost  $\epsilon\lambda\alpha\chi\acute{\upsilon}\varsigma$  mit ursprünglichem Labiovelar ansetzen und es bei  $\epsilon\lambda\alpha\phi\rho\acute{o}\varsigma$  und Verwandten lassen.

Bei der Feststellung der lautgesetzlichen Verhältnisse hat der Verfasser nicht genügend berücksichtigt, daß seltene Glossen, auch wenn sie etymologisch richtig gedeutet sind, doch nur dann zur Aufhellung dienen können, wenn ihr Ursprungsgebiet bekannt ist; Hesychglossen wie  $\chi\acute{\alpha}\lambda\iota\varsigma$  oder  $\phi\alpha\lambda\upsilon\kappa\rho\acute{o}\nu$  "ungemischter Wein" bedeuten für die Aufstellung eines Lautgesetzes wenig, solange wir nicht wissen, welchem Dialekt sie angehören, und ebensowenig läßt sich z. B. mit einer Glosse wie  $\acute{\alpha}\nu\alpha\gamma\mu\acute{o}\varsigma$  ·  $\tau\iota\nu\alpha\gamma\mu\acute{o}\varsigma$  etwas anfangen, obwohl man an thessal.  $\kappa\acute{\iota}\varsigma$  denken könnte. Aber notwendig ist diese Beziehung nicht: ich möchte darauf aufmerksam machen, daß das Tsakonische älteres  $\tau\iota$  in  $\kappa\acute{\iota}$  verwandelt hat (z. B. *kimù* =  $\tau\iota\mu\acute{\upsilon}$ ), und es ist sehr wohl möglich, daß dieser Lautwandel bereits der jüngsten, den alten Grammatikern schon bekannten Entwicklung des Lakonischen angehört hat; wenn also etwa das genannte  $\acute{\alpha}\nu\alpha\gamma\mu\acute{o}\varsigma$  in dieser Richtung zu erklären ist, dann hat es mit der Gutturalfrage nichts zu schaffen oder gehört in das Kapitel der "Questions dialectales" wie arkad.  $\kappa\acute{\iota}\varsigma$  u. dgl., worüber der Verfasser S. 67 ff. handelt. Die Schwierigkeiten, welche freilich Formen wie ark.  $\kappa\acute{\iota}\varsigma$  neben  $\tau\acute{\iota}\varsigma$  und thess.  $\kappa\acute{\iota}\varsigma$  bieten, hat Mansion nicht besser zu heben vermocht als dies bisher der Fall war; denn was er zur Erklärung vorschlägt, sind nur vage Vermutungen. Auch anderer Probleme ist Mansion nicht Herr geworden: ich erinnere an die Vertretung der Labiovelare durch  $\pi$ ,  $\beta$  statt  $\tau$ ,  $\delta$  vor hellen Vokalen ( $\acute{\alpha}\pi\acute{\epsilon}\lambda\lambda\alpha$ ,  $\acute{\alpha}\sigma\pi\epsilon\rho\omicron\varsigma$ ,  $\beta\acute{\iota}\omicron\varsigma$ ,  $\delta\phi\acute{\iota}\varsigma$  S. 217, 219f., 226f., 235), über die der Verfasser nichts neues zu sagen weiß. Aber trotzdem soll ihm nicht die Anerkennung versagt werden, daß er durch seine fleißige Materialsammlung und die übersichtliche Darstellung der Probleme die Bearbeitung derselben gefördert hat.

Marburg.

Albert Thumb.

**Audollent** A. Defixionum tabellae quotquot innotuerunt tam in graecis Orientis quam in totius Occidentis partibus praeter Atticas in Corpore Inscriptionum Atticarum editas collegit digessit commentario instruxit A. A. Pariser These. Paris Fontemioine 1904. CXXVIII u. 568 S.

Die 305 Nummern an Verwünschunginschriften, welche A. in der vorliegenden Sammlung vereinigt, bilden eine wichtige Ergänzung zu dem Appendix des attischen Inschriftenwerks, in welchem Wunsch die attischen

Fluchtafeln herausgegeben hat. Das Material ist vom Herausgeber aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen worden, einiges auch von ihm selbst zum erstenmal veröffentlicht, und wir finden in dieser Sammlung nicht nur griechische und lateinische Texte, die natürlich die Hauptmasse bilden, darunter die schon von Wünsch besonders bearbeiteten Sethianischen Fluchtafeln, sondern auch solche in oskischer (Nr. 192 ff.), etruskischer (Nr. 124 ff.), keltischer (Nr. 107), iberischer (Nr. 121) und punischer (Nr. 213) Sprache; warum der Verfasser im letzten Falle nur die Übersetzung und nicht den Urtext mitteilt, ist mir nicht klar. Daß in den nicht griechisch oder lateinisch geschriebenen Texten noch vieles sehr dunkel ist, versteht sich von selbst, da ja auch die griechischen und lateinischen Texte noch genug Rätsel bieten. Läßt sich doch bei Nr. 113 (aus der Provincia Narbonensis) nicht einmal sagen, ob der Text keltisch oder lateinisch ist.

Man begegnet in der Sammlung manchen guten Bekannten, so der Duenosinschrift (Nr. 136), Dialektinschriften aus Knidos (Nr. 1 ff.), den alten Bleitäfeln aus Styra (Nr. 80). Da die Bibliographie über die einzelnen Inschriften immer sorgsam verzeichnet ist, so verstehe ich nicht, aus welchem Grunde der Verfasser bei der Duenosinschrift nur auf Conway verweist und auf die Mitteilung der verschiedenen Deutungsversuche verzichtet. Wie weit die Sammlung vollständig ist, vermag ich nicht zu beurteilen; doch vermisste ich Homolle Bull. de corr. hell. 25, 412 ff. (aus Amorgos).

Die Texte sind für Kultur- und Sprachgeschichte gleich wichtig. In volkscundlicher Beziehung ist zunächst die örtliche und zeitliche Verteilung dieser eigenartigen Inschriften interessant. Von 436 Bleitäfeln aus Styra abgesehen, kommen 91 Nummern auf Nordafrika (mit Ausschluß Ägyptens), 20 auf Cypern, 81 auf ganz Italien, nur 14 auf die Balkanhalbinsel, d. h. auf das Festland außer Attika (vgl. die Einleitung S. CVII f.); ferner ist zu bemerken, daß von den 305 Nummern 163 in griechischer Sprache, 79 in lateinischer, 31 in einer Art griechisch-lateinischen Mischdialekts abgefaßt sind (S. CIX), während man andererseits nicht überrascht ist, daß die Mehrzahl dieser Texte dem sinkenden Altertum angehört (S. CXVII). Dem Folkloristen, der dem Zusammenhang alten und modernen Aberglaubens nachspürt, hat der Herausgeber vorgearbeitet, indem er die wichtigsten volkscundlichen Ergebnisse (so z. B. über die angerufenen Dämonen) zusammenstellte und antike Schriftstellererzeugnisse für die Sitte der Verwünschung sammelte (S. CXVII—CXXIV). Freilich die paar Zeugnisse über die Sitte der Verwünschung in neuerer Zeit (S. CXXV f.) sind so kärglich und ungenügend, daß sie ruhig hätten wegb bleiben können. Orientalische und neugriechische Volkskunde hat der Verfasser nicht einmal erwähnt, und er scheint jener Verbindung von Altertumsforschung und Volkskunde fernzustehen, die von Gelehrten wie A. Dieterich und Wünsch so erfolgreich hergestellt wird. Ich möchte den Zusammenhang alter und neuer Volkskunde wenigstens in sprachlicher Hinsicht an einem Beispiel illustrieren: *δέω*, das häufigste Wort für 'verwünschen' in den alten Texten, lebt im neugriech. *τὸ δέαιμο(ν)* 'Beschwörung' (z. B. von Schlangen) fort (die Bedeutung fehlt in den neugriechischen Wörterbüchern; ich habe sie in Amorgos kennen gelernt).

Der sprachliche Gewinn, den wir aus unsern Texten ziehen können, liegt vor allem in der Vermehrung des Materials für die gesprochene

Koine und das Vulgärlatein. Besondere Beachtung verdienen einige Inschriften, die Latein in griechischer Schrift (Nr. 231, 270 aus Afrika, 2. Jahrh.) oder Griechisch in lateinischer Schrift (Nr. 251 aus gleicher Gegend und Zeit) bieten; auf die Sprachverhältnisse in Nordafrika wirft ein helles Licht Nr. 252: hier wechseln nicht nur griechische und lateinische Sätze miteinander, sondern es finden sich sogar Stellen wie *contra γῆς contrahente* κοῦ und *in omni momento* ἥδη ταχύ, woraus man eine griechisch-römische Mischsprache erschließen kann, die mit der heutigen lingua franca und dem Levantiner Griechisch zu vergleichen ist. Der Text ist übrigens nicht glatt verständlich; das an verstümmelter Stelle vorkommende [...] φαζέλο[...] vecw (Z. 43), das dem Herausgeber dunkel geblieben ist, enthält vielleicht die mittel- und neugriechische Wortsippe φακέλος, φακέλος, φακελώνω (zu lat. *fascinum* 'Behexung'), über welche man G. Meyer Neugriech. Stud. 3, 68 f. vergleiche. Daß ζ statt κ steht, ist nicht unerhört, wie ζύκλα = κύκλα (Nr. 159 b, Z. 18) zeigt; vgl. auch Ref. Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellen. S. 191; die daneben vorkommende Schreibung mit κ (λακίνα, φακίτε) spricht nicht gegen meine Deutung, da auch das genannte ζύκλα in der Nachbarschaft von ὀρκίζω, βικεντίας steht. Was für eine Form von φακέλος oder φακελώω vorliegt, weiß ich freilich nicht zu sagen; doch kommt vielleicht ein anderer mit meiner Vermutung in der Lesung der Stelle weiter. Von den lautlichen Erscheinungen der angeführten Mischtexte dünkt mich am bemerkenswertesten, daß in Nr. 270 (2. Jahrh. n. Chr.) lat. *c* und *t* häufiger durch χ und θ (χαποῦθ *caput*, οὐρατοῦρ *uratur*) als κ und τ wiedergegeben werden, daß aber immer π einem lat. *p*, φ einem lat. *f* entspricht (χόρπορις *corporis*, φίλιος *filii*); auf Formen wie ἄβιατ *habeat*, αὐτεμ *autem*, σπιριτους *spiritus* sei hingewiesen, um den Sprachcharakter dieser Inschriften zu illustrieren. Gelegentlich finden sich in lateinischen oder griechischen Texten einzelne Buchstaben aus dem andern Alphabet. Nicht immer haben sie einen lautlichen Grund, aber Schreibungen wie *Vicentius* = *Vicentius*, *amptizatru* = *amphiteatrum* und ζιε = *die* (Nr. 253 aus Afrika, 2. Jahrh. n. Chr.) mögen doch neben Schreibungen mit *z* (*Kalenzo* = *Kalendario*, *oze* = *hodie* u. a., was der Herausgeber zusammenstellt) für die Geschichte des *t*, *d* + *i*, *z* einige Bedeutung haben. Der Romanist sei besonders auf einige vulgärlateinische Inschriften aufmerksam gemacht, welche hier zum erstenmal veröffentlicht sind oder bisher nur schwer zugänglich waren (besonders Nr. 272 ff.).

Auch der Gewinn, der sich für die Kenntnis des Vulgärgriechischen ergibt, kann nur angedeutet werden. So dürfte z. B. eine genauere Untersuchung der aus Cypern stammenden Texte (Nr. 32—37, etwa 3. Jahrh. n. Chr.) uns darüber aufklären, wie ein 'Koinedialekt' aussieht. Denn da scheint mir zunächst bemerkenswert, daß in παρίθμεν (22<sup>39</sup>) die Fortsetzung eines altdialektischen παρρίθμεν vorliegt, daß ferner vielleicht ὑμᾶ δέμονεσ (22<sup>30</sup>) und τῇ ῥησιχθόν[η]ς die Wirkung eines ebenfalls altdialektischen Sandhi sind (vgl. kret. τὰδ δὲ = τὰς δὲ u. dgl.); die Jonismen in den öfter vorkommenden Worten θυμόν ἀπό κραδίης πολυκήδεα (22<sup>4</sup> und sonst) haben dagegen nichts mit der lebenden Sprache zu tun, sondern sind metrische Reminiszenzen. Zu den Merkmalen eines Koinedialekts rechne ich folgende Züge: 1. Schreibung von φ (d. h. wohl *f*) durch β (θ) in τδβων = τδφων (22<sup>45</sup>, 26<sup>32</sup>). Entweder ist φ tönend oder β tonlos geworden; der heutige Dialekt von Cypern erweicht φ zu β, allerdings nur vor ρ und λ (vgl. Μενάροσ, Ἀθηνᾶ VI, 160, über die gleiche Er-

scheinung auf Ikaros s. Hatzidakis IF. 2, 387); besser aber ist vielleicht der Wandel von  $\beta$  in  $\phi$  zu vergleichen, der auf Cypern und Ikaros in Fällen wie  $\kappa\lambda\acute{\upsilon}\phi\iota$ ,  $\kappa\alpha\phi\acute{\alpha}\varsigma$  erscheint. 2. Die Formen des Artikels werden als Relativum gebraucht. Daß dieser Gebrauch in der Koine mundartlich sei, darf aus den Belegen desselben vermutet werden (s. K. Dieterich Untersuch. S. 198 f.); für die literarischen Belege ist es kaum zufällig, daß gerade der auf Cypern heimische Leontios den Gebrauch kennt, und heute gehört er, wie es scheint, nur den östlichen Mundarten an (Kleinasien mit den zugehörigen Inseln, darunter Cypern). 3. Besonders charakteristisch ist die Nominativbildung  $\acute{o}$   $\kappa\phi\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\upsilon$  (30<sub>22</sub>). Der Zusammenfall von Nom. und Akk. Sing. der o-Stämme ist meines Wissens aus Koinetexten bisher nicht belegt und ist heute ein wichtiges Kennzeichen der pontischen Mundarten.

So ergibt also die cyprische Gruppe unserer Fluchtafeln deutliche Züge einer östlichen (kleinasiatischen) Mundart der Koine, die das Bild weiter vervollständigen, das ich an andern Orten schon entworfen habe; vgl. Die gr. Spr. S. 164 ff. und Theolog. Lit.-Zeitung 1903 S. 420 ff. Da einige Gelehrte meine Ausführungen über Koinedialekte für sehr schwach fundiert halten, so hebe ich diese neuen Tatsachen ausdrücklich hervor, weil sie aufs beste zu meinen Hypothesen stimmen. Indem der Herausgeber die sprachlichen Tatsachen der Inschriftengruppe besonders zusammenstellte (S. 33 ff.), statt sie in den Gesamtindices zu verarbeiten, zeigt er, daß er ihre Sonderstellung erkannt hat; ein richtiges Verständnis dieser Dinge geht jedoch dem Verfasser ab, wie schon die äußerliche und manchmal geradezu falsche Gruppierung der Spracherscheinungen erkennen läßt. So wird z. B. unter dem Titel "litterae inseruntur errore" (S. 36 f.)  $\acute{\alpha}\kappa\rho\langle\epsilon\rangle\alpha\varsigma$  und  $\mu\omicron\mu\epsilon\alpha\langle\iota\rangle\tau\epsilon$  angeführt. Natürlich handelt es sich im letzten Fall um itazistische Schreibung für  $\mu\omicron\mu\acute{\iota}\epsilon\tau\epsilon$ , das neben  $\mu\omicron\mu\acute{\iota}\alpha\tau\epsilon$  in den gleichen Texten sich findet. Im ersten Fall liegt, glaube ich, ein interessanter Beleg für die Mischung der -oc- und -uc-Adjektiva vor; denn ein  $\acute{\eta}$   $\acute{\alpha}\kappa\rho\epsilon\acute{\iota}\alpha$  statt  $\acute{\alpha}\kappa\rho\alpha$  (geschrieben  $\acute{\alpha}\kappa\rho\acute{\epsilon}\alpha$ , wie  $\tau\epsilon\lambda\epsilon\acute{\omega}\varsigma\omicron\upsilon\varsigma$  u. dgl. in unsern Texten) ist gebildet wie etwa ein neugriech.  $\mu\alpha\kappa\rho\epsilon\acute{\iota}\alpha$  zu  $\mu\alpha\kappa\rho\acute{\omicron}\varsigma$ ; vgl. über diese Vermischung der Adjektiva auf -oc und -uc Hatzidakis Einl. S. 381, K. Dieterich Unters. S. 177 und mein Handbuch der neugr. Volkssprache § 94, 95. Zwar reichen unsere bisherigen Belege für die Femininbildung auf - $\acute{\epsilon}\iota\alpha$  nicht über Prodomos (12. Jahrh.) hinaus, doch weiß Hatzidakis Einl. S. 79 Anm. ein  $\acute{o}$   $\mu\alpha\kappa\rho\acute{\omicron}\varsigma$  schon aus den apokryphen Acta Apostolorum zu belegen. Es ist nicht überflüssig, immer und immer wieder zu betonen, daß hellenistische Texte sprachlich nur dann richtig verstanden werden können, wenn man das Studium der Koine mit den ihr zukommenden Methoden und Hilfsmitteln betreibt — und das wichtigste Hilfsmittel ist die neugriechische Sprachgeschichte. Wer Denkmäler der Koine herausgibt, hat die Pflicht, sich mit den Tatsachen der Koine bekannt zu machen, und hierfür besitzen wir heute einige ganz nützliche Hilfsmittel. Wenn dem Verfasser z. B.  $\acute{\eta}\tau\omega\varsigma\alpha\nu$  (25<sub>18</sub>) dunkel gewesen oder vielmehr erst in den Nachträgen (S. 417) klar geworden ist, so hätte ihn ein Blick in Dieterichs Buch (S. 227) rasch belehren können, daß diese Form (=  $\acute{\epsilon}\tau\omega\varsigma\alpha\nu$ ) weder dunkel noch merkwürdig ist. Und wenn der Verfasser das genannte Werk oder Hatzidakis' Einleitung oder mein Buch über die Koine sich einmal angesehen hätte, so wüßte er z. B., daß  $\acute{o}$   $\nu\omega\alpha\acute{\varsigma}$  zu  $\acute{o}$   $\nu\omega\alpha\acute{\varsigma}\varsigma$  (Nr. 35<sub>9</sub>) kein 'dorischer Genitiv' ist. Wenn ein Herausgeber klassischer Texte elementare Un-

kenntnis der Grammatik verriete, so würden die klassischen Philologen stark mit ihm ins Gericht gehen; wer vulgärlateinische Denkmäler bearbeitet, muß in den Tatsachen des Vulgärlatein zu Hause sein; wer sich aber mit Koinetexten befaßt, pflegt von den Philologen nicht so sehr getadelt zu werden, wenn er in der Koinegrammatik nur mangelhafte Kenntnisse aufweist. Mein Tadel soll darum auch nicht gegen den Verfasser im besonderen gerichtet werden, sondern gegen die auch heute noch herrschende Neigung, spätgriechische Texte ohne tieferes Studium der spätgriechischen Sprache zu behandeln. In den letzten Jahren, wo das Interesse an der Erforschung der hellenistischen Kultur stark zugenommen hat, ist es allerdings schon besser geworden, und man hütet sich wenigstens, durch vorschnelle Konjekturen hellenistische Texte nach dem Muster der klassischen Sprache zu korrigieren. So respektiert auch Audollent den gegebenen Text, um dessen Verständnis er sich oft mit Erfolg bemüht hat. Manches ist freilich noch verzweifelt dunkel und wird wohl immer dunkel bleiben; aber die Texte bieten schon genug klaren Sprachstoffes, der für die griechische Sprachgeschichte unmittelbar nutzbar gemacht werden kann, und zwar besonders in der Richtung, daß weitere Keime neugriechischer Sprachentwicklung in der Koine aufgedeckt werden. Dabei kann es manche Überraschung geben. So sieht z. B. ein ἐπικα]λέομαι = ἐπικαλοῦμαι (Nr. 189, aus Latium) wie eine neugriechische 'aufgelöste' Verbalform aus (vgl. neugr. παραιοῦμαι u. dgl.); daß aber aufgelöste Formen so weit zurückgehen, würde man ohne direkte Belege kaum anzunehmen wagen (Hatzidakis Einl. S. 131 gibt als ältesten Beleg πολυιέται bei Prodomos).

Solange die Texte nicht in einer sprachlichen Monographie bearbeitet sind, bieten die sorgfältig ausgearbeiteten Indices wertvolle Hilfe für grammatische Studien. Sachliche und sprachliche Gesichtspunkte sind gleich ausführlich berücksichtigt: man kann aus den Indices z. B. alles kennen lernen, was bei der Sitte der Verwünschung in Betracht kommt. Aufgefallen ist mir ein negatives Ergebnis, daß nämlich mit Ausnahme von *in Zie Merc<c>uri* auf einer einzigen Inschrift (Nr. 253, Afrika) die Namen der Wochentage nicht begegnen, obwohl sie doch gerade in diesem Kulturkreis zu erwarten sind (vgl. Zschr. f. deutsche Wortf. 1, 163 ff. und Schürer Zschr. f. wiss. Theol. 6, 1 ff.) und obwohl genauere Zeitbestimmungen häufig genug angewendet werden (s. Index S. 556—58). Auch das Fehlen von Namen auf -ἀς (außer einmaligem \*Ovacāc) ist auffällig. Ich hebe ferner aus den Namenindices (S. 431 ff.) hervor, daß zwar der Austausch von griechischen und lateinischen Namen sehr stark ist, daß aber fremde, d. h. etwa orientalische Namen ziemlich selten sind; die Pferdenamen (S. 454 ff.) sind auch in griechischen Texten meist lateinisch — eine Tatsache, die vor allem den Kulturhistoriker interessieren muß. Die grammatischen Indices leiden an dem schon gerügten Fehler, daß sie ganz äußerlich sind. Aber zu loben ist, daß die Belege der einzelnen Erscheinungen nach Landschaften geordnet sind. Bei den 'vocabula lexicis addenda' (S. 553) und den 'Notabilia varia' (S. 559 ff.) wäre wohl die Durchführung einer alphabetischen Reihenfolge bequemer gewesen. Willkommen ist endlich das Verzeichnis der Ephesia grammata (S. 499 ff.), denen die Parallelen aus den Papyri beigelegt sind.

Daß die Sammlung von Audollent nach den verschiedensten Seiten hin mit Dank zu begrüßen ist, wird, hoffe ich, aus meiner Besprechung klar geworden sein; der griechischen Sprachforschung ist hier neues

Material in bequemster Weise zugänglich geworden, das recht bald einen Bearbeiter finden möge, wie er sich vor einigen Jahren für die attischen Fluchtafeln in E. Schwyzer gefunden hat.

Marburg.

Albert Thumb.

**Meister R. Dorer und Achäer. Erster Teil.** Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Band XXIV, No. 3, 100 S. hoch 4. Leipzig, Teubner 1904. 3,60 M.

Die Probleme, die einer der ersten Kenner der griechischen Dialekte in seiner neuesten Arbeit in Angriff nimmt, sind nach ihrer prinzipiellen Seite hin in den letzten Jahren von bedeutenden Vertretern der romanischen wie germanischen Philologie aufs lebhafteste erörtert worden: die Frage nach Existenz und Bedeutung der Dialektgrenzen, die Frage nach den Beziehungen zwischen Sprache und Geschichte überhaupt<sup>1)</sup>. Wer die gleichen Probleme für Sprachen behandeln will, die der lebendigen Beobachtung entrückt, nur in schriftlichen Denkmälern erhalten sind, wird auch hier gut tun, immerhin in Wahrung seiner Selbständigkeit, die an lebenden Sprachen gewonnenen Ergebnisse zu Rate zu ziehen. Denn für eine ferne Vergangenheit ist nicht nur das sprachliche Material kärglich — Sprachatlanten wie sie jetzt auf germanischem wie romanischem Gebiet schon vorliegen oder doch in Angriff genommen sind, sind z. B. für das Altgriechische schlechterdings unmöglich, obwohl auch hier meiner Ansicht nach der Versuch unternommen werden sollte, die für uns feststellbaren sprachlichen Unterschiede kartographisch zu fixieren — es fehlt auch eine intime Kenntnis der Lokalgeschichte, insbesondere der Siedlungsgeschichte, wie sie in neueren Zeiten, wenn auch nicht immer, doch häufiger zu erreichen ist.

Die neueren Untersuchungen auf dem Gebiete der germanischen und romanischen Dialekte haben nun gezeigt, daß der Begriff Dialekt, freilich nicht unbedeutend modifiziert, doch zurecht besteht, daß es wirklich Dialektgrenzen gibt, daß sich dieselben in vielen Fällen unschwer erklären lassen, seltener durch geographische Grenzen<sup>2)</sup> als durch Verkehrsgrenzen,

1) Zugleich eine vorzügliche Orientierung über den Verlauf dieser Erörterungen im allgemeinen und eine Behandlung einzelner Probleme aus dem speziellen Arbeitsgebiet der Verfasser bieten L. Gauchat Gibt es Mundartgrenzen? Archiv für das Studium der neueren Sprachen 111, 365 ff. und E. Tappolet Über die Bedeutung der Sprachgeographie mit besonderer Berücksichtigung französischer Mundarten. Festgabe für H. Morf 1905, S. 385 ff. Außerdem sei hier verwiesen auf einige einschlägige germanistische Arbeiten: F. Wrede Ethnographie und Dialektwissenschaft. Historische Zeitschrift 88, 22 ff., mit der Erwiderung von O. Bremer Politische Geschichte und Sprachgeschichte. Historische Vierteljahrsschrift 5, 315 ff., woran K. Bohnenberger Sprachgeschichte und politische Geschichte. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 321 ff. anknüpft, der ebd. 4, 129 ff. 241 ff. 6, 129 ff. bei der Untersuchung bestimmter Dialektgrenzen auf allgemeine Fragen zurückgreift; endlich sei genannt K. Haag 7 Sätze über Sprachbewegung. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 1, 138 ff.

2) Man hat sich gewundert, daß z. B. der Monte Rosa keine Sprachgrenze bildet (Tappolet a. a. O. S. 2 f. des SA.). Aber Tappolet selbst erwähnt gleich nachher den Monte Moro-Paß. Die höchsten Stufen der von deutschen Wallisern besiedelten Hochtäler südlich der Alpen sind

von denen die geschichtlichen Grenzen nur eine besondere Art darstellen, seien es nun jüngere Territorialgrenzen, seien es alte Stammesgrenzen<sup>1)</sup>. Wenigstens auf germanischem Gebiet sind auch Mischungen verschiedener Dialekte vermutet worden, wobei z. B. ein Dialekt den in Spuren noch sichtbaren Untergrund, ein anderer die Oberschicht bildet, oder ein im übrigen homogener Dialekt einzelne Elemente enthält, die auf Einwanderung anders Sprechender deuten. Erhält in vielen sicheren Fällen eine Dialektgrenze oder eine Dialektmischung ihre Erklärung durch die Geschichte, so kann man auch umgekehrt von der Sprache aus einen unbekannten geschichtlichen Vorgang erschließen oder wenigstens eine an sich nicht gesicherte geschichtliche Überlieferung stützen.

Nicht ohne Anregung wohl namentlich aus dem germanistischen Lager hat man daher neuerdings auch auf die griechischen Dialekte Grundsätze und Methoden wieder angewendet, die zwar schon längst bekannt waren, deren Ergebnissen aber ein namhafter Teil der eigentlichen Sprachforscher ziemlich kühl gegenüber stand, um so mehr als angesehene Historiker die Überlieferung vom Einbruch der nordwestgriechischen Gebirgsvölker nach Ost- und Südgriechenland, die sogenannte dorische Wanderung, als ungeschichtlich betrachten zu müssen glaubten<sup>2)</sup>. Die Abkehr der Historiker von der Hyperkritik trifft mit den Ergebnissen der Sprachforschung zusammen; F. Solmsen *Thessaliotis und Pelasgiotis*. Rh. M. 58, 598 ff. (vgl. ebd. 60, 148 ff.) hat in einer methodisch vorbildlichen Abhandlung überzeugend nachgewiesen, daß sich die dialektischen Verhältnisse dieser beiden thessalischen Landschaften nur aus einem von Westen nach Osten hin schwächer werdenden Einschlag nordwestgriechischer Elemente in eine äolische Grundlage erklären lassen; L. Sadée *De Boeotiae titulorum dialecto*. Diss. Hal. 16, 148 ff. hat von neuem die schon lange feststehende Tatsache erhärtet, daß der böotische Dialekt eine Mischung von nordwest-

oder waren sämtlich von der Bergseite leichter zugänglich als von den tieferen Talstufen aus, von denen die obersten Talstufen gewöhnlich durch ohne Straßenanlagen schwer zu passierende Schluchten getrennt sind. Diese, nicht die Spitzen der Berge, bilden die natürlichen Verkehrs-schranken.

1) Bremer a. a. O. S. 321 scheint sich mir mit Recht gegen den 'alten romantischen' Begriff von Stamm zu wehren. "In Wirklichkeit sind die altgermanischen Stämme nichts anderes als politische Verbände, Staaten, gerade so gut wie die modernen Staaten". Das dürfte auch für die griechischen Stämme gelten.

2) Die ausführlichste Behandlung dieser Probleme vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt, die jetzt freilich im einzelnen überholt ist, bildet die durch Aug. Fick angeregte Arbeit von O. Hoffmann *De mixtis Graecae linguae dialectis*. Göttingen 1888. Es ist für die Schätzung der dialektologischen Erforschung der Stammesgeschichte bezeichnend, daß man bei E. Meyer *Geschichte des Altertums* 2, 74 ff.; G. Busolt *Griechische Geschichte*<sup>2</sup> 1, 192 ff.; U. von Wilamowitz *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* 38, 105 ff.; Euripides *Herakles*<sup>2</sup> 1, 1 ff., auch bei E. Drerup *Homer* 42 ff. mehr darüber findet als z. B. in den *Grammatiken* von K. Brugmann und G. Meyer. Eine Skizze der Entwicklung der stammesgeschichtlichen Erforschung der griechischen Dialekte gibt jetzt O. Hoffmann bei W. Kroll *Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert* S. 57 ff.



griechischen und äolischen Elementen darstellt, die sich auch in den böotischen Personennamen widerspiegelt, wie dies F. Solmsen Rh. M. 59, 481 ff. besonders ausgeführt hat.

Ähnlich versucht nun Meister die gewöhnlich als dorisch bezeichneten Dialekte in ihre Bestandteile zu zerlegen, den altachäischen und den echt-dorischen, freilich in ganz anderer Weise als dies seiner Zeit O. Hoffmann in seiner Dissertation durchgeführt hatte. Im vorliegenden ersten Teil beschränkt sich Meister auf die Untersuchung der sprachlichen Verhältnisse Lakoniens (mit Messenien)<sup>1)</sup>, der Argolis und Kretas<sup>2)</sup>.

Er geht aus von Lakonien. Hier haben nach ihm bis ins 2. Jahrh. n. Chr. zwei Sprachen nebeneinander bestanden, das Dorische, gesprochen in der Hauptstadt, dem Sitz der Dorer, und das Achäische, die Sprache der Landschaft, das Idiom der Periöken und Heloten, das wesentlich gleich auch in Messenien (sowie, um dies vorwegzunehmen, in den achäischen Teilen der Argolis und Kretas) gesprochen wurde. So sehr es zu begrüßen ist, wenn auch beim Studium der griechischen Dialekte noch mehr als bisher auf lokale Unterschiede geachtet wird, wie sie ja in lebenden Sprachen nicht selten von Dorf zu Dorf sich finden, und so empfehlenswert die sprachgeographische Methode an sich ist, so scharfsinnig Meister seine These verfährt — bewiesen hat er die Verschiedenheit des spartiatischen und periökischen Idioms in historischer Zeit meines Erachtens nicht. Daß ein solcher Nachweis nicht gelingen kann, liegt am Charakter der Quellen; die Inschriften der lakonischen Periökenstädte gehören fast durchaus in die Zeit, in der bereits die ausgleichenden Tendenzen in der griechischen Sprachentwicklung die Oberhand gewinnen; es liegt näher, die darin auftretenden Unterschiede vom Altspartanischen auf Rechnung der peloponnesischen und attischen κοινή zu setzen, als mit Meister die in den spärlichen alten Periökeninschriften auftretenden 'spartiatischen' Erscheinungen von Fall zu Fall als hauptstädtischen Einfluß zu erklären. Nur wenn alte periökische Quellen in größerer Fülle vorlägen, ließen sich vielleicht Unterschiede im Sinne Meisters nachweisen; vielleicht, denn die Urkunden sind in den neueren Sprachen häufig schlechte Zeugen für Lokaldialekte, die dem Einfluß eines herrschenden Zentrums ausgesetzt sind<sup>3)</sup>, und für die Historiker ist es gar nicht ausgemacht, ob die Periöken in historischer Zeit nicht auch dorische Elemente enthielten, ob nicht der soziale Gegensatz das Maßgebende war. Vollends in den Zeiten vom Ende des 3. Jahrh. v. Chr. an war die auf klägliche Reste zusammengeschrumpfte, fast ganz ausgestorbene spartanische Bürgerschaft unmöglich mehr imstande, die numerisch sehr

1) Doch reicht für Messenien das inschriftliche Material noch weniger aus als für die übrigen Länder.

2) An Meisters Untersuchungen knüpft an der anregende, die Probleme selbständig weiterführende Aufsatz von A. Thumb Griechische Dialektforschung und Stammesgeschichte. Neue Jbb. 15, 385 ff., auf den im folgenden an einigen Stellen Rücksicht genommen ist.

3) Vgl. was eben Jellinek, Z. f. ö. G. 1905, 586 ausführt: "Den Satz von der Identität der (deutschen) Kanzleisprache mit der Mundart wird heute kein Urteilsfähiger mehr aufrecht erhalten. Wir haben, namentlich durch die bahnbrechenden Arbeiten R. Brandstetters, gelernt, daß das schriftsprachliche Problem ein ungemein verwickeltes ist; daß im Mittelalter oft an demselben Orte neben der Mundart eine, manchmal auch zwei von ihr verschiedene Kanzleisprachen bestanden".

stark überwiegenden Neubürger zu assimilieren (vgl. Busolt Griech. Staatsaltert.<sup>2</sup> 115 ff.); die altdialektischen Inschriften aus dem 2. Jahrh. n. Chr. würden also gerade für die Sprache der Periöken und Heloten Zeugnis ablegen, wenn sie eben nicht künstlich archaisiert wären<sup>1)</sup>. Für diese spätere Sprache gibt ja übrigens Meister selbst Einflüsse sogar von außen zu: der junglakonische Rhotazismus ist nach ihm ein 'Ableger' des eleischen. Geschichtlich gesprochen kann das doch kaum etwas anderes heißen, als daß die Erscheinung durch eleische Bevölkerungselemente, die z. B. als Söldner nach Lakonien kommen konnten, ins Land gebracht wurde. Endlich zeigt noch die Sprache der Tsakonen, die wohl nicht auf die Spartiaten, sondern auf die Eleutherolakonen zurückgehen, wesentlich dieselben Eigentümlichkeiten wie das Lakonische, das wir aus Sparta kennen; das hat Thumb bereits hervorgehoben. — Das argivische Inschriftenmaterial ist derart beschaffen, daß Meister selbst den Versuch lokaler Scheidung nicht voll durchzuführen wagt; aber auch gegen die auf Kreta angenommene Trennung von Zentralkreta (Knossos, Gortyn) als dorisch von Ost- und Westkreta als achäisch habe ich Bedenken, einmal wegen der großen Ungleichheit des Materials für die verschiedenen Gebiete (das Zentrum mit Gortyn ist durch ältere Inschriften besonders gut vertreten, die sonst fast fehlen), zweitens weil die Hauptsitze der Achäer gerade die Gegenden sein sollen, wo sich teilweise (sicher in Praisos in Ostkreta) bis in die historische Zeit hinein ungrische Bevölkerungen gehalten haben.

Wenn somit in historischer Zeit eine räumliche Scheidung zwischen Dorisch und Achäisch in Lakonien, der Argolis, auf Kreta nicht mehr bestanden hat, läßt sich vielleicht doch noch in den Mundarten dieser Landschaften eine Mischung zweier Dialekte erkennen; es fragt sich nur, welche Elemente in den historisch gegebenen Mundarten altdorisch, welche altachäisch sind. Meister operiert in seiner Untersuchung mit 5 oder 6 Charakteristika des echten Dorisch, die er am Lakonischen gewonnen hat. Nach Tappolet's methodologischen Darlegungen ist dem Subjektivismus ein gewisser Spielraum gelassen, ob man eine Erscheinung als für einen Dialekt charakteristisch gelten lassen will oder nicht, im allgemeinen sind lautliche Erscheinungen sicherer; Meister hat solche gewählt. Bei lebenden Mundarten kann man sich, wie z. B. Gauchat a. a. O. auf eine bedeutsame Auswahl beschränken; wo das Material so knapp ist wie bei den griechischen Dialekten — trotz allem — wäre es besser, alle feststellbaren Erscheinungen namhaft zu machen, um dann erst das für den Dialekt Wichtige auszuwählen; so ist Solmsen vorgegangen. Es heißt doch auf den Zufall abgestellt, wenn Meister die Häufigkeit zum Ausgangspunkt genommen hat<sup>2)</sup>. Seine echtdorischen Kriterien sind 1. inter-

1) S. 29. 34 begründet Meister die Ansicht, daß im spartiatischen Dialekt *vo* erhalten geblieben, nicht zu *vc* geworden sei. Also ist *Ἀντί-τρον* GDI. 4442 (Meister S. 25) ein Beweisstück für künstliche Archaisierung. — Daß der Wandel regelrecht auch bei Elision eintrat, zeigt übrigens die von Meister Beiträge zur gr. Epigraphik und Dialektologie 4 S. 38 besprochene lak. Glosse *καὶ δὲ αἰεὶ ἀνύει*. — Den Schwur *οὐ τὼ τὼ* legt auch Xen. anab. 7, 6, 39 einem Spartaner in den Mund.

2) So hätte Meister gerade die von W. Schulze KZ. 33, 124 f. nachgewiesene Übereinstimmung zwischen Geronthrae in Lakonien und Tarent zugunsten seiner Annahme verwenden können, die tarentinische Bevölkerung sei wesentlich periökisch-achäisch gewesen.

vokalisches *s* wird *h*; 2. *θ* wird (im allem.) *þ* (und *ð* zu *ð*); 3. *ðð* für *z*; 4. *þ* für *f*; 5. *ε* vor *α*, *ο* wird *ι*. Am wenigsten charakteristisch ist entschieden 4; in jüngerer Zeit ist *þ* weitherum fast zu einer Schreibung von *f* geworden. Auch 5 ist über das dorische Gebiet hinaus verbreitet; der Wandel liegt auch phonetisch so nahe, daß er kaum als Kriterium brauchbar ist. Eher sind 2 und 3 geeignet; bei 3 (nicht in Argos!) befinden wir uns leider im Gebiete von *z*, wo der Lautwert der Schreibung oft streitig ist; die spirantische Geltung von *θ* und *ð* ist in ihrer Verbreitung schwer festzustellen und später ziemlich allgemein; was Meister aus dem Kretischen anführt, beweist für einfaches *θ* (und *ð*) nichts; Meister berücksichtigt auch nicht, daß in Lakonien *θ* schließlich (vielleicht schon verhältnismäßig früh) mit *c* in *s* zusammengefallen ist. So bleibt als deutlichstes Kennzeichen die Verhauchung von intervokalischem *s*; aber auch hier geht die Rechnung nicht glatt auf. Die Erscheinung fehlt in den dorischen Kolonien wie Kreta, Tarent, Heraklea, Thera u. a., findet sich dagegen auch in Argos und weiter in Elis, auf Kypros (hier in genau gleicher Weise wie im Lak.). Spontanen Übergang von *s* zu *h* an all diesen Orten wird man nicht wohl annehmen wollen; ob man nun aber mit Meister das Merkmal als altdorisch in Anspruch nehme, oder, was besonders das Kyprische nahe legt, mit Thumb als altachäisch, es bleiben Schwierigkeiten. Warum, wird man im zweiten Falle fragen, hat nur gerade das Arkadische daran keinen Teil, während es für Argos, Lakonien, Elis nachgewiesen ist? und warum finden sich, wenn man Thumbs Erklärung von *ποι* aus *ποηι*, *ποci*, *πορι*, deren Richtigkeit ich dahin gestellt lasse, annimmt, Spuren der Verhauchung bis nach Lokris und Delphi hinauf, aber gerade nur da, wo westgriechische Elemente ziemlich stark vertreten sind, dagegen in keinem Dialekt, der von der Wanderung in geringem Grade beeinflusst ist? Lak. *Ποοιδᾶν* muß allerdings auf die achäische Form *Ποοιδᾶν* zurückgehen, kann aber gerade die Form sein, die das achäische Wort in dorischem Munde annahm; wer will bestreiten, daß die Verhauchung zur Zeit der Besetzung Lakoniens bei den Dorern noch wirksam war? Liegt ein westgriechisches Merkmal vor, bleibt freilich für die überseeischen dorischen Kolonien nur die Erklärung, daß das Festhalten an *c* nicht-dorische Elemente in der Bevölkerung verrät, sei es nun, daß altachäische Kolonisationen vorliegen, zu denen noch ein dorischer Einschlag kam, sei es, daß sie von Teilen des von Dorern eroberten Gebietes ausgingen, wo die dorische Eigentümlichkeit sich nicht oder noch nicht durchgesetzt hatte, was in der ersten Zeit nach der Eroberung wohl denkbar ist. Umgekehrt wäre die kyprische Verhauchung dorischen Elementen zuzuschreiben, vielleicht auch der Wandel von *θ* zu *þ* in Paphos. Wie die Dinge liegen, scheint eine sichere Entscheidung nicht möglich; der Zweifel würde behoben, wenn es gelänge, die Verhauchung im westgriechischen Stammlande nachzuweisen. Epirotische Inschriften bieten allerdings einige Spuren: *Πεῖανδρος* für *Πεῖανδρος* und *Δράπιος* wohl für *Δράππιος* GDI. 1351. Sie lassen sich freilich anfechten und bedürfen sehr der Bestätigung durch weiteres Material — ich möchte nur darauf aufmerksam gemacht haben —; ihre Vereinzelung neben den Beispielen mit erhaltenem *c* fällt an sich nicht ins Gewicht, da auch *ττ*, das zuerst W. Schulze GGA. 1897, 900 f. als westgriechisch betrachtet hat, nur noch in wenigen Resten auftritt.

Auch wer gerade in den wichtigsten Punkten Meisters Ausfüh-

rungen nicht zuzustimmen vermag, wird ihm gerne das Verdienst zuerkennen, die Frage nach der Entwicklung der dorischen Dialekte von neuem in Fluß gebracht zu haben; die Probleme sind derart, daß sie wöglich von allen Seiten betrachtet werden müssen. Der bleibende Wert der Arbeit liegt aber in den überall eingestreuten Einzelbeobachtungen  
Zürich. E. Schwyzer.

**Meister R.** Beiträge zur griechischen Epigraphik und Dialektologie 4. Die Inschrift von Sillyon und der pamphyliche Dialekt. Abdruck aus den Berichten der phil.-hist. Klasse der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1904. 8°, 42 S.

Die einzige längere Inschrift pamphylichen Dialektes wird, wenn auch schon längst bekannt und oft behandelt, doch erst durch Meisters eindringende Bearbeitung, die sich auf zwei Papierabdrücke Petersens stützen konnte, lesbar und für die Grammatik recht nutzbar; und wenn auch er nicht alle Rätsel hat lösen können, wird doch jede weitere Forschung auf dem Gebiete des Pamphylichen an ihn anzuknüpfen haben. Als sicherer Gewinn für die Grammatik seien beispielsweise genannt die Erörterung von ἀνδρῶν S. 30 (nicht aus \*ανδρεῶν; vgl. dazu die neueste Deutung des Suffixes von H. Pedersen K. Z. 39, 473), die Sicherstellung der Neutra auf -ι für -ιον S. 22 (vgl. neugr. μᾶτι, παιδί); die Formen ἐπεῖσθαι, ἐπιέσθαι stellen sich dem oft behandelten ἐπιόρκος zur Seite. — Die Präposition ἱε scheint Meister S. 23 auf εἰς zurückzuführen, wie dies für die attischen Beispiele, die er beibringt, sicher steht; da aber die Inschrift von Sillyon keine Spur von Itazismus zeigt, liegt es näher, an das ι von ἱν zu denken (ἱ(ν) πόλι Z. 11), sei nun ἱε unmittelbar aus \*ἱν entstanden oder beruhe es auf sekundärer Umbildung von \*εἰε nach ἱν<sup>1</sup>). — Für ε[υ]τύχι Z. 3 erwartet man bei dem regelmäßigen Wandel von ντ zu (ν)δ \*κυδουχι; die Form ist rekomponiert. — In der Inschrift von Aspendos besteht Petersens Lesung τὴν ἱετήλην zurecht (S. 10); es spricht doch nichts gegen Annahme der bekannten spätgriechischen ι-Prothese (vgl. Thumb Hell. 144 f.).

Zürich.

E. Schwyzer.

**Ahlberg Axel W.** Studia de accentu latino. Lundae, Hj. Möller, 1905. (IV) — 68 — (1) S.

Daß der lateinische Akzent wesentlich expiratorisch war, ist eine heute wenigstens in Deutschland allgemein durchgedrungene Anschauung. Sie gegen die neuerdings von Vendryes vertretene Annahme einer wesentlich musikalischen Betonung nachdrücklich zu verteidigen, hat sich die vorliegende Schrift zum Ziele gesetzt, der man die Bezeichnung 'anregend' nicht vorenthalten darf, mag man sich auch von manchen Ansichten des Herrn Verfassers zum Zweifel oder zum Widerspruche herausgefordert fühlen.

Im I. Abschnitte "De testimoniis veterum grammaticorum" setzt er sich mit den vielbesprochenen Äußerungen der lat. Grammatiker auseinander, die im Widerspruche zu der von der Sprachgeschichte erwiesenen

1) Nur dies im Arkad.-Kypr. (Hoffmann, Dial. 1, 160). Die pamph. Form mit -c ist möglicherweise ein Produkt der Dialektmischung.

expiratorischen Betonungsweise vielmehr auf musikalische Betonung weisen würden. Berichterstatter steht auf dem Standpunkte, daß die lat. Grammatiker unter dem Einflusse ihrer griechischen Meister bestenfalls an dem Akzente ihrer eigenen Sprache nur das neben dem herrschenden expiratorischen Momente gewiß nicht fehlende musikalische heraushörten oder herauszuhören suchten, für das ihnen ja von ihren Vorbildern eine fertige Terminologie in den Mund gelegt war, es aber darum auch zu keiner Klarheit bringen konnten. Dem gegenüber versucht Ahlberg eine Ehrenrettung der alten Grammatiker: sie hätten nicht so sehr die — expiratorische — Wortbetonung im Auge gehabt, sondern vornehmlich die Stimmmodulation im Satzganzen; da nun in vielsilbigen Worten dieselben Stimmunterschiede wie im Satze zu beobachten waren, hätten sie dieselben Bezeichnungen auch für die Silbenbetonung in Gebrauch genommen. Er stützt dies durch seine Deutung der *prosodia media*, die eine Neuerung Varros sei (aber nicht ist, s. Schöll 79 ff.) und daher auf eigener Beobachtung beruhen müsse, und worunter er die Nebentöne versteht, die auf im Satzganzen nicht hervorgehobenen Wörtern ruhen und auch in längern Wörtern neben dem Haupttone vorhanden sind. Sollten aber diese Nebentöne nicht auch wesentlich expiratorisch gewesen sein?

„De testimoniis quae ab ipsa lingua petuntur“ handelt der zweite Abschnitt. Hier wird zunächst gegenüber Pedersens Annahme, der lat. Akzent sei auch in den ältesten Zeiten nicht expiratorisch gewesen und die der expir. Betonung zugeschriebenen Silbenschwächungen seien vielmehr aus dem Flüstertone bei musikalischer Betonung zu erklären, gewiß zutreffend gefragt, warum dann das unzweifelhaft wesentlich musikalisch betonende Griechische keine vergleichbaren Schwächungserscheinungen zeige. Die Erklärung der Vokalschwächungen aus dem Flüstertone mag fürs Lat. wie für andere Sprachgebiete zutreffen; daß aber das Herabsinken des Stimmtons zum Flüstertone meistens doch nur die musikalische Kehrseite einer ausgesprochenen Expirationsschwächung der betreffenden Silbe ist — allerdings slav. *ъ, ъ* aus *ū, ī* ist vom Akzente unabhängiger, absoluter Lautwandel —, wird nicht übersehen werden dürfen. Im einzelnen betrachtet Ahlberg die Vokalsynkopen der historischen Zeit, den Übergang unbetonter *ov* zu *u*, früher zu *av*, die Verkürzungen langer Konsonanten vor dem Ton — mit guten Bemerkungen über *omitto, oportet*, die keine Präp. *o* erweisen —, die Wiedergabe eines griech. *χ* durch *cc(h)* nach betontem, durch *c(h)* nach unbetontem Vokale, endlich die Jambenkürzung; da es auf der Hand liegt, daß ein musikalischer Akzent keinen Einfluß auf die Quantität einer Nachbarsilbe hätte ausüben können, hatte Vendryes seine Zuflucht zur Annahme genommen, die Jambenkürzung stamme aus einer Zeit, in der der expiratorische Hauptton der ersten Silbe noch bestand oder wenigstens noch nicht ganz geschwunden war. Ahlberg hätte seinen zutreffenden Einwänden dagegen noch den weitem hinzufügen können, daß dann nur zweite Wortsilben gekürzt sein könnten, eine Einschränkung, die nach Ausweis der Metrik bekanntlich nicht zu Recht besteht. Wenn Ahlberg als Bedingungen der Jambenkürzung nicht bloß Unbetontheit der zu kürzenden Silbe, sondern auch Haupt- oder mindestens Nebentonigkeit der vorhergehenden Silbe aufstellt, so vermag ich an letztere Beschränkung wegen Messungen wie *venerant hic, obsecro vos* nicht zu glauben (richtig darüber Skutsch Rom. Ib. I, 34), und es entfällt dann auch jeder Grund, in Fällen wie *nescio* ˘, *omniū* ˘ unsilbisches *i* zu lesen.

Der III. Abschnitt "De versificatione" beschäftigt sich mit der vielverhandelten Frage, ob die alten Szeniker Übereinstimmung von Wort- und Versakzent gesucht haben. In Verfolgung eines von Skutsch Forsch. I. 153 ff. aufgestellten fruchtbaren Gesichtspunktes setzt Ahlberg zunächst auseinander, daß infolge der mannigfachen Akzentveränderungen, die beim Zusammenschluß von Worten im Satze durch En- und Proklise eintreten, der Versrhythmus nicht mit dem Akzente der einzelnen Worte, sondern nur mit dem Akzente im Satzganzen übereinzustimmen brauche; man vgl. Fälle wie *circū me, compositae sunt*. Es ist klar, daß sich dadurch viele Fälle vermeintlicher Nichtübereinstimmung erledigen. Es sei dazu eine Randbemerkung gestattet: die in letzterem Beispiele durch den Antritt des enklitischen *sunt* erzeugte Endbetonung von *compositae* hatte ein weiteres zur Folge: Die vorhergehende Silbengruppe bekam einen Nebenton, der so weit an den Wortanfang zurückverlegt wurde, als es der Dreisilbenakzent erlaubte; umgekehrt vermochte in einer Verbindung *eo domum* der Hauptton der ersten Silbe nach dem Dreisilbengesetz nur die folgenden zwei Silben zu beherrschen, die Schlußsilbe von *domum* mußte also wieder einen Nebenton erzeugen; im Verse konnten diese Nebentöne Iken werden.

Neue Bahnen wandelt Ahlberg, wenn er mit Übertragung von Gedanken der neuern skandinavischen Akzentforschung auf das Lat. viele Widersprüche zwischen Wort- und Versakzent durch die Annahme eines *accentus rhythmicus* zu beseitigen versucht. Der Sitz dieser dem *levis* der nordischen Akzentforscher entsprechenden Nebentöne hänge von der Quantität der Silben, sowie von ihrer Entfernung von der Haupttonsilbe ab. Unmittelbar dem Haupttone vorangehende oder folgende kurze Silben können ihn nicht tragen (weshalb Betonungen wie *itā, armā, conspice, equites* unerlaubt seien, mit Ausnahme bestimmter Versstellen unter dem Drucke des Metrums; gerade diese Einschränkung weckt aber Zweifel an der Richtigkeit der Erklärung), wohl aber lange; folgen zwei Silben, so habe die letzte den Nebenton; gehn mehrere Silben voran, so ruhe der Nebenton lieber auf einer langen, als auf einer kurzen, bei mehreren vorangehenden Längen auf allen. Alle diese Nebentöne können Versikten werden (*conspicio, armātus, armātū* usw.). Ebenso in Wortgruppen. Daß durch diese vornehmlich auf langen Silben ruhenden Nebentöne sich die meisten Schwierigkeiten lösen würden, ist zuzugeben. Und doch ist es mir ganz fraglich, ob dies des Rätsels Lösung sei. Denn auch hier erhebt sich die Frage, ob diese Nebentöne von Anfang an da waren und nicht vielmehr erst durch Akzentverschiebungen im Satze neu erzeugt wurden. Die Musterbeispiele Ahlbergs wenigstens — eine Nachprüfung im einzelnen ist, da er das Material nicht mitteilt, erschwert — fügen sich der oben angedeuteten Erklärung, wonach die dem Hauptakzente vorangehenden, sowie die der Hauptakzentgruppe folgenden Silbenkomplexe ihre Betonung durch einen sekundären Dreisilbenakzent geregelt hätten, z. B. *mètrīcēm adulescētulam* gegenüber *meretrīcēm e prōxīmō, continuo is* me gegenüber *continuo advēniens; facis delicias* und *facis delicias* sind gleich gut möglich, da *-is* nach betontem *fac-* kurz, sonst aber lang ist; *et erat servus meus* ist daher trotz Ahlberg ebensogut möglich, wie *et erat servus meus*; daß es kein *fuit auxilio*, sondern nur *fuit auxilio* gibt, ist bei der Kürze der Schlußsilbe *-it* selbstverständlich.

Sehr anfechtbar ist der IV. Abschnitt "De accentu circumflexo". Dieser Akzent, der nach den lat. Grammatikern langen Einsilblern, durch

Apokope sekundär auslautend gewordenen langen Silben, endlich der Ton-silbe trochäische (aber nicht spondäische) Worte zukommen soll, sei ein echter zweigipfliger Ton gewesen, eine Vereinigung von Akut und Levis in derselben Silbe; diese Zweigipfligkeit sei in der zweiten Gruppe (z. B. *prodūc*), sowie in Fällen wie *dōs*, *aes* durch Verlust einer zweiten Silbe, bei *lūx*, *rēs* usw. durch den einstigen Diphthong (für *rēs* wäre freilich schon auf idg. \**rēs* zu rekurrieren), endlich in der dritten Gruppe — die doch handgreiflich "sapientiam graecam redolet" — daraus zu erklären, daß der im Spondaeus auf die Schlußsilbe fallende Levis im Trochaeus schon in die Stammsilbe gefallen sei; ja, *arma*, das von den Grammatikern als akuiert bezeichnet werde, sei richtiger zu zirkumflektieren, da auch im Griech. kurzer Vokal + *r*, *l* akzentuell auf gleicher Stufe mit langem Vokal steht!. Alles das ist mir unannehmbar; daß der Zirkumflex einfach die Bezeichnung betonter Naturlänge war, zeigt z. B. deutlich 'zirkumflektiertes' *mōns* gegenüber 'akuiertem' *ars* aus \**mōntis*, \**ärtis*. Allerdings sucht Ahlberg die Annahme eines echten Zirkumflexes speziell in trochäischen Worten dadurch zu stützen, daß er mit ihrer Hilfe der Verkürzung eines langen Vokals unter Dehnung des folgenden Konsonanten beikommen zu können glaubt. Thurneysens Ansicht, daß die Silbenzahl eine Rolle gespielt habe — man vgl. *sūcus*: *succidus* — interpretiert er dahin, daß bei Silbenzuwachs der Zirkumflex zum Akut habe werden müssen, der dann als scharf geschnittener Akzent den Längenaustausch bewirkt habe. Aber war die Silbenzahl der einzige Faktor? Warum *cippus* aus \**cīpos*, obwohl keine dreisilbigen Formen zu Hilfe kamen, und warum andererseits dreisilbiges *scīpio*? Auch die Synkope bei *dōs* usw. aus \**dōtis* gegenüber kurzsilbigem *avis*, *cutis* usw. (freilich *daps*, *fax*) nötigt nicht zur Annahme eines Zirkumflexes; lange Stammsilbe verbrauchte eben schon an sich mehr Ausatemungsdruck als kurze. Gut ist die Bemerkung, in *orbis*, *rētis*, *vītis* sei die Synkope unterblieben oder rückgängig gemacht, um den Zusammenfall mit *urbs*, *rēs*, *vīs* zu vermeiden.

Im V. Abschnitte untersucht Ahlberg, auf welchem Wege die alte Anfangsbetonung zu dem uns vorliegenden Dreisilbenakzente geführt habe. Er führt dabei in ansprechender Weise den Gedanken aus, daß zugleich mit der Schwächung der Anfangstöne die auf folgenden, wenn möglich langen Silben ruhenden Nebentöne erstarkten und endlich zum Haupttone wurden. Diese Verschiebung gelangte in verschiedenen Quantitätstypen zu verschiedenen Zeiten zum Durchbruche. Die Vorliebe des Nebentons für lange Silben erzeugte z. B. *dāficiēbāntur*, *lōngitūdo*, *sāpiēntes*, *cōnquīrere*, *āmicus*; in *cōnficerē*, *fāciliūs* rückte der Nebenton mangels langer Silben wenigstens möglichst weit vom Haupttone weg; beim Wettstreite langer vorletzter und drittletzter siegte der Nebenton der vorletzten, z. B. *cōntubernālis*, vermutlich infolge des Überwiegens der Betonungstypen wie *lōngitūdo*, *cōnquīrēbam*, *cōnglomerātus*. Erst nachdem der Nebenton dieser Fälle zum Hauptton geworden war, wurde z. B. *cōnficerē* durch Analogie von z. B. *cōnquīrere* zu *conficere*, und zog endlich *facilius* nach sich. Letztere Betonung ist bei Plautus, wenn auch wohl nicht ganz zu läugnen, bekanntlich noch stark in der Minderheit gegenüber herrschendem *fāciliūs*; bei Phaedrus, Publilius Syrus und Seneca halten sie sich schon das Gleichgewicht. Bezüglich der Ausgänge  $\text{—} \cup \cup \cup$  und  $\cup \cup \text{—}$  haben Plautus wie Seneca sowohl *cōnficiūnt* als *conficiunt*, sowohl *sāpiēntes* als *sapiēntes*, letzterer aber nur mehr am Versschlusse, wenn vor einem

jambischen Worte stehend oder elidiert, z. B. *éripit deus, meliorem sequi, imperium exsequar, pretiosa omnia*; auch hier beachte man übrigens, wie das Dreisilbengesetz in der Silbengruppe vor dem stärkern zweiten Hochtone wirkt, wie auch in den plautinischen, zu Senecas Zeit nicht mehr möglichen Verbindungen wie *hospitió devórtitur, aliendst ordtio*; es wäre eine wohl dankbare Aufgabe, zu untersuchen, in wie weit jene Überbleibsel der einst allgemeinen Anfangsbetonung im angegebenen Sinne von dem Akzente der folgenden höchsttonigen Silbengruppe bedingt sind; vielleicht empfinde dadurch auch die immerhin etwas auffällige Betonung *sápiéntés* Licht.

Ich verkenne nicht, daß, wenn Ahlberg in der Annahme eines organischen alten Nebentones auch in Fällen wie *cónquiro, ámicus*, d. h. unmittelbar nach der Tonsilbe, Recht behält, dies eine gewisse Stütze für die von ihm im III. Abschnitte ausgeführte Nebentontheorie (*ármáti*) bieten würde; freilich nicht im kausalen Sinne, denn es handelt sich um verschiedene Zeiten der Sprache, aber doch als einigermaßen analoger Fall.

Innsbruck.

A. Walde.

Niedermann M. Spécimen d'un précis de phonétique historique du Latin, Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums in La Chaux-de-Fonds 1903/4; VII und 30 S. 4<sup>o</sup>.

Der Abhandlung geht ein Geleitwort von A. Meillet voraus, worin dieser beklagt, daß durch den scholastischen Betrieb der lateinischen Grammatik eine tiefe Kluft entstanden sei zwischen dieser und den modernen Wissenschaften, so daß man sagen müsse: *il est devenu un élément mort*. Der Gefahr immer größerer Verkümmern dieses Unterrichtszweiges sei abzuhelfen durch seine Wiederbelebung mit den Mitteln der neueren Sprachforschung. Es sei mit aufrichtigem Danke zu begrüßen, daß Niedermann den reichen Schatz seiner Kenntnisse in den Dienst der Aufgabe gestellt habe, rein auf den Boden der lateinischen Sprache bleibend, eine auch dem heranwachsenden Geschlecht unserer Tage zusagende Darstellung der lautlichen Erscheinungen zu bieten, ein Verdienst, das um so höher angeschlagen werden müsse, als trotz der Beschränktheit des Raumes und trotz des Ausschlusses aller übrigen idg. Mundarten, auch des Griechischen, überall die höchste Genauigkeit erzielt worden sei.

Was die didaktische Seite dieses Urteils anbelangt, so fehlt mir die Kenntnis des französischen Gymnasialwesens zu sehr, als daß ich mir eine Meinung darüber zu äußern gestattete; für Deutschland trifft es in solcher Schärfe sicherlich nicht zu. Wie hier zuerst G. Curtius der griechischen Grammatik eine freiere Bahn gebrochen hat, so sind auch die Verfasser lateinischer Lehrbücher eifrig tätig gewesen in dem Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft für die Schule nutzbar zu machen; indem ich im allgemeinen auf den einschlägigen Abschnitt in Rethwischs Berichten über das höhere Schulwesen verweise, greife ich nur aufs geratewohl ein paar Namen heraus: Deecke, Harre, Landgraf, Perthes, Zierner, denen ich noch auf dem Gebiete der Lexikographie Stowasser anreihen möchte. Auch gebe ich zu erwägen, ob nicht bei jedem Erlernen einer Fremdsprache zu überwiegend praktischen Zwecken, zumal auf niederen Stufen, das mechanische Gedächtnis mit innerer Notwendigkeit einen Vorrang vor dem judiziösen behaupten wird; es ist dem jungen Gelehrten zu wünschen, daß



ihn hier sein hohes Streben nicht zu einer allzu idealistischen Betrachtung der Dinge verleite.

Die wissenschaftliche Seite seiner Leistung betreffend, kann ich Meillets Worte nur unterschreiben: die Arbeit ist ein Muster klarer und übersichtlicher Darstellung, an der fast nichts auszusetzen ist, außer wenigen Kleinigkeiten: S. 1 L. 3 v. u. klingt der Ausdruck zu sehr nach absichtlichem Zielbewußtsein, wenn es heißt, die analogische Rekombosition stelle Laute der *Simplicia* in den Zusammensetzungen wieder her, um die Verwandtschaft zu betonen (*pour accentuer leur affinité*). S. 8, L. 11 v. u. vgl. zu der Angabe, das historische Latein habe nur einen musikalischen Ton gehabt, doch wenigstens Sommer Laut. u. Flexl. S. 104; Brugmann K. V. Gr. S. 63! Mehrfach, z. B. bei *ae, oe*, S. 23, *ou* S. 24, *ō* S. 25 wäre eine nähere Erklärung über den Lautwert der Schriftzeichen erwünscht; *neüter* S. 24 L. 9 v. u. ist mehrdeutig: soll es sein = *nēyter* oder *nē-ū-ter* oder was sonst? S. 24 L. 2 ff. v. o.: daß in Fällen wie *moenia, poena* das *oe* nur dem Einfluß der Schreibung auf die Volkssprache zu verdanken sei, hat Sommer a. a. O. S. 89 mit guten, nunmehr offenbar auch von Brugmann a. a. O. S. 84 anerkannten Gründen bestritten. Dagegen halte ich des ersteren Gelehrten, wenngleich nicht ohne Einschränkung a. a. O. S. 136 und 642 vertretene Anerkennung des sog. Lachmannschen Gesetzes (*āgo: āctūs* usw.) nicht für so sicher, daß ich es (S. 26, II) in einen Leitfaden übernommen hätte. Ferner scheint mir das Verhältnis von *au* zu *ō* in *plāido: plōdo* mit Sommer a. a. O. S. 91 f. verwickelter als S. 24 f. Niedermann, dessen Erwägung, ersteres hätte, wenn ursprünglich, in den Kompositen zu *\*plōdo* werden müssen, sich durch die Möglichkeit der Rekombosition m. E. leicht erschüttern läßt. — Doch schließen wir mit der Erklärung, daß es dem Verfasser gelungen ist, einen hervorragend kurzen und klaren Abriss zu entwerfen, dessen Benutzung dem Lehrer Freude machen und so mittelbar auch den Schülern zugute kommen wird; die Darlegungen über Lautbildung und Lautgesetz nebst denen über Analogie, sowie die Lauttabellen bieten geradezu die Quintessenz moderner Betrachtungsweise. Das *spécimen* erregt den lebhaften Wunsch nach der Vollendung des Werkes, das nach ihm zu schließen ein *chef-d'œuvre* werden soll!

Stuttgart.

Hans Meltzer.

---

**Historische Grammatik der lateinischen Sprache**, herausgegeben von Gust. Landgraf. Dritter Band, Syntax des einfachen Satzes, 1. Heft, Einleitung in die Geschichte der latein. Syntax von Golling (87 S.); Literatur zur histor. Syntax der einzelnen Schriftsteller von Landgraf und Golling (S. 88—96); Tempora und Modi; Genera verbi von Blase. Leipzig, Teubner, 1903. gr. 8°. 8 M.

Was die zweite Abteilung (S. 88—96) betrifft, so ist sie eine bibliographische Zusammenstellung, die für den Spezialforscher von Wert ist, weil er hier das Material für seine Arbeit in großer Vollständigkeit und übersichtlicher Anordnung zu raschem Zugreifen bereit findet.

Auch dem ersten Teil gegenüber muß ich mich im wesentlichen auf die Stelle des Berichtstatters beschränken und vermag nur den allgemeinen Eindruck auszusprechen, daß er über die Leistungen der einzelnen Epochen und deren Fortwirkung auf die Folgezeit in dankenswerter Weise orientiert; von des Dionysius Thrax kleinem, aber von beispiellosem Erfolg

begleiteten Büchlein über die τέχνη γραμματική bis auf Morris' im Jahre 1902 erschienenen Werk über die Grundsätze und Methoden der lateinischen Syntax wird vor uns die Kette der Überlieferung mit einer großen Anzahl von Gliedern aufgerollt, und der Leser erhält einen Begriff davon, wie die Probleme entstanden sind und wie jede Periode auf die folgenden von Einfluß gewesen ist. Dabei werden die drei Hauptzeiten: Altertum, Mittelalter und Neuzeit, treffend gekennzeichnet und die einzelnen Erscheinungen gebührend gewürdigt. So heißt es vom Mittelalter, daß es zwar an dem Mangel geschichtlichen Sinnes und dem Überwuchern scholastischer Spekulation gekrankt und seine Untersuchungen im Grunde nur auf die zeitgenössische Sprache gerichtet, trotzdem aber bahnbrechende und fortwährende Ergebnisse gewonnen habe durch die grundsätzliche Scheidung von Syntax und Formenlehre, durch die Zerlegung des Nomens in Substantiv und Adjektiv, durch die Einführung der Apposition wie der Casus absoluti (bes. des Ablativs), durch die Wiederentdeckung grundlegender Begriffe wie Subjekt und Prädikat usw.

In der Neuzeit ist für sich behandelt zuerst das 16. Jahrh., in dem Sanctius mit seiner Minerva als der Urheber des modernen Betriebes der Syntax erscheint. Es schließen sich an das 17. und 18. Jahrh., in denen der Geist erstickt wird vom Stoff; vor allem das letztere bezeichnet den Tiefstand, sodaß gegenüber dem 14. Jahrh. sogar ein Rückgang zu verzeichnen ist. Das 19. Jahrh. bringt die Erlösung aus diesem Bann und zwar in seiner ersten Hälfte vornehmlich durch den Einfluß der kritizistischen Philosophie einerseits, der geschichtlichen und vergleichenden Sprachforschung andererseits. Von einschneidender Bedeutung war dann L. Langes Vortrag im Jahre 1851 und das Aufkommen der psychologischen Betrachtung, die in der Sprache das seelische Erzeugnis lebender Menschen erblickt.

Vom größten Belang für uns ist der dritte Abschnitt. Hervorzuheben und festzuhalten ist der Umstand, daß Blase nunmehr dem Gebäude seiner historischen Modus- und Tempuslehre das Fundament der sprachvergleichenen Lehre von den Aktionen untergelegt hat und zwar in der ihr von Delbrück im zweiten Bande seiner Syntax verliehenen Ausprägung: was sich also etwa gegen diese einwenden ließe und was ich IF. 17, 186—277 zusammenzufassen versucht habe, trifft damit von selbst auch Blases Darlegungen. Den Reigen eröffnet das Präsens; hierbei zeigt sich, daß das historische Präsens im Altlateinischen regellos mit dem Perf. wechselt, dagegen von Cicero mit künstlerischer Absicht gegenüber dem Perf. oder Imperf. gesetzt wird "da, wo die Ereignisse sich drängen"; ähnlich ist es in Cäsars Bell. Gall., weniger deutlich im Bell. Civ.; im ganzen dürfte bei den Historikern bis auf Justin der Wechsel stilistisch begründet sein, während Schriftsteller wie Petronius, Apuleius, Ammianus und überhaupt die späteren das feinere Gefühl dafür verloren haben. Das Eintreten des Präsens für das schildernde Imperfekt ist vornehmlich den Dichtern geläufig. Besonders frei im Gebrauch des Präsens für vergangene Handlungen ist die Dichter- und Umgangssprache, zumal bei den *verbis dicendi et audiendi*; für die augusteische Zeit möchte Blase griechischen Einfluß annehmen: dies mag sein, doch liegt der psychologische Grund wohl tiefer, nämlich in der im innersten Wesen unepischen, nervös rhetorischen Art jener dekadenten Zeit. — Beim Futurum mache ich zunächst aufmerksam auf die hübsche Bemerkung über die verschiedenen Anwendungen

des formelhaften *amabo* auf S. 115; ferner darauf, daß beim Futurum anstatt des Imperativs lediglich der Zusammenhang darüber entscheidet, ob das Ge-(Ver-)bot stärker oder schwächer klingt. S. 118 f. bieten eine lehrreiche Beobachtung über das Verhältnis von *ita me amabit* (*ambunt*) und *ita me di ament*. Mit Recht wird betont, daß auch im Lateinischen der Übergang von Futur und Konjunktiv, d. h. von Tempus und Modus besonders leicht ist. Interessant ist wieder die Mitteilung S. 122/3, daß das -am-Futurum wohl wegen des Zusammenfalls mit dem Optativ im Spätlatein eher schwand als das -bo-Futurum. Daß das merkwürdige Futurum der Vergangenheit (z. B. Liv. XXI, 46, 8) nicht vergessen ist, verdient ebenso Lob wie sich daran die Bemerkung knüpfen läßt, daß Parallelen aus dem Deutschen und vornehmlich Slavischen leicht beizubringen waren. S. 125/6 wird die Annahme, daß der *Coniunctivus* als *jussivus* bezw. *prohibitivus* milder sei denn der *imperativus*, abgelehnt; der Wechsel zwischen beiden ist in der Poesie und bei späteren häufig, nicht aber in der guten Prosa: wenn er für diese als 'fremd' bezeichnet wird (S. 126), so ist zu beachten, daß unter den Beispielen immerhin Liv. III, 48, 4 *primum ignosce* — *deinde sinas* erscheint. Der *Conj. iussiv.* der 2. Pers. des Präs., im Altlatein und bei den Dichtern üblich, wird bei Cicero an eine bestimmte Person gerichtet nur in den Briefen (*cures, ut sciam*); auch als *prohibitivus* ist die 2. Pers. Konj. Präs. im Altlateinischen und bei Dichtern häufig, bei Cicero selten und da nur an die allgemeine Person gerichtet; Elmers Versuch, ihn auch für bestimmte Personen nachzuweisen, ist gescheitert. Dagegen ist die 3. Pers. als *iussivus* wie als *prohibitivus* in der gesamten Latinität durchaus zulässig, ebenso wie die 1. Plur. — *Ita vivam, ut facio* erscheint zuerst bei Cicero ad Att. V, 15, 2. — Der Konj. des Wunsches steht in unbeschränkter Anwendung. Dabei vertritt im Altlateinischen der Konj. Präs. nicht bloß den potentialen, sondern auch noch den irrealen Wunsch. Es treten hervor Glückwunsch- und Verfluchungsformeln wie *perduim*, noch öfter *perdam*, dem, klass. besonders *quod di omen avertant*, bei den Dichtern *di faciant* mit folgendem Konj. Altlateinisch sind die Einleitungen mit *ut* und *qui*, nach-ciceron., bes. dichterisch, die mit *sic* oder *ita*; die mit *utinam* ist allgemein. Die Negation beim Jussiv, Hortativ, Optativ ist *ne*, bei besonderer Betonung aber *non*, das freilich seit der augusteischen Zeit häufiger werdend, seinen verstärkten Sinn nicht mehr stets deutlich erkennen läßt; Elmers Versuch, für die Fälle mit *non* und *neque* mit Konj. Perf. potentiale Färbung herauszustellen, ist mißlungen; *utinam non* haben wir zuerst bei Cic. ad Att. 11, 9, 3. Die regelrechte Fortsetzung von *ne* ist *neve*, *neque* ist seltener; die Komiker lieben unverbundene Weiterführung. Im Folgenden (S. 125 f.) wäre es nach meinem Dafürhalten im Interesse der Klarheit wünschenswert gewesen, wenn die Beispiele, in denen der Vetativ auf einen Jussiv folgt, geschieden worden wären von denen, wo er sich wiederum an einen Vetativ anschließt. Für die gute Prosa fehlt das Material, um zu entscheiden, ob es *fac neque feceris* oder *fac neve feceris* heißt, wohl deshalb, weil *noli* so sehr vorherrscht; bei Seneca und den Dichtern findet man hier oft *neve*. — Was den Konj. Präs. als potentialis angeht, so hat Elmer ihn leugnen wollen, ist aber nicht durchgedrungen. Im Spätlatein wird auch *nisi forte* damit verbunden, das klassisch mit Indik. steht. In der silbernen Latinität macht der Konj. Perf. starke Konkurrenz, doch sind *velim*, *nolim*, *malim* stets üblich gewesen, deren optativische Auf-

fassung durch Morris von Blase und Bennett bestritten worden ist. Die Konstruktion mit dem (*aoristischen*) *Inf. Perf.* ist den Komikern fremd; sie tritt erst bei Cato auf (*habuisse velim*). Archaisch ist *fors fuat an* mit Konj.; *forsitan* ist nicht altlateinisch und nimmt später auch den Ind. zu sich, wie umgekehrt *fortasse* altlateinisch nur den Ind., bei Cic. aber auch den Konj. hat. Wie der Indik., so kann auch der Konj. Präs. als eine Art von *Historicus* für die Vergangenheit stehen; daß er im Altlatein noch irreal verwendet werden durfte, ist schon gesagt. Der *Concessivus* ist im Altlatein selten, mit Negation nicht belegt, welche übrigens in der Regel *ne* lautet. Für Cicero kennzeichnend ist seine Stellung am Anfang des Satzes.

Gehen wir zum Indikativ des Imperfektes über, so haben wir anzuerkennen, daß sich Blase ernstlich bemüht, los zu kommen von dessen üblicher Auffassung als eines Tempus der dauernden Wiederholung, der Schilderung und Relativität; mit der sprachvergleichenden Forschung erkennt er an, daß diese im Lateinischen nachher allerdings fast allein herrschend gewordene Verwendung erst das Ergebnis einer Entwicklung ist. Schätzbar wäre immerhin noch die Beifügung eines mit möglichst zahlreichen Beispielen versehenen Abschnittes gewesen über die bei näherem Zusehen nicht so seltenen Fälle, in denen im Lateinischen wie im Griechischen und Deutschen das Imperfekt eine nicht verweilende, sondern energisch weiterführende Handlung bringt; man vgl. Liv. 1, 26; 26, 10; Caes. b. g. 7, 25; Nep. Ep. 8; Cic. Deiot. 4, 11; Mil. 9, 25 u. a. m. Bei dieser Gelegenheit sei auch hingewiesen auf den wertvollen Aufsatz von Kratz im Korrespondenzbl. f. d. Gel. Sch. Württ. 1869, S. 203. Mit der Verschiebung aus der Sphäre der Vergangenheit in die der Gegenwart, die von den Ausdrücken des Könnens, Müssens usw. ausgeht, bei Lucrez beginnt und umso eher eintreten mochte, als die Abgrenzung oft sehr schwierig ist, betritt der Verfasser sein eigenes Gebiet. An dem von ihm auffallend gefundenen Gebrauch des Imperfekts bei Ammian fällt mir jedoch nichts auf, und die weitgehenden Schlüsse auf die Geltung des Perf. Pass. als Präsens, nach Art der romanischen Sprachen, halte ich für recht gewagt, wie ja Blase selbst auch andere Möglichkeiten andeutet. Der Konj. Imperf. als Jussiv der Vergangenheit (*auferres* = *du hättest forttragen sollen!*) ist im Altlatein. zahlreicher vertreten als in der ganzen übrigen Latinität zusammengenommen, während er in der unwilligen Frage allgemein gilt (*egon istud facerem?* *ich hätte das tun sollen?*): wenn dort die Negation *ne* ist, so lautet sie hier wegen starker Betontheit *non*. Der Optativ, fast stets mit (o) *utinam*, seltener (o) *si*, erscheint Altlat. auch noch präterital (*utinam hic prope adesset* = *dagewesen wäre!*): letztere Bedeutung ist beim Potential durchgehend gewahrt geblieben, für die klassische Zeit besonders in der allgemein gedachten 2. Sing. (*crederes* usw.), in der ersten und dritten Plur. im allein stehenden Hauptsatz selten, um so öfter im Nebensatz, unter dem wahrscheinlich eine große Anzahl der Temporalsätze unterzubringen ist, zumal in der bedingenden Periode, recht oft im archaischen, seltener im klassischen und silbernen Latein, schließlich in Italien und Gallien geschwunden, während er bei den Afrikanern infolge des Einflusses der punischen Sprache (?) und des Studiums der Klassiker wieder auftaucht und zwar a) in beiden Gliedern (*ni vellent, non fieret* = *wenn sie nicht gewollt hätten, wäre es nicht geschehen*) oder b) im Vordersatz (*si arbitraretur*) oder c) im Nachsatz (*venirent*).

Natürlich ist Repräsentation u. ä. auszuschließen. Die Verwendung des Konj. Imperf. als Irrealis der Gegenwart beruht auf einer Tempusverschiebung. Eine Art futurischen Gebrauchs — *si superassent, omnia tenerent = occupaturi erant* — hängt mit dem potentialen zusammen. Trefflich ist das Perfektum behandelt als eine formale Mischung aus idg. Perf. und Aorist; gut wird sein oft nur nuancierender Unterschied gegenüber dem Imperfekt dargestellt. Sein gnomischer Gebrauch wird aufgezeigt als vom Griechischen höchstens leicht beeinflusst, im übrigen aber als die Entfaltung eines einheimischen Kerns. Bei den Kunstdichtern wird jedoch meinem Gefühle nach eine stärkere Einwirkung der hellenischen Vorbilder zugegeben werden dürfen, als Blase geneigt ist, einzuräumen, weil hier die ganze Technik auf Entlehnung beruht. Scharfsinnig widerlegt wird die Annahme eines ingressiven Perfekts: wenn *scivi* bedeute nicht bloß *habe gewußt*, sondern auch *habe erfahren*, so komme jenes von *scio*, dieses aber von *scisco*. Dagegen ist meines Erachtens *credidimus* Hor. carm. 3, 5, 1 nicht soviel wie *novimus*, sondern heißt *wir haben (bisher) geglaubt, jetzt aber sind wir eines anderen belehrt worden*. Bedeutsam ist die Feststellung, daß bei den Dichtern Perfekt und Praesens historicum ihre Rolle vertauscht haben: letzteres überwiegt. Wenn es nun aber heißt, das Perfekt male schon wegen seiner meist schwereren Form den langsameren Fortschritt der Handlung, so bezweifle ich, ob damit das Wesentliche getroffen ist: Aeneis II, 120 soll es ja nach Blase selbst "zur Hervorhebung eines unerwartet eintretenden Ereignisses" dienen. Richtiger wird sein, daß das Perfekt der Handlung einen kräftigeren Ton verleiht, besonders gern auch den Abschluß bringt, während das Präsens mehr Teilhandlungen gibt und so bei den die Unterordnung vermeidenden Dichtern dennoch "die Teile der Rede gewissermaßen durch ein unsichtbares Band von Beziehungen verbunden sind". Treffend ist wieder die Beobachtung, daß nicht selten der Schriftsteller in Nebensätzen, wo er die Vorzeitigkeit durch das Plusquamperf. hätte ausdrücken können, sich mit der einfachen Konstatierung durch das hist. Perf. begnügt. Von der Zukunft kann es stehen analog dem Präsens (*perii, si me aspererit*). Das Perf. pass. mit *sum* gewann einerseits konstatierenden Sinn, blieb aber andererseits dem Präsens sehr nahe, sodaß z. B. zwischen *soleo* und *solutus sum*, *operor* und *operatus sum* oft kein rechter Unterschied aufzudecken ist; um welche Feinheiten es sich hier dreht, zeigt der Umstand, daß Cicero neben *liber, qui inscribitur*, auch zuläßt *qui inscriptus est*, aber nur *qui dicitur*, nicht *qui dictus est*. Das Vulgärlatein behandelte *amatus sum* gerne als Präsens (*je suis aimé*) und verwendet als Perfekt demgemäß dann *amatus fui*. Die klassische Sprache aber lehnt sich hiegegen auf, besonders Cicero ist sehr empfindlich und auch Livius nicht nachgiebig, ebensowenig wie die augusteischen Dichter, während bei Caesar [Bellum civile!] III, 101, 4 *fuit defensum* zuzulassen scheint; in der silbernen Latinität findet sich der Gebrauch gelegentlich, aber erst im 6. Jahrh. scheint er häufiger zu werden.

Der Konj. Perf. und das Fut. exact. erfahren eine lichtvolle Behandlung. Sie sind ursprünglich nur nach der Aktionsart bestimmt (als aoristisch), nicht nach der Zeitstufe oder der Zeitrelation: *faxo* (= Konj. aor.) heißt im Unterschied von *faciam*, das gleich ist 'ich werde betreiben', vielmehr 'ich werde bewirken'; auch die Bedeutung der Vorzeitig-

keit (nicht wie Blase S. 177, 180, 186, 192 sagt, 'Vergangenheit') '*ich werde bewirkt haben*', steckt anfänglich nicht in der Form. Was die Statistik anbelangt, so begegnet von der ersten Person im Hauptsatz nur *fazo*, während *capso*, *accepso*, *indicasso* usw. fast alle im Bedingungssatz auftreten. Die Jotapersonen erscheinen bloß im Nebensatz und sind auch dem Konjunktiv (Optativ) gegenüber nicht scharf abgegrenzt, sondern nur aus dem Zusammenhang näher zu erkennen. Wenn es S. 178 heißt "Sie erscheinen nie in selbständigen Sätzen", so dürfte hier irgend ein einschränkender Zusatz nicht fehlen, denn S. 179 ff. erhalten wir eine Reihe von selbständigen Optativen (besonders *faxim*, *di faxint*, doch auch 4 rhotazisierte wie *volueris*) und Potentialen (besonders *faxim*, *ausim*, aber auch andere wie *iussim*, *empsim*, *negassim*), Prohibitiven (mit *ne*, *cave*: *ne dixis*; *cave faxis*).

Dem Fut. exact. bestreitet Blase das Merkmal der Raschheit, Plötzlichkeit und schreibt ihm das der aoristischen Aktion in der Zukunft zu, wobei sich im Beginn das rhotazisierte *fecero* von *fazo* nicht unterschieden habe. Der Nebensinn der Vorzeitigkeit entwickelte sich erst in der temporalen Periode. Verwendet wird es im Altlatein sehr häufig, doch meist in der 1. Pers. Sing., im klassischen und silbernen Latein seltener, besonders bei den Dichtern, sehr oft wieder bei den Archaisten Fronto und Apuleius; der klassische Gebrauch liebt die (oft koinzidente) Nebeneinanderstellung in Neben- und Hauptsatz (*gratissimum mihi feceris, si veneris*); besonders behandelt wird *videro* (*is, itis, int*): bei Cicero bezeichnet *videro, imus* die Hinausschiebung der Erörterung auf eine spätere Zeit (gern mit *mox*, *post* u. ä.), während *videris, it, itis, int* mehr eine Aufforderung, ein Zugeständnis ausdrücken (*Stoici viderint mögen zusehen!*). S. 184 lesen wir: "Dem Stil der Epiker scheint es fremd zu sein", womit offenbar *viderit* gemeint ist, kurz vorher jedoch wird es aus Verg. Aen. 10, 744 angeführt. Auf S. 185 wäre der Ausdruck eindeutiger, wenn nicht bloß von dem formelhaften *videro* in der 1. Person Sing. die Rede wäre. Dagegen machen die Ausführungen über das rhotazisierte Fut. II in dem allmählich erworbenen Sinne des exactums wieder einen völlig klaren Eindruck. Die vulgäre Wendung *amatus fuero* statt *ero* ist seit Plautus eingedrungen, wurde bis auf E. J. A. Seyfert sogar für die regelrechte gehalten und erst von diesem ersetzt durch die jetzt geltende. Besondere Behandlung erfährt das Futurum II von Verben des Seins und Habens (*fuero, habuero*) = *ich werde sein, ich werde haben*. Abgelehnt wird die Annahme, daß *fui* hier sei = *ich bin geworden* statt *ich bin gewesen*, auch die andere, daß ein Vulgarismus vorliege, weil nicht bloß die ältere Gesetzesprache, sondern auch die Nichtklassiker, bei denen doch besonders *profuero* sehr häufig ist, diesen Gebrauch nicht aufweisen. Ob nun aber Blases Aufstellung einer aus dem Nebensatz bezogenen Verschiebung wahrscheinlicher ist, weiß ich nicht und erlaube mir die Frage, ob nicht an ein Fortwirken der ursprünglich futurisch-aoristischen Bedeutung des Fut. II gedacht werden darf. Dann wäre Tac. Agr. 9 *abstinentium in tanto viro referre iniuria fuerit* griechisch ἀδωροδοκίας δὲ δὴ περί ἐν οἷω ἐκείνῳ ἢ ἀνδρὶ (δῆτις) μνημονεύειε, λῶβην ἂν περιάψειεν, gegenüber *sit peripatit*, oder Plaut. Poen. 973 *fortuna fuerit adiutrix tibi* Τύχη συμπαραστήσεται (*wird neben dich hintreten*) gegenüber συμπαραστήσει (*wird neben dir stehen*), lat. *Fortunam fautricem nanciscēris* neben *Fortuna fautrice utēris*.

Zuzustimmen ist Blases Bemerkung, daß die i-Personen sehr oft

nicht mit entschiedener Klarheit dem Fut. II oder dem Konj. Perf. zugewiesen werden können; doch war sie vielleicht noch auszudehnen auf die S. 196 Anm. genannten Fälle, wie *te ostenderis*, die von ihm nach *ostendes* als Futura gefaßt sind.

Dagegen haben wir im Prohibitivus *ne* (oder *cave*) *fecer(it)is*, selten *ne* (*cave*) *fecer(i)t* sicher den als Fortsetzer des idg. Injunktivs mit *mē* bezeichneten Konj. Perf. in der aoristischen Bedeutung *erwirket* nicht! gegenüber *ne facias*, das gleich ist *betreibe nicht*! Elmers Meinung, es liege in der ersteren Form etwas Eindringlicheres, eine Erregung, wird abgewiesen; allein man wird zugeben müssen, daß die aoristische Aktion zu dieser Schattierung oft eine Verwandtschaft zeigt. Statistisch liegt es so, daß im Altlatein *ne fac* und *ne facias* den Vorrang behaupten; dann kommt *ne feceris* und an letzter Stelle *noli facere*. Letzteres überwiegt seit der klassischen Zeit, doch bevorzugen die hexametrischen Dichter *ne fac*; *ne feceris* hat Cicero in den Briefen häufiger, in den Reden und Dialogen selten, Livius und Seneca philos. haben es allein von den Späteren häufiger, im Spätlatein aber verschwindet es fast ganz. Die Negation ist regelrecht *ne*, doch ist Elmers Versuch, da wo *nec*, *nullus* u. ä. steht, den Potential durchzuführen, gescheitert. Selten waren Formen von Deponentien (Passiven) wie *aspernatus commotus ne sis* (und auch *fuertis*). Als Jussiv erscheint der Konj. Perf. Act. mit präsens-tischer Bedeutung bei Verben wie *memini* (*memineris* = *du sollst eingedenkt sein*!), bei anderen mit Vergangenheits-sinn (*viceris* = *du sollst gesiegt haben*!), während das Passiv (bes. bei dem formelhaften *sit dictum*!) wiederum oft präsens-tisch auftritt.

Als Optativ ist der Konj. Perf. selten aoristisch (*volueris* = *mögest du eine gnädige Gesinnung fassen* = εἴθε εὐνοήσεις!), bei Plautus nur im Nebensatz: (*Venerem veneremur, ut nos adiuerit hodie*); bei ihm kann *perieris* zweierlei heißen: a) = εἴθε ἀπόλοιο! aber auch schon b) εἴθε ὀλώλοιο! Naturgemäß sind Wünsche in der Vergangenheit an sich selten, bes. bei Pass. und Depon. Negiert nur: *ne di si(v)(e)rint!* = εἴθε μὴ ἔδδειαν (von der Zukunft), also mit Konj. Perf.

Als Potentialis der Gegenwart üblich war der Konj. Perf. offen-bar im Anfang nur in den sigmatischen Formen auf *-sim*, dann aber kommt auch die rhotazisierte Form *-erim* auf, häufiger erst seit Cicero, aber auch bei ihm noch nicht in *de inventione*; führend sind Verben wie *dixerim* und *putaverim*, besonders in der augusteischen Zeit ist die erste Person auf *im* sehr beliebt (mehr als die auf *is* = *it*, die zweideutig waren). Der Plur. ist im ganzen Latein selten, ebenso der Gebrauch von Deponentien und Passiven; einige Beispiele finden sich im Relativ- und Folgesatz (*ut ita dixerim*). Selten ist der Konj. Perf. als Potential der Vergangenheit, bei Plautus nur im Nachsatze eines Bedingungsgefüges, selbständig belegt erst bei Catull (*attigerit* = *mag berührt haben*). In Redensarten wie *pace tua dixerim* findet Blase mit Cramer vielmehr einen Voluntativus.

Als Concessivus erscheint der Konj. Perf. erst bei Cicero und da stets mit Vergangenheitsbedeutung (*fuertit* = *mag gewesen sein*).

Im Passiv dient als Konjunktiv gewöhnlich die Ausdrucksweise *laudatus sim*, aber bei deren Neigung ins Präsens-tische überzugehen kommt schon bei Plautus *fuertim* auf; besonders in Nebensätzen der wiederholten Handlung, die einem Präsens untergeordnet sind, ist dies öfter geschehen.

Wohlgelegen ist die Behandlung des Plusquamperfektes. Ein reines Präteritum zum reinen Perfekt wie griech. ἤδεα zu οἶδα ist im Lat. überaus selten, am ehesten in Formen wie *oderam* u. ä. Ganz überwiegend bezeichnet es die Vorvergangenheit und ist ein relatives Tempus mit Beziehung auf eine andere vergangene, manchmal nur in Gedanken vorschwebende Handlung. Rhetorisch heißt es dann, wenn es sich auf ein folgendes Präteritum bezieht; hieher gehören die Beispiele des sog. *plusquamperf.* *celeritatis*, besonders oft *dixerat*, *fatus erat* usw. bei Dichtern. Sehr beliebt ist es bei Curtius. Etwas ähnliches haben wir bei (*non*) *putaram*, *malueram* (*hatte gewollt, aber es ist etwas dazwischen getreten*); der Konjunktiv (*putassem* usw.) ist hier selten.

Fachmann im vollsten Sinn ist der Verfasser mit der Vorführung der Verschiebung *fuera*m für *eram*, schon von den Komikern an, ein Solözismus, gegen den sich die klassische Sprache nicht immer mit Erfolg wahrte, der bei Vitruv stark emporwuchert und um 500 n. Chr. bei Fulgentius den Unterschied von Imperf. und Plusquamperf. einfach auslöscht. Wenn aber Blase das 'falsche' *fuera*m aus einer Presto-Kontamination von *fui* + *eram* erklären will, so vermag ich ihm hierin nicht beizustimmen. Es scheint mir zweifellos, daß die psychologischen Gründe dieser Erscheinung inhaltlicher Natur sind und sich aus einer von ihm selbst zur Erklärung auf S. 219 beigezogenen 'unlogischen' Verwechslung herleiten: die hier beigebrachten und richtig gedeuteten Fälle erinnern an Beispiele wie die auf einem anderen Gebiete liegenden, aber eine ähnliche Vermischung zweier Anschauungsweisen in sich bergenden Ausdrücke nach Art des griech. τότε ἔφυγον οἱ ἐκ τῆς ἀγορᾶς: der Erzähler nimmt das Ergebnis in der Phantasie vorweg. Es liegt also leicht etwas Rhetorisches in dieser Art zu reden, was Blase natürlich nicht entgangen ist (vgl. S. 224). Daß besonders Wendungen mit *aequom*, *par*, *melius* oder mit Verben des Müssens, Wollens, Könnens usw. (S. 222 ff.) in dieser Hinsicht empfänglich sind, zeigt das griech. εἶε = *er sollte (jetzt)*. Wie starken durchaus inhaltlich, nicht auch formal begründeten Verschiebungen das Zeitstufenbewußtsein zugänglich ist, zeigen deutsche Mundarten, in denen man etwa hören kann: *da war ich ganz ruhig gesessen, da war mein Schneider um die Ecke gekommen* = *sass, kam*. Auf eine weitere Art der Entstehung, die Bedeutungsübertragung (*obvius fuera*m nach *obvius veneram*), macht wiederum Blase S. 225 aufmerksam. Nach all dem teile ich seine Auffassung, daß wir es hier mit Verschiebungen zu tun haben, glaube aber, daß diese nicht auf formaler, sondern auf materialer Grundlage ruhen.

Anschließend wird der Konj. Plusquamperf. behandelt und über seine Verschiebung gesagt, an *fuera*m habe sich in der Vulgärsprache zunächst *fuissem* angelehnt und andere seien dann gefolgt; nicht unwahrscheinlich dünkt Blase, daß die Afrikaner, bei denen die Verschiebung zuerst weiter um sich greift, durch ihr gegenüber den Zeitstufen nicht scharf reagierendes semitisches Sprachgefühl besonders schuld daran sind, zumal sie umgekehrt auch den Konj. Imperf. von dem des Plusquamperf. nicht recht scheiden. Ich gestehe, daß ich gegenüber solchen Erklärungen, die mit der Entstehung von dialektischen Differenzierungen auf dem Boden von Rasseverschiedenheiten arbeiten, für die Syntax bezw. Semantik etwas mißtrauisch bin und verweise auf die ablehnende Behandlung solcher Einwirkungen durch Deißmann, Thumb u. a. hinsichtlich einer 'juden-



griechischen' Färbung der κοινή: gerade der Tempusgebrauch macht da einen gut griechischen Eindruck, wobei allerdings zugestanden werden muß, daß das Hellenische mit seiner Bevorzugung der Aktion dem Semitischen näher steht als das Lateinische.

Der Konj. des Plusquamperf. ist Ausdruck des unerfüllbaren Wunsches in der Vergangenheit, stets mit *utinam*, bei august. Dichtern auch *o utinam*, mit Negation *ne*, bei Cicero auch *non* (doch mit bezeichnender Stellung: *utinam susceptus non essem*, während es sicher heißen mußte, mit anderer Färbung: *utinam ne essem susceptus*). *Ne* wird fortgesetzt durch *neve* (*neu*) im Altlatein, bei Catull durch *nec*, welch letzteres bei den august. Dichtern nach positivem Satz Regel ist.

Als Jussiv der Vergangenheit erscheint der Konj. Plusquamperf. im Altlatein nicht, da er hier noch durchaus durch den Konj. Imperf. vertreten ist; erst bei Ciceros Rosc. Am. 72 *venisses* (*du hättest kommen sollen*), auch in unwilliger Frage (*egone ut beneficium acceperissem?*) ziemlich häufig bei den august. Dichtern; ein Beispiel noch bei Hieronymus. —

Der Imperativ steht im allgemeinen auf dem indogermanischen Standpunkt, insbesondere in der Unterscheidung des einfachen und des auf *-to(d)*, der gebraucht wird, um den Eintritt der Handlung erst in einer bestimmten zukünftigen Zeit zu bezeichnen; eine Neuerung ist die Hinzufügung von *nē*. Im klassischen Latein tritt der Imper. II hinter dem I sehr zurück; schon bei Plautus, noch mehr später, ist seine Beziehung auf die Zukunft nicht immer mehr deutlich, besonders ist *scito* statt *sci* von jeher üblich. Der Unterschied der Bedeutung verwischte sich mehr und mehr. *-to* ist überwiegend von der 2., selten von der 3. Person gebraucht; *ne facito* ist häufig nur in Gesetzen. Besonders lehrreich ist die schon beim Konj. Präs. und Perf. gestreifte Frage nach dem Ausdruck des Verbotes in der 2. Person. Es ergibt sich: im Altlatein ist *ne* mit Imper. praes., Konj. praes. oder Perf. üblicher als *noli(te)* mit Inf. Cicero vermeidet den negierten Imper. präs. und den an eine bestimmte Person gerichteten negierten Konj. Präs. der 2. Person; die urbane, etwa 140—150 mal vorkommende Form ist die mit *noli(te)*, und so bleibt es im ganzen in der folgenden Prosa; dagegen lieben die Dichter den (meist mit *ne*, selten, altlat. nie, mit *non* verneinten) Imperativ; sie knüpfen ihn an einen vorausgehenden positiven oder negativen Imperativ an mit *neve*, *neu*, doch auch mit *neque*, das schon in klassischer Prosa auftritt, so bei Cic. Att. XII, 22, 3 *habe . . . nec . . . existima* (wo also doch in besonderem Falle der 2. Imp. Präs. bei bestimmter Person zugelassen ist!); auch *nec . . . nec* kommt vor und *nec . . . neve* oder *neve . . . nec*, ja auch *et ne*.

Die Bedeutung betreffend, so enthält der Imper. schon indogermanisch nicht nur einen Befehl, sondern auch ein Ansinnen, eine Bitte usw., je nach dem Ton; diese Färbungen können verdeutlicht werden durch besondere Zusätze wie *amabo*; attl. *obsecro*; *quaeso*; *rogo*; dicht. *precor*; *sis* (*si vis*), *sultis* (*si vultis*), weniger freundlich *sōdes* (*si audes*); manchmal *ne time*. Den Befehl ankündigend oder verstärkend: *proin*, *proinde*; *dum* (*manedum* wart eine Weile!), klass. nur in *ag(it)edum*; *ag(it)e*, *age sis*; *modo* (*vide modo*); *fac* oder *fac modo* (*permaneas*); schließlich *quin*, wobei eine Ausgleichung vorliegt: *quin audi!* = *quin audis?* + *audidum!* Ähnlich *iamdudum* (*sumite poenas!*).

Der Imper. steht auch als Konzessiv und zwar häufiger der II. als der I., der lieber durch den Konj. praes. ersetzt wird.

*Putat, ut puta*, zum Beispiel findet sich zuerst bei Horaz und dann bes. häufig bei den Juristen; *tu, tute*; *vos, vosmet* beim Imper. zur Hervorhebung ist den Komikern eigen. Der im Griech. nicht seltene Imper. im Relativsatz kommt auch bei Cicero vor.

Während die Umschreibung des Imper. mit *fac, facito, effice, vide* mit *ut*, oder bloßem Konj. Präs. nur im Altlat. üblicher ist, so ist die des Prohibitivus weit mehr im Gebrauch und zwar am seltensten mit *fac, ne*, öfter mit *vide, ne*, am gewöhnlichsten mit *cave (caveto), ne* und noch weit lieber ohne *ne* mit Konj. Präs., nur im Altlatein häufiger mit Konj. des aoristischen Perf. Die Erklärung der Formel *cave facias* bzw. *faxis* im Sinne von *tue nicht*, ist nach Blase einfach darin zu suchen, daß *cave* ziemlich mechanisch für *fac ne* eingesetzt wurde. *Cave* mit Inf. ist nur altlat.; sonstige ähnliche Wörter sind *parce, desine, mitte, omitte, remittas, fuge, absis(t)te, aufer* mit Inf., bei Dichtern und ihnen nachfolgenden Prosaikern.

Sehr inhaltsreich ist das Kapitel von den umschreibenden Formen. Selten (aber nicht gräzisiert) ist das Partiz. Präs. mit *sum*; nur Vitruv liebt diese Ausdrucksweise. Der Ind. der Verba der Möglichkeit und Notwendigkeit mit Infin. ist eine Art Umschreibung des Konj. Präs. oder des Ind. Fut.; ebendahin gehören Ausdrücke wie *aequum est* u. ä., daher Fälle wie *ne si cupiam quidem, possum*; *quid, si hostes ad urbem veniant, facturi estis*? Bei Cicero finden sich in Verbindung mit Ausdrücken des Mössens 32 Fälle, während im Altlat. bes. *aequom, melius, satius est* hervorstechen.

Ähnlich steht es bekanntlich bei der Vergangenheit, wo uns diese Gestalt des Satzgefüges sogar vertrauter anmutet und die Form mit *-urus eram, fui* die indikativische Grundlage für die abhängigen *-urum fuisse, -urus fuerim (fuissem)* bildet. Wenn wir finden, daß Sätze wie *factum iam esse oportuit*, also mit Infin. perfecti, überwiegen, so stimme ich Blase zu, der (S. 261) Ziemers Erklärung durch eine Ausgleichung ablehnt, bezweifle aber, ob seine Ansicht, daß wir es mit punktueller Aktion zu tun haben, ganz richtig ist: das *iam* deutet m. E. darauf hin, daß genauer nicht perfektive (aoristische), sondern perfektische Handlungsweise vorliegt: *das hätte schon getan dastehen sollen*, wie gr. οὐ βουλευέσθαι ὦρα, ἀλλὰ βεβουλευέσθαι. Bei den aktiven Beispielen wie *cavisse aequom fuit* kann man angesichts der aoristischen s-Bildung und angesichts des Sinnes eher zu Blases Auffassung neigen. Aber notwendig scheint sie mir auch da nicht und dies um so weniger, als er selbst (S. 263) für die augusteische Zeit einräumt, 'daß das Bewußtsein eines Unterschiedes zwischen kursiver und aktueller [schr.: punktueller!] Aktionsart . . . nicht mehr vorhanden war; das Altlat. würde Inf. Präs. verwandt haben'. Die Konstruktion hat für mein Gefühl etwas Kunstmäßiges, Stilisiertes an sich. Neben dem Indik. findet sich aber auch der Konjunktiv (*possim; possem, a*) = *ich hätte können* b) = *ich könnte* und zwar sowohl im selbständigen Satze als im bedingenden Satzgefüge, in welchem a) der potentiale Konj. Präs. (*possim*) im Nachsatz fast schon so üblich ist wie der Indikativ, b) der irrealen Konj. Imperf. *possem* und Plusquamperf. (*potuissem*) gleichfalls nicht nur sehr gebräuchlich sind, sondern in der klass. Zeit den Indikativ *poteram, potui* sogar weit überwiegen; gelegentlich ist dabei *possem* noch = *hätte gekonnt*; später steht es so, daß der eine Schriftsteller (wie Seneca philos.) den Konj., andere, so die Historiker, den Indik. vorziehen.

Merkwürdig scheint, daß von der Konjugatio periphrast. nicht bloß der Indik., sondern auch hie und da der Konj. auftritt (Formel etwa: *si fuisset, futurum fuisset*). Der Konj. perf. *potuerim* ist nirgends als unabhängiger Potential gebraucht; *possim* und *possem* gehen manchmal schon bei Cicero, noch mehr aber bei den Späteren ineinander über.

Etwas anders verhalten sich die Verben der Notwendigkeit: bei ihnen fehlt der Konjunktiv im Altlatein (bis G. Gracchus) und auch im Klassischen sowie im Spätlatein schlägt der Indikat. vor; besonders ist der Konj. Präs. selten, der der Präterita etwas zahlreicher, wobei der des Imperf. (*esset ferendum; oporteret*) gelegentlich noch Vergangenheitsbedeutung bewahrt.

Die S. 270 erwähnte spätlat. vulgäre Umschreibung des einfachen Konj. Imperf. (*facerem*) mit *deberem* in abh. Neben-, bes. Fragesätzen (Apuleius: *deliberavi, an . . . necare deberem*) würde ich einer anderen Klasse zuteilen.

Ein verzweigtes Kapitel bilden die Umschreibungen mit *-urus sum* usw. Während im Spätlatein der Unterschied gegenüber dem einfachen Futurum gewahrt scheint (ebenso wie bei *-urus ero*), verwischt er sich in der nachklassischen Sprache. Fein ist die Bemerkung, daß *si iudicabunt* sich von *si iudicaturi sunt* dadurch abhebt, daß beim Ersteren das Eintreten des Richtens vorausgesetzt, beim zweiten dagegen die Möglichkeit auch des Nichteintretens nahegelegt wird: dies erklärt, inwiefern in der irrealen hypothetischen Periode im Nachsatz ein- *uri fuistis* oder bei Cic., Liv., Ovid noch lieber *eratis* einem *-issetis* des Vordersatzes so leicht entsprechen und dieses wieder zur Grundlage für die abhängige Konstr. werden konnte. Während im Altlatein der Konj. Präs. bzw. Imperf. anstatt des Konj. der Konjugatio periphr. im abhängigen Satze sehr beliebt ist, verfährt die klassische Latinität mit *-urus sim*, *-essem* genauer und schränkt jenen Gebrauch sehr ein; im Hauptsatz findet sich dagegen etwas wie *utinam visura sim* nur einmal, bei Valerius Flaccus; *-urus forem* ist selten und belegt bei Nepos, Livius, Sallust, Seneca, Apuleius. *Forem* ist schon im Altlat. von *essem* nicht mehr scharf getrennt. Bei Plautus ist es a) *futurus essem* b) *essem* und c) *fuissim* (im irrealen Bedingungs-Nebensatz), was sich sonst nur noch bei dem Afrikaner Aurelius Victor, findet. Im klassischen Latein ist *forem* sehr beschränkt und selten, so bei Cic. und Caesar, während es den übrigen Schriftstellern und Dichtern nicht fremd ist; (bei Catull stets *-essem*).

Den Beschluß der Darstellung der Zeitenlehre macht eine lichtvolle, besonders an Em. Zimmermann angelehnte, Übersicht über die Tempora im Briefstil. Der Grundgedanke ist der, daß der Lateiner den Brief auffaßt als ein Zwiegespräch zwischen Empfänger und Schreiber nach Eintreffen des Briefes, sodaß die Tempora gern vom Standpunkt des Empfängers gewählt werden. Doch sind hier Beschränkungen anzubringen: regelmäßig ist der Gebrauch nur bei den Verben des Schreibens, Schickens, Vorhabens, der Absicht in Verbindung mit diesen u. ä., bloß bisweilen auch bei anderen, wenn dabei an das Schreiben und Schicken von Briefen gedacht wird. Selten ist das Perf., häufig das Imperf. bei Handlungen, von denen der Empfänger vermuten konnte, daß sie sich in der Zwischenzeit geändert hätten oder bei solchen, für die der Absender ein besonderes Interesse des Empfängers voraussetzen durfte, wo jedoch oft auch das Präs. gebraucht wird. Das Imperf. ferner verdankt seine Anwendung

einer Angleichung an die umgebenden Vergangenheitszeiten des Briefstils; Brutus gebraucht letztere nie.

Dagegen entspricht es der Auffassung des Briefes als eines Zwiegesprächs, wenn alles zwischen Schreiben und Lesen liegende im Präsens steht. Ist dieses bei der überwiegenden Mehrzahl der Verben überhaupt die gewöhnliche Form, so tritt es auch bei denen des Schreibens und Schickens gerne auf a) wenn ganz im allgemeinen davon gesprochen wird; b) wenn ihre Handlung bis zum Lesen oder darüber hinaus dauert, besonders in negativen Sätzen; c) bei wiederholten Handlungen; außerdem bei Angabe des Grundes und bei rhetorischen Figuren wie *revocatio*, *praeteritio* usw.

Der Gebrauch des Plusquamperfekts dagegen weicht vom sonst üblichen auch im Briefe nicht ab und dasselbe gilt im wesentlichen vom Futur, für das nur selten das zu erwartende Perfekt erscheint; hie und da findet sich *-urus eram*, ebenso wie für ein *praes. pro fut.* ein Imperf.-Plinius, der die Briefform mehr nur als stilistische Einkleidung der Abhandlung verwendet, bedient sich der Briefzeiten kaum.

Über den letzten Abschnitt, den über die *Genera verbi*, gehen wir mit der Bemerkung hinweg, daß er auf der Höhe der neuen Forschung steht. Unsere ausführliche Wiedergabe des Hauptinhaltes zeigt von selbst, daß wir es mit einer sehr tüchtigen Leistung zu tun haben, die niemand unbeachtet lassen darf, der sich mit lateinischer Syntax beschäftigt; das Buch zeugt auf Schritt und Tritt davon, daß sein Verfasser den Gegenstand ebenso als selbständiger Forscher wie als Kenner der überaus reichhaltigen, bes. auch vielfach in Programmabhandlungen zerstreuten Literatur, beherrscht und ihn auch scharf zu gliedern und anschaulich darzustellen versteht. Wenn ein Wunsch geäußert werden darf, so ist es der, daß an manchen Stellen der Zusammenhang umfänglicher kenntlich gemacht werden möchte, inmitten dessen dieses oder jenes Beispiel steht, weil auf diese Weise allein ein unmittelbares Urteil über seine Beweiskraft gewonnen wird. An Druckfehlern habe ich mir noch bemerkt: S. 102 L. 2 v. u. steht *omme* statt *omne*; S. 162 L. 10 v. o. *Abschnitt* statt *Abschluß*; S. 108 L. 26 v. o. *sanguina* statt *sanguine*; S. 178 L. 20 v. o. *ulso* doch wohl statt *u. s. w.*; S. 189 L. 4 v. o.: *vorigen* statt *vorvorigen*; S. 195 L. 14 v. o. *omnio* statt *omnino*; S. 208 L. 22 v. o. *Spatlatein* statt *Spätlatein*; S. 209 L. 3 v. o. *getrennt* statt *verwendet*? S. 245 L. 3 v. u. *iudue* statt *indue*. S. 269 L. 15 v. o. *praeponendas* statt *-us*; S. 259 L. 10 *Wissens* statt *Müssens*. Im übrigen gereicht auch der Druck dem Buche zur Zier.

Stuttgart.

Hans Meltzer.

d'Arbois de Jubainville H. La famille celtique. Étude de droit comparé.

Paris, Bouillon 1905. XX et 221 p. pet. in-8°. 4 fr.

Cet ouvrage se divise en deux parties, dont la première est consacrée à la composition de la famille. En Irlande, la parenté (*fine*) comprenait quatre groupes, qui se nomment, en commençant par la parenté la plus proche, *gelfine* (parenté de la main), *derbfine* (parenté certaine), *iarfine* (parenté ultérieure), *indfine* (parenté finale); en Galles, le premier groupe existait seul et portait le nom de *gwely* (lit). C'est d'après cette parenté, exactement comparable à l'ἄρχιτεία πρὸς πατρός des Grecs, que s'établissaient d'une part la responsabilité en cas de crime et d'autre part

le droit à la succession. L'auteur montre que la législation successorale de l'Irlande avait pour base l'indivisibilité du domaine familiale, mais admettait la *tanistry* (*tanaisteachd*); puis, après un chapitre sur la dot, qui figurerait peut-être mieux dans la partie suivante, il étudie le droit que les filles, à défaut de fils, avaient à la succession: dans le S. de Galles, ce droit était absolu; dans le N. de Galles, il était lié, comme en Irlande, à l'obligation pour la fille d'épouser un étranger désigné par sa famille; la fille n'héritait alors que pour transmettre l'héritage à son fils. Toutefois, sous l'influence chrétienne, les filles eurent plus tard, même quand il y avait des fils, droit à une part de l'héritage; mais il subsista un droit de retour à la famille auquel était soumis dans certaines conditions le fils de la fille (*nia* ou *gormac*), moins favorisé à ce point de vue que le fils adoptif (*mac foesma*).

La deuxième partie traite du mariage et des questions qui s'y rattachent. L'auteur y étudie successivement le prix d'achat de la femme (irl. *coibche*, gall. *amobyr* ou *gobyr*), le douaire (irl. *tinnscra*, gall. *cowyll*), la dot (irl. *tinol*, gall. *agweddi* ou *gwaddol*) et consacre un chapitre au ius primæ noctis; puis il examine les différentes espèces d'union (*lânarnnas*), que le Senchus Mór ramène à dix et qui se distinguent d'abord par l'origine de la fortune, suivant qu'elle vient de l'homme, de la femme ou des deux également, et ensuite par la situation légale de la femme, suivant qu'elle est légitime (*sétig*; *cétmuntar*, *primben*) ou concubine (*adaltrach*; *airech*, *carrthach*, etc.). Les derniers chapitres traitent du divorce, fréquent en Irlande et pour lequel le consentement mutuel suffisait, et de la situation légale de la prostituée (*baitsech* ou *merdrech*). Enfin, dans un appendice, les Celtes sont lavés de l'accusation de pédérastie, lancée contre eux par plusieurs écrivains de l'antiquité grecque.

Ce simple résumé suffit à montrer l'intérêt du livre, appelé à rendre de grands services à tous ceux qui étudient la littérature médiévale de l'Irlande ou du pays de Galles et l'histoire de la civilisation celtique; plus d'un détail obscur des récits épiques irlandais s'éclaire par la connaissance du droit, et bien des faits historiques en tirent leur explication (voir pp. 81, 86, 154, 158, 163 etc., et surtout p. 135, où est donnée la traduction juxtalinéaire d'un curieux récit emprunté au Lebor na h-Uidre). Mais le livre a aussi une portée plus générale; l'auteur n'est pas seulement en effet l'historien le plus compétent du droit celtique, c'est un juriste au sens le plus large du terme, et les comparaisons qu'il établit sans cesse avec le droit romain, grec ou assyrien (loi d'Hammurabi), issues toujours d'une étude directe des textes, donnent à son ouvrage un grand intérêt, qu'augmentent encore l'aimable aisance de l'exposition et la grâce spirituelle du style.

Clermont-Ferrand (France).

J. Vendryes.

---

**Nordiska Studier** tillegnade Adolf Noreen på hans 50-årsdag den 13 mars 1904 of Studiekamrater och Lärjungar. Uppsala 1904. K. W. Appelbergs Boktryckeri.

Am 13. März 1904 feierte Adolf Noreen den 50. Geburtstag. Seine Arbeit hat er der Erforschung der nordischen Sprachen, insbesondere auch seiner Muttersprache, des Schwedischen, gewidmet. Er ist im Grunde nur Sprachforscher; auch wo er sich an mythologische Fragen und an philo-

logische Interpretation macht, tut er es von Standpunkt des Grammatikers aus. Aber als Sprachforscher ist er höchst vielseitig; er zieht alle Erscheinungen des Sprachlebens, alle Epochen der Sprachgeschichte in seinen Bereich. Wir alle sind seine Schüler durch die Altnordische Grammatik, deren erster Teil "Altisländische und altnorwegische Grammatik" nun in dritter Auflage vorliegt. Aber breiter und tiefer ist natürlich die Wirkung, die er auf seine Landsleute ausgeübt hat. Die 41 Aufsätze größern und kleinern Umfangs, die Freunde und Schüler ihm zum Feste darbringen, erstrecken sich auf alle Gebiete, denen N. selbst seine Mühe zugewandt hat, und auf einiges Verwandte. Die Festschrift zeigt, wie N.'s Arbeit auf allen Stellen, wo er mit anfaßte, reiche Früchte getragen hat; sie ehrt den Lehrer und die Schüler.

Da eine große Zahl von Gelehrten zu dem Bande beigesteuert hat, da jeder eine, wenn auch kleine, Gabe bringen wollte, ist es nicht möglich, hier über die einzelnen näher zu berichten.

Etymologien von Worten verschiedener Sprachen geben: P. Persson, 1. engl. *clough*, 2. ndl. *klingen*, schw. *kuse*, *jul-kuse*, 4. schw. dän. *kutting*. E. Björkman, 1. an. *ákafr*, 2. an. *fox*, 3. an. *gá*, 4. aschw. *lekter*, 5. aschw. *lyra*, 6. schw. *mattram*, 7. ne. *reel*. E. Hellquist, 1. aisl. *hara*, 2. aisl. *Hörn*, 3. der Ortsname *Histret*, 4. der schw. Vogelname *jute*, *jutar*, 5. schw. *karat*, 6. an. *Uppsälir*. T. Torbiörnsson, 1. russ. *gvozdb* 'Zapfen, Nagel' + schw. *kvast*, *kvist*, 2. russ. *véřša* 'Reuse' + norw. *ryyse*, 3. schw. *hals* + abulg. *kolo* 'Rad'. O. Lagercrantz, 1. got. *gōps* u. Verwandtes, 2. nhd. *rind*.

In einem der umfänglichsten Aufsätze behandelt K. F. Johansson die Nominalzusammensetzungen im Gotischen. Der Runenforschung gelten drei Arbeiten: H. Pipping teilt eine sehr sorgfältige Lesung und Deutung des Runensteins auf dem Gehöft Pilgärds auf Gotland mit. L. Fr. Löffler beschäftigt sich eindringlich mit mehreren Stellen der Rökinschrift. E. Wadstein teilt einen hübschen Einfall mit, vermittelst dessen man das schwierige *ui* auf dem zweiten Vedelspangstein aus der Welt schaffen könnte. — Einige Fragen der isländischen Grammatik werden erwogen: M. Kristensen findet für Noreens Bezeichnung der Halbvokale im Inlaut eine Bestätigung bei dem Verfasser der ersten grammatischen Abhandlung, der freilich auch anlautenden Halbvokal durch *u*, *e* (od. *i*) ausdrückt. R. Nordenstreng bespricht von Pippings Erklärung der *u*-Brechung aus den *u*-Brechungsdiphthong im Aisl. Er ist gegen Noreen mit Kahle [und jetzt F. Jónsson Ark. 21, 244 ff.] der Meinung, daß dieser Diphthong ursprünglich den Wert *iø* hatte; für *þiokkr* (*þiukkr*) nimmt er — freilich zweifelnd — ostnordischen Einfluß an. E. H. Lind weist nach, daß die Schreibungen *Karlisson*, *Torfadóttir* in den normalisierten Ausgaben an. Texte Anachronismen sind; in Norwegen haben sich die Schreibungen *Karls son*, *Torfa dóttir* bis in den Anfang, auf Island bis in den Schluß des 14. Jhrds. gehalten. H. Psilander trägt eine gewagte und nicht notwendige Konjekture zu Alv. 1,6 vor. R. Arpi behandelt einige Erscheinungen der nisl. Grammatik, das nisl. *ll* und *rl*, *nn* und *rn*, sowie die 2. Pers. Sing. Präs. auf *-rd*. — Die Mehrzahl der Arbeiten beziehen sich auf die schwedische Sprache und Sprachgeschichte: O. v. Friesen handelt von der Entwicklung des *ø* im Schwedischen. O. F. Hultman stellt neue Fälle von Vokallängung im Aschw. zusammen und erklärt sie durch eine Verminderung der Schnelligkeit der Aussprache im allgemeinen. O. Ottelin schreibt über

den angehängten Artikel im Codex Bureanus Teil I. E. Brate hat Beobachtungen angestellt über die Punkte im Södermannalag; er stellt fest, daß der Punkt hier als Pausenzeichen für den Vorlesenden gebraucht wurde, und glaubt, dies Ergebnis verallgemeinern zu dürfen. G. Kallstenius stellt einige Gesichtspunkte zusammen, die bei der Bildung schwedischer Ortsnamen in Frage kommen. B. Hesselman behandelt den Einfluß der Dialekte auf die Quantitätsbehandlung in einigen ältern neuschwedischen Wörterbüchern und grammatischen Arbeiten. M. Lagerheim betrachtet die biblischen Ausdrücke im heutigen Schwedisch und klassifiziert sie nach ihrer geringern oder weitem Entfernung von dem ursprünglichen biblischen Sinn. N. Beckmann sucht im Gegensatz zu den Angaben im Wörterbuch der schwedischen Akademie Regeln aufzustellen für das Auftreten der Nebentöne in den mehrfachen schwachtonigen Silben vor dem Hauptton. Eine ganze Reihe schwedischer Worte (*äröja, Hälsike Hälsingland, ihjäl, kyla, råka, spö, sticken, suput, vallmo; billa, gänt, hallär, hirta sig, hielmult, thornist*) bespricht Fr. Tamm; über nschw. *dålig*, aisl. *dǫligr* handelt H. Celander, über *gräs* E. Ekwall, über *gosse* J. Reinius. — Von den Sprachen der umwohnenden Völker sind mit Beiträgen bedacht das Deutsche, das Gälische und das Finnische. Ernst A. Meyer legt Messungen über die Dauer deutscher Vokale vor. E. Grip behandelt den Gleitelaut, der im Hd. bei dem Übergang von Vokal zu *l* oder *r* entsteht. K. H. Waltman teilt Beobachtungen über den gälischen Akzent mit. K. B. Wiklund stellt die ziemlich zahlreichen Fälle von Liquidametathesis in finnischen Lehnworten fest und gibt eine Regel für ihr Auftreten; T. E. Karsten weist einige finnische Worte als Lehnworte aus dem Germanischen nach.

Gegenüber der großen Zahl der sprachlichen Aufsätze ist die der rein philologischen, metrischen und literarhistorischen Arbeiten nur klein. V. Gödel verfolgt die Geschieke einer im 17. Jahrh. mehrfach genannten und benutzten, 1697 verbrannten Hs., der "Ormr Snorrasons bok"; aus Angaben von Johannes Thomae Bureus und O. Verelius weist er nach, welche Papierhss. der Kgl. Bibliothek zu Stockholm auf sie zurückgehen, und rekonstruiert eine Beschreibung der Hs. in der Form, wie man sie in modernen Katalogen von einer tatsächlich erhaltenen Hs. zu geben pflegt. S. Ambrosiani behandelt eine Stelle im Ärfdabalk III des Uplandsgesetzes, in der König Erich der Heilige als Gesetzgeber genannt wird. K. G. Westman bespricht in einem längern Aufsatz Entstehung und Hss. des Södermannagesetzes. Sv. Lampa steuert Untersuchungen über die ältesten schwedischen Strophenformen bei. O. Klockhoff handelt über die Samsonsvisa. Er versucht die Herstellung einer Urform und bestimmt das Verhältnis der überlieferten Fassungen zu jener. Wo sich Berührungen mit anderen Volksliedern finden, erklärt er sich gegen Annahme von Benutzung des einen durch das andre und empfiehlt die Vermutung, daß die erhaltenen Lieder aus nicht mehr bewahrten Liedern schöpften. Der Samsonsvisa spricht er jede Originalität ab; die meisten ihrer Strophen fänden sich auch in andern Visur wieder. R. G:son Berg gibt eine sprachliche, genauer stilistische Untersuchung über den Prolog zum Phosphoros, mit dem Atterbom das Zeitalter der Neuromantik in Schweden einleitete. A. Schagerström teilt ein paar Volkssagen aus Upland mit. — Ins Gebiet der Altertumskunde schlägt ein Aufsatz von R. Saxén ein, "Onomatologische Beiträge zur Beleuchtung der ältern Ausbreitung der

schwedischen Bevölkerung im eigentlichen Finnland". Kulturgeschichtlichen Inhalts ist die umfangreichste Arbeit des Buchs, ein Aufsatz von O. Almgren. Der Verf. behandelt die Begräbnissitten der Vikingerzeit zunächst auf Grund der archäologischen Funde. Dem stellt er die Berichte der an. Litteratur gegenüber, die Angaben der Eddalieder und Skaldengedichte, Snorris Theorie von der *brunaþld* und *haugsþld*, endlich die Stellen der Sagas. Die Abhandlung fördert unsere Kenntnis der Bestattungsbräuche durch die zusammenfassende Darstellung und manche gute Einzelbeobachtung.

Osnabrück.

W. Ranisch.

**Heuser W.** Die Kildare-Gedichte, die ältesten mittenglischen Denkmäler in anglo-irischer Überlieferung. Bonn 1904. P. Hansteins Verlag. 7 M. — (a. u. d. T.: Bonner Beiträge zur Anglistik, herausgegeben von Prof. Dr. M. Trautmann, Heft 14).

Unter diesem Titel hat Dr. Wilhelm Heuser die englischen Gedichte aus der Sammelhandschrift Harleian 913 herausgegeben. Obgleich die einzelnen Texte schon früher von englischen Herausgebern an verschiedenen Stellen abgedruckt worden sind, ist doch die neue Ausgabe willkommen zu heißen; schon darum, weil sie einen vertrauenswürdigen Text gibt, während die früheren Ausgaben ungenau sind und bisweilen den Text bis zur Unverständlichkeit verderben (vgl. z. B. Heusers Fußnoten zum "Land of Cokaygne"). Glossar und Anmerkungen fehlen; doch werden die einzelnen Gedichte durch die, besonders das Literarische und Metrische berührenden, Einleitungen dem Verständnis der Leser näher gebracht.

Was die neue Ausgabe aber besonders wertvoll macht, ist die Einleitung (S. 1—75), worin Heuser zeigt, wie aus den fremdsprachlichen sowohl als aus den englischen, aus den profanen sowohl als aus den kirchlich-frommen Gedichten hervorgeht, daß die Handschrift in Irland entstanden sein muß. Die 'grei abbei' aus dem Land of Cokaygne bezieht er mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Gray Abbey der Franziskaner in Kildare (Süd-Irland), wie auch durch die Hymne, als deren Verfasser sich 'Frere Michel Kildare' nennt, nahe gelegt wird. Einige Gedichte sind zwar nicht in Irland entstanden<sup>1)</sup>, doch zeigt ihre sprachliche Form ganz dieselben Eigentümlichkeiten. — Was die Entstehungszeit betrifft, der Inhalt einiger Gedichte zwingt uns, den Anfang des 14. Jahrh. als terminus post quem anzusetzen. Die Sprache zeigt entschieden südenglischen Charakter. Aus der Schreibung *u* (neben *ou*) für ae. *ū* schließt Heuser, daß die Handschrift wohl im ersten Viertel des 14. Jahrh. entstanden sei; die Verstummung des End-*e* und die gelegentliche Verdoppelung von Konsonanten (*hoppe*, *weritte* usw.) zeige aber, daß die Sprache der Gedichte eine aus dem Südenglischen selbständig weiter entwickelte, anglo-irische Mundart bilde.

Diesen meines Erachtens zweifelhaften Schluß versucht Heuser zu erhärten durch den Nachweis, daß die aus dem 18. Jahrh. bekannte Mundart von Forth und Bargo die regelrechte Fortsetzung der Kildare-Mundart sei. Dieser Nachweis, wobei Heuser sich auf die 'prinzipiellen Übereinstimmungen' der beiden Mundarten stützt, scheint mir verfehlt, erstens weil die 'Übereinstimmungen' sich oft auch in südenglischen Mundarten finden (wie *amang* neben *song*, *neal* 'needle'), dann aber auch, weil die

1) Im Anhang weist Heuser verwandte englische Versionen nach.



englischen Mundarten noch zu wenig untersucht und überdies zu sehr von der Schriftsprache beeinflusst sind, um uns zu argumenta e silentio das Recht zu geben. Ich glaube eher, daß die Kildare-Mundart nicht wesentlich vom südlichen Mittelenglisch verschieden ist.

Am Schluß der Einleitung bespricht Heuser 'die anderen Überreste des alten anglo-irischen Dialektes', während im Anhang aus 'noch nicht benutzten anglo-irischen Handschriften' Proben mitgeteilt werden. Diese Texte aber sind sprachlich weniger rein und bilden eigentlich nur eine irische Form der englischen Schriftsprache (vgl. *thedynghe* 'tidings', *rychesshe* 'riches').

Sollte es sich herausstellen, daß die Annahme eines anglo-irischen Dialektes nicht haltbar ist, so haben wir doch in Heusers Buch einen wertvollen Beitrag erhalten zur mittenglischen Sprachkunde und zur Geschichte der englischen Sprache in Irland.

Winterswijk.

E. Kruisinga.

**Walde A.**, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 1—5. Heidelberg 1905. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 400 S. 8°. Vollständig in ca. 10 Lieferungen. Jede Lieferung von je 5 Bogen Subskriptionspreis 1,50 Mk.

Unter der Menge sprachwissenschaftlicher Handbücher, die alljährlich auf den Markt geworfen werden, sind es in der Regel nur wenige, für die die Bedürfnisfrage ohne weiteres bejaht werden darf. Zu diesen wenigen gehört das Lateinische etymologische Wörterbuch Waldes, mit dessen Besprechung an dieser Stelle betraut worden zu sein, dem Referenten zum ganz besonderen Vergnügen gereicht.

Die richtige Beurteilung einer wissenschaftlichen Arbeit irgend welcher Art setzt in erster Linie eine allseitige Würdigung der Schwierigkeiten voraus, die deren Urheber zu überwinden hatte. Dieser Voraussetzung kann im vorliegenden Fall wohl nur derjenige vollständig genügen, der bereits selber eine ähnliche Leistung hinter sich hat. Zu unserer wenigstens teilweisen Legitimation erlauben wir uns zu bemerken, daß wir vor etlichen Jahren den heute von Walde verwirklichten Plan auch unsererseits gefaßt und die Vorarbeiten zu dessen Durchführung bereits ziemlich weit gefördert hatten, leider aber durch die Ungunst der Verhältnisse genötigt worden sind, unsere Tätigkeit in andere, bescheidenere Bahnen zu lenken.

Das Urteil über die uns zur Zeit vorliegenden fünf ersten Lieferungen wollen wir gleich eingangs dahin zusammenfassen, daß der Verfasser ein zwar, wie wir sehen werden, in vielfacher Hinsicht der Verbesserung fähiges, aber nichtsdestoweniger schon in seiner jetzigen Form überaus wertvolles, monumentales Hilfsmittel von dauerndem Wert geschaffen hat, das die aufrichtige Anerkennung und den freudigen Dank aller Mitforscher verdient. Da wir im Folgenden, wie das ja in Rezensionen stets der Fall ist, vorzugsweise von den der Arbeit anhaftenden Mängeln werden zu reden haben, so sei hier ein für allemal nachdrücklich hervor gehoben, daß diese Mängel das angesichts der gar nicht hoch genug anzuschlagenden Schwierigkeiten des Unternehmens von vornherein zu erwartende, sozusagen unvermeidliche Maß nicht übersteigen, jedenfalls der Brauchbarkeit des Buches kaum irgendwie Abbruch tun.

Die äußere Anlage von Waldes Wörterbuch stellt einen unseres Erachtens glücklichen Kompromiß zwischen der etymologischen Anordnung

und der Gruppierung der zu deutenden Wörter nach der gleichen Wurzel zugehörigen Sippen dar. Im einzelnen fallen kleine Unebenheiten auf, so z. B. daß *clam* 'heimlich' nicht unter *cēlo*, -*āre* 'verheimlichen, verbergen', sondern in einem separaten Artikel behandelt erscheint, während dagegen *carduus* 'Distel' unter das Stichwort *cāro*, -*ēre* '(Wolle) krämpeln' verwiesen ist, obwohl doch offenbar die Verwandtschaft zwischen *carduus* und *cārēre*, wenn eine solche wirklich anzunehmen ist, viel weniger deutlich zutage tritt als diejenige zwischen *clam* und *cēlo*. Desgleichen war s. v. *audeo* ein Hinweis auf *audax* allenfalls entbehrlich, während s. v. *dico* ein solcher auf das die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel bewahrende, soviel wir sehen überhaupt nirgends besprochene *index* 'Zeigfinger' mit den Sinnparallelen ai. *deċinī*, *pradeċinī*, deutsch *Zeigfinger*, schwed. *pekfinger* etc. ungern vermißt wird. Treten wir an die einzelnen Artikel heran, so erweckt die gründliche Gewissenhaftigkeit, mit der der Verfasser die gesamte ihm zugängliche Literatur durchgeackert hat, sofort ein günstiges Vorurteil. Besonders hoch rechnen wir ihm das überall sichtbare aufrichtige Bestreben an, den wirklichen Urheber einer jeden Deutung zu ermitteln, wobei es nichts verschlägt, daß der Erfolg manchmal hinter dem guten Willen zurückgeblieben ist. Von wichtigeren Publikationen, deren Beschaffung Walde nicht möglich gewesen zu sein scheint, nennen wir z. B. J. Loth *Les mots latins dans les langues brittoniques* (Paris 1892) und J. Vendryes *De hibernicis vocabulis quae a latina lingua originem duxerunt* (Paris 1902), die ihn mehrfach davor behütet haben würden, aus dem Lateinischen entlehntes keltisches Sprachgut als unverwandt anzusehen. Die Kritik der aufgeführten Etymologien macht der sprachwissenschaftlichen Schulung des Verfassers alle Ehre; nach der philologischen Seite hin freilich werden seine Bemerkungen hin und wieder einiges Kopfschütteln erregen. Die dem Benutzer gebotene Auswahl des Stoffes vertrüge nach des Referenten Dafürhalten wesentliche Abstriche. Zwar ist natürlich in dieser Beziehung eine Grenze schwer zu ziehen, aber notorisch Falsches oder ganz in der Luft Hängendes, wie z. B. der Stowassersche Aprilscherz *catasta* aus *κατ' hasta* oder die s. v. *lanio* angeführten Mutmaßungen wären entschieden besser mit Schweigen übergangen worden. Einen wunden Punkt bildet die vorläufig noch recht im Argen liegende Darstellung der bedeutungsgeschichtlichen Entwicklung des lateinischen Wortschatzes, doch trifft dieser Vorwurf nicht so sehr den Verfasser als seine Quellen. Es ist geradezu unerhört, was die Etymologen vielfach in der Vernachlässigung der semasiologischen Seite geleistet haben. Hoffentlich zeigen in dieser Hinsicht die künftigen Auflagen des Waldeschen Buches ein gänzlich verändertes Bild.

Wann ist ein Wort als gedeutet, als erklärt anzusehen? Vielleicht bringt uns das wohl zusammen mit der letzten Lieferung erscheinende Vorwort hierüber ein paar prinzipielle Erörterungen. Zur Zeit haben wir den Eindruck, als ob in bezug auf die Definition des Begriffs 'Erklärung' in etymologischem Betreff die Ansichten des Verfassers einigermaßen schwankend seien, auch hier wiederum entsprechend der mehr oder weniger laxen Praxis seiner Gewährsmänner. Eine etwas einheitlichere, geschlossenere Verarbeitung des vorzuführenden Materials, wobei eventuell auch für die typographische Anordnung noch etliches getan werden könnte, scheint uns ein Punkt, den Walde bei der weiteren Ausgestaltung seines Werkes nicht aus den Augen verlieren sollte.

Diesen Bemerkungen allgemeiner Natur schließen wir auf Grund unserer Kollektaneen eine Auswahl von Berichtigungen, Nachträgen und eigenen Vorschlägen an, für die uns vielleicht die Benutzer des Walde-schen Lexikons und der Verfasser selbst Dank wissen werden.

*accipiter*. — Wenn die Zusammenstellung mit ai. *ācupātvan-*, griech. ὤκυ-πέτης das Richtige trifft, so ist hinzuzufügen ksl. *jastrebŭ* 'accipiter', eine Ableitung aus \**jastro-* = idg. \**ōkro-*, das sich zu ai. *ācu-* in *ācupātvan* und griech. ὤκυ- in ὤκυ-πέτης verhielte wie z. B. griech. ἐλαφρός zu ai. *raghūh*; zum Suffix vgl. apr. *golimban* 'blau' und weiterhin ksl. *golabi* 'Taube', lat. *columba* etc. So Meillet MSL. XI S. 185 f. — Zugunsten der Holthausenschen Deutung von *accipiter* als 'Taubenstößer' ließen sich die Bedeutungsparallelen ai. *kapótarih* 'Falke', und griech. φαβοτύπος 'Habicht', φαεσφόνοος, φαεσφόοντης 'Sperber' geltend machen.

*adūlo*, -*dre*. — Zur Bedeutung vgl. griech. προκαίνω.

*alter*. — Es war vor allem auf air. *alltar* 'ille, ulterior' zu verweisen, das mit osk. *alttram* bildungsgleich ist (Grdf. \**al-tro-*, gegenüber lat. *alter* aus \**al-tero-*); s. J. v. Rozwadowski Quaest. gramm. et etym. S. 9 f. (= Abhandl. d. Akademie d. Wissensch. von Krakau, philol.-hist. Cl. Band XXV, [1897] S. 397 f.).

*alvos alveus*. — Die vom Verfasser zitierte Etymologie Lidéns (Zusammengehörigkeit mit aisl. *all* usw.) hat dieser selbst aufgegeben. Er führt jetzt, Blandade språkhistoriska bidrag I S. 12 ff. (in Göteborgs högskolas årsskrift 1904) *alvus*, *alveus* auf eine Grundform \**aldhoxo-* zurück, die er an urbalt.-slav. \**aldija* 'Schiff' (lit. *eldija* 'Flußkahn', ksl. *ladži* 'πλοῖον, κράφος') und urgerm. \**aldā*, \**aldōn* 'Trog' (schwed. *älla* usw.) anknüpft. Seine Ausführungen sind sachlich sehr beachtenswert, stoßen aber leider auf lautliche Schwierigkeiten, die Lidén a. a. O. unseres Erachtens nicht völlig gehoben hat.

*amussis* (davon *amussim*, *ad-*, *exmussim*). — Zur Vermeidung von Mißverständnissen mußte bemerkt werden, daß *amussim* erst nachträglich aus *admussim* abstrahiert ist, wie z. B. *fatim* (Servius zu Aen. I 123) aus *adfatis* oder deutsch *wegen*, *kraft*, *laut* aus *von wegen*, *in kraft*, *nach laut*; s. Lindsay Die lat. Sprache S. 647 und namentlich Brugmann Ber. d. sächs. Ges. d. Wissensch., philol.-hist. Cl. Jahrg. 1900, S. 396 f.

*anser*. — Es liegt kein stichhaltiger Grund dafür vor, ksl. *qasr* als aus dem Germanischen entlehnt anzusehen, s. Meillet, MSL. XIII S. 243; derselbe, Etudes sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave S. 178 und 206.

*ānus* 'Kreis, Ring, After'. — ir. *ānne*, *āinne* 'After' ist lat. Lehnwort; s. Vendryes De hib. vocab. S. 111.

*aquilus* 'dunkel': lit. *āklas*, lett. *akls* 'blind'. — Zur Bedeutung vergleicht Lidén Stud. z. aind. u. vergl. Sprachgesch. S. 77 f. treffend lit. *blįsti* 'sich verfinstern': got. *blind*s und besonders ir. *ḍub* 'schwarz': griech. τυφλός 'blind'.

*arepennis*. — Die romanischen Formen, frz. *arpen*, altspan. *arapende* weisen auf in den Glossen (CGL. II 23, 24) überliefertes *arependis*. Der Verfasser bemerkt: gall. Wort nach Columella. Es wäre dringend zu wünschen, daß er in derartigen Fällen stets die Stelle hinzufügte, hier also z. B. Colum. V 1, 6.

*atriplex* 'Melde' aus griech. ἀτράφας, mit Anlehnung an *ater* und *plico*. — Hiezu bemerken wir: afrz. *arrace* und ital. *atrepice* gehen auf ein dem griech. ἀτράφας, ἀτράφας wesentlich näher stehendes \**atrapicem*, \**atrepicem* zurück. Der Nominativ war wohl ursprünglich \**atra-*

*picis*, eine Form, die dann aber im Laufe der Zeit durch von den casibus obliquis aus falsch erschlossenes *\*atrapex* verdrängt wurde. Aus diesem *\*atrapex* ist *atriplex* ohne Zuhilfenahme der Volksetymologie, auf rein lautlichem Wege zu gewinnen, unter Ansetzung folgender Entwicklungsreihe: *\*atrapex* zu *\*atriplex* zu *\*atriprex* zu *atriplex* (Fernversetzung des *r* von *\*atriplex* mit nachheriger oder gleichzeitiger Dissimilation, eine gar nicht seltene, bisher aber wie es scheint, wenig beachtete Erscheinung, der wir demnächst eine größere Abhandlung zu widmen hoffen).

*auca* 'Vogel', bes. 'Gans' aus *\*avica*, s. *avis*. — Ein Analogon zur Bedeutungsverengung von 'Vogel' zu 'Gans' bietet neugriech. *ὄρνιθα* 'Henne'. Durch den Hinweis auf *avis*, unter welchem Stichwort über *auca* nichts gesagt ist, leistet der Verfasser der irrtümlichen Auffassung Vorschub, als sei *auca*, *\*avica* eine Ableitung aus *avis* mit dem Sekundärsuffix *-ca*, während es in Wirklichkeit eine Rückbildung aus *avicula* darstellt, genau so, wie z. B. *natica* (sard. *natica*, afrz. *nache* usw.) aus *naticula*; s. Ref., Berl. philol. Wochenschr. Jahrg. 1903, Sp. 1305 und Contrib. à la critique et à l'explic. des gloses lat. S. 24, Anm. 1.

*audio*. — Die schon bei Benfey Griech. Wurzellexikon I S. 43 stehende Herleitung von *audio* aus *\*aux-dio* 'ich leihe Gehör' scheitert keineswegs, wie der Verfasser meint, an *oboedio*; s. Havet MSL. IV S. 410 und Arch. f. lat. Lexikogr. III S. 281.

*baculum*. — Für die Deutung von *imbecillus*, *-is* als 'ungestützt' (*in-* privativum + *bacillum*) führt der Verfasser Fick als Urheber an. Dieselbe findet sich aber schon in den von Schopen in einem Bonner Gymnasialprogramm von 1847 publizierten Leidener Juvenalscholien, woselbst es zu Juv. III 28 heißt: *baculus facit diminutivum bacillus; hinc componitur imbecillis quasi sine baculo, qui nullius rei iuvamine more baculi sustinetur*; s. Rönsch Collect. philol. S. 147 f.

*barba*. — Wegen der Assimilation von *\*farba* zu *barba* war in erster Linie auf Meillet MSL. XIII S. 25 ff. zu verweisen.

*bonus*. — Die Deutung als ptc. auf *-eno-* zur Wurzel von ai. *dúvalē* 'Ehrenerweisung', *duvasydī* 'ehrt' usw. stammt nicht von Osthoff, sondern, soviel wir wissen, von Darmesteter De coniugatione latini verbi 'dare' (Paris 1876) S. 26 ff.

*bruta* 'nurus' (Gl.). — Dieses vielfach in Inschriften nachgewiesene Wort scheint im 3. Jahrhundert von den über die untere Donau ins Reich eindringenden Goten übernommen worden zu sein. Die Belegstellen sind vollständig gesammelt und eingehend besprochen von Gundermann Zeitschrift f. deutsche Wortforschung I S. 240—247. Die ursprüngliche Form ist *brutis*; *bruta* ist daraus sekundär umgebildet, wie z. B. vulgärlat. *nepta* (CIL. XII 3032; 3856) aus *neptis*, worüber wir unsere Contributions à la critique et à l'explication des gloses latines S. 33 ff. zu vergleichen bitten.

*bustum*: durch falsche Trennung von *comb-ūro* ins Leben gerufen. — Statt *comb-ūro* ist natürlich zu lesen *amb-ūro*.

*cavilla*. — Der vom Verfasser aufgeführten Deutung scheint uns vorzuziehen die von Rönsch Coll. philol. S. 194 vorgeschlagene Zurückführung auf *\*calvilla* (zu *calvor*) mit dissimilatorischem Schwund des ersten *l*, griech. κόβαλος 'Ränkeschmied, Gauner' stellen wir vielmehr zu ai. *gabālah* 'bunt, scheckig' (zur Bedeutung vgl. griech. ποικίλος 'bunt' und im übertragenen Sinn 'listig, verschlagen').

*cedo*, pl. *cette*. — Die vom Verfasser ohne Begründung als unwahr-

scheinlich hingestellte Deutung von *cedo* als 'hieher, herzu' (Kombination von zwei Partikeln) leuchtet uns besser ein als die gewöhnliche Auffassung, wonach im zweiten Teil ein Imperativ zu *dare* zu suchen wäre. Ihr Urheber ist nicht Zimmermann Arch. f. lat. Lexikogr. V S. 568, sondern, soweit wir sehen, Stadelmann De quantitate vocalium latinae voces terminantium (Basler Diss., Luzern 1884) S. 75. Zustimmend äußert sich auch Per Persson Studia etymologica (Diss. Upsala 1886) S. 71 Anm. 1. Zur Pluralisierung des als Imperativ empfundenen *cedo* vgl. griech. δεῦρο δεῦτε und lit *ticz ticzte*.

*ceu*. — Wohl eher aus \**kai-ye* 'wie auch' (καί); *ai* zu *e* wie in *prehendo* (nach gültiger brieflicher Mitteilung Wackernagels).

*circus*. — ir. *cercenn*, kymr. *cyrchyn* usw. sind Lehnwörter aus dem Lateinischen; s. Vendryes, S. 124, Loth, S. 157.

*classis*. — Der Verfasser hat sich leider die evidente Identifikation von *classis* mit ai. *kṛṣṭīh* (*quinque classes* = *pañca kṛṣṭayaḥ*!), die wir de Saussure Mém. sur le syst. prim. des voy. indo-eur. S. 262 Anm. 1 verdanken, entgehen lassen.

*collum*. — Sollte es nicht möglich sein, Anknüpfung an lit. *kāklas* 'Hals' zu gewinnen, indem man dieses letztere auf eine Grundform \**q<sup>u</sup>ol-tlo-* zurückführte (woraus \**kalklas* wie z. B. *sēklā* 'Saat' aus \**sē-tlā* und weiterhin *kāklas* mit dissimilatorischem Schwund des ersten der beiden *l* wie in frz. *able* 'Weißfisch' aus \**able*). lat. *collum*, got. *hals* usw. setzten dann ein \**q<sup>u</sup>ol-slo-* voraus. Die Wurzel ist jedenfalls *q<sup>u</sup>el* 'drehen', nicht *qel* 'erheben'; vgl. ksl. *vratū* 'Hals' zu *vrūtēti* 'drehen' (Meillet Etudes sur l'ét. et le lex. du vieux slave S. 224).

*colus* 'Spinnrocken'. — Zu ai. *kynatti* 'spinnt', griech. κλώθω nach Osthoff Verhandl. d. 41. Philol. Versamml. München 1891, S. 302 (unter Zustimmung von Wackernagel Altind. Gramm. I S. 33).

*com-, cum-*. — Unter den Literaturangaben vermissen wir Skutsch De nom. lat. compos. quaest. sel. S. 32, Meyer-Lübke Philol. Abhandl. H. Schweizer-Sidler gewidmet S. 20 f. und besonders Meillet MSL. IX S. 49 ff., der u. a. zeigt, daß zwischen einem der Form nach mit ai. *kam*, der Bedeutung nach mit ai. *sam-* (cf. *conventus*: ai. *samgatīh*) identischen *com-*, *con-* und einem zu griech. *κατα-* (cf. lat. *consōpio*: griech. καθεύδω, καταδραπέδω, lat. *concūdo*: griech. κατακτείνω) und weiterhin zu ksl. *sū-* z. B. in *sūchoditi* 'καταβήναι', air. *cét-*, akymr. *cant-* gehörigen *con-* streng zu scheiden ist.

*cornu*. — ai. *śṛṅgam* 'Horn', griech. κραγγών 'Krabbe', nach dem Verfasser auf einer Basis *kereng-* beruhend, dürften vielmehr aus einer in indogermanische Zeit hinaufreichenden Vermischung der Sippe von lat. *cornu*, got. *haurn*, gall. *kāpvov* mit derjenigen von ksl. *rogū* 'κέρας', lit. *rāgas*, lett. *rags*, apreuß. *ragis* zu erklären sein.

*curtus*. — Nach Wackernagel Altind. Gramm. I S. 169 vielmehr zu ai. *kūṣṭh* 'ungehört'; dazu nach Bartholomae Zeitschr. d. deutschen morgenl. Ges. L S. 702 noch kurd. *kūrd* 'kurz', wodurch eine *u*-Basis gesichert wäre.

*dēleo, -ere*. — Die vom Verfasser als sehr ansprechend gelobte Herleitung aus \**dē-(o)leo* (vgl. *ab-oleo*) ist weder von Pedersen, noch von Per Persson zuerst gefunden worden, sondern stammt in letzter Linie von Löwe Prodrōmus corp. gloss. lat. (Leipzig 1876) S. 342 f.

*drungus*. — ir. *drongist* aus dem Lateinischen entlehnt; Vendryes S. 136.

*ebulus*. — Der in unserer Studie über *ebulus* (Mélanges Meillet S. 100) stehen gebliebene Druckfehler poln. *ođta* statt *jođta* ist leider auch in die Darstellung des Verfassers übergangen. Hoffentlich wird er von da nicht weiter verschleppt.

*elementum*. — Der Verfasser erklärt sich mit vollem Recht für die Ableitung von *l, m, n*. Daß bei der Zerlegung des altlat. Alphabets von 20 Buchstaben in zwei Reihen der Anfang der zweiten, und nicht vielmehr der ersten Reihe zur Namengebung verwendet wurde, ist ja freilich seltsam, hat aber ein bemerkenswertes Analogon in ital. *solfa* 'Tonleiter' aus (la) *sol fa*, d. h. drei rückwärts gelesenen Elementen aus der Mitte der Tonleiter *ut, ré, mi, fa, sol, la, si*.

*exiguus*. — Zur Bedeutung vgl. ai. *mitāh*, griech. μέτριος.

*fatigo*, -āre 'ermüden' aus \**fati-ago*. — Verstößt gegen ein sicheres Lautgesetz; vgl. *societas, varietas, abietis* usw.

*femur, -oris*. — Die zuerst von Bréal MSL. V S. 158 vorgeschlagene Zusammenstellung mit ahd. *bein* usw. hat V. Henry MSL. V S. 233 ff. ausführlich zu begründen versucht. Er setzt eine ursprüngliche Grundform \**bhēm-rt, bhēm-n-es* an, entsprechend idg. *iēq<sup>u</sup>rt, \*iēq<sup>u</sup>-n-es* 'Leber'. Im Germanischen wäre die Stammgestaltung der obliquen Kasus verallgemeinert; ebenso beruhen der lat. Nom.-Acc. *femen* und die obliquen Kasus *femoris, femori* usw. auf analogischer Verschleppung. Die ursprüngliche Messung *fēmur* stellt Henry MSL. VI S. 74 f. bei Plautus Miles I 1, 27 ex conjectura her; desgleichen will Lejay Revue de philol. Jahrg. 1894, S. 261 bei Ovid Metam. XIII 928 mit Merkel und Riese *collectos fēmine flores* lesen, was eine indirekte Instanz für *fēmur* bildete.

*flagrum* 'Peitsche'. — Der etwas vagen Zupitzaschen Wurzelgleichung möchten wir eine Wortgleichung gegenüberstellen, an die bisher nicht gedacht worden zu sein scheint. Wir halten nämlich *flagrum* für im wesentlichen identisch mit lit. *sprāgilas* 'Dreschflegel'. Was zunächst die Bedeutung anlangt, so sei daran erinnert, daß auch das lat. Diminutivum *flagellum* im Spätlatein 'Dreschflegel' bedeutete (cf. Hieronymus in Jesai. IX 28, ferner frz. *fléau* und das aus dem Lateinischen stammende deutsche *Flegel*). Lautlich kann man entweder von \**frag-lo-m* oder von \**frag-ro-m* ausgehen. Im ersteren Falle läge Metathese vor wie z. B. in nsorb. *kramla* 'Klammer' aus \**klamra* (Brugmann Grundr. I\* S. 873), im letzteren Dissimilation wie z. B. in frz. *flairer* aus lat. *fragrāre*. Hinsichtlich der Stammbildung verhielte sich \**fraglom* zu *sprāgilas* genau so wie aisl. *mél* 'Gebiß am Zaum' aus \**minpla* zu ahd. *mindil* aus \**minpila* (s. Lidén Uppsalastudier tillegnade Sophus Bugge, Upsala 1892, S. 79 f.). Bei Ansetzung einer Grundform \**fragrom* kann passend auf das Nebeneinander von griech. ἔδρα, aisl. *setr* und lat. *sella* aus \**sedla*, got. *siils* verwiesen werden. Der Anlaut erledigt sich nach dem Siebs'schen Gesetz (KZ. XXXVII S. 277 ff.).

*formīdo*. — Zum Lautlichen Grammont La dissim. conson. S. 44 und besonders S. 46 f.

*formus*. — Betreffend die Heranziehung von ligur. *aquae Bormiae* darf der Referent Kretschmer gegenüber die Priorität beanspruchen: s. BB. XXV S. 81, Anm. 2, woselbst er auch noch auf lat. *Formiae*, den kappadok. Stadtnamen *Garmia(s)* (auf der Peutingerschen Tafel) und weiterhin auf die in Thermalstationen Galliens zutage geförderten Dedikationen an einen Gott *Bormo, Bormanus, Bormanicus, Borvo* aufmerksam gemacht hat.

*frīgeo*, -ēre. — nslov. *srěž* 'Frost' ist fernzuhalten, da idg. \**srīgos* nslov. \**strěž* hätte ergeben müssen (Ref. Berl. philol. Wochenschr. Jahrg. 1905, Sp. 617). Nach gütiger brieflicher Mitteilung knüpft Meillet *srěž* aus \**serž* vielmehr an arm. *saṛn* 'Eis' an.

*fulica* 'Blässhuhn'. — Dazu wohl auch ai. *balḍka* 'eine Kranichart', dessen abweichender Anlaut durch Annahme einer Beeinflussung von Seiten des bedeutungsverwandten *bakdḥ* 'eine Reiherart' erklärt werden könnte.

*fūr*. — Eine sorgfältige semasiologische Untersuchung über das nicht erwähnte *furtum* 'Diebstahl' bietet der Aufsatz Pokrowskijs: Semasiologičeskaja samětka po povodu latinskago *furtum* in der Filologičeskoje obozrěnije, Jahrg. 1894, S. 236 ff.

*gallus* 'Hahn'. — Am meisten Wahrscheinlichkeit hat für uns — trotz Schrader Reallexikon S. 324 — immer noch die von Wilamowitz Philol. Unters. I 78 vertretene Annahme, das Tier sei von den Galliern, zu denen es sicher schon in sehr alter Zeit durch die Phönizier gebracht worden war, in Italien eingeführt und wie bei den Griechen 'Meder' (Μῆδοι bei Aristoph. av. 483, 707, 883) oder 'Perser' (Περσικός Kratin. bei Athen. 374 d), so hier 'Gallier' genannt worden. So neuerdings auch Lorentz Kulturgeschichtl. Beitr. zur Tierkunde des Altertums (Gymn. Progr. von Wurzen i. S. 1904) S. VI, Anm. 20.

*gracillo*, -āre 'Naturlaut der Hühner, gackern', *graculus* 'Dohle'. — (Das Stichwort müßte eigentlich doch wohl *graculus* und nicht *gracillo* sein). Die den romanischen Sprachen zugrunde liegende Form *gragulus* ist überliefert bei Varro, de lingua lat. V 76, und ebenso de re rust. III 16, 4 in allen guten Handschr., bei Phaeder I 3, 4 im codex Pithoeanus usw.; siehe Phaedri fabulae Aesopiae ed. Havet (Paris 1892), S. 5.

*haud* (*haut*, plaut. *hau* vor Konsonanten) 'ebennicht, gerade nicht'. — Die ursprüngliche Bedeutung von *haud* gegenüber *non* ist von F. Sigismund De *haud* negationis apud priscos scriptores usu (Diss. von Jena, Leipzig 1883) richtig dahin definiert worden, daß *haud* ursprünglich Begriffsnegation, *non* dagegen Satznegation war. Die von Habich Observationes de negationum aliquot usu Plautino (Hallenser Dissertation, Halle 1893) hiegegen vorgebrachten Gründe sind nicht stichhaltig. Was die Form anlangt, so weist Sigismund nach, daß sich *haut* bei Plautus und Terenz seltener findet als *haud*, immerhin aber noch recht häufig ist. Habich will *haut* dem Text des Plautus gänzlich absprechen, da diese Dublette nach Ausweis der Inschriften erst im achten Jahrhundert der Stadt aufgekomen sei (so übrigens bereits Ritschl, Opuscula IV 169), ein Postulat, das selbstredend übers Ziel hinausschießt. *haud*, *hau* und *haut* sind Satzdoubletten, von denen ursprünglich die erste vor vokalischem Anlaut des folgenden Wortes, die zweite vor folgendem Konsonant mit Ausnahme von *r* und die dritte vor anlautendem *r* gebraucht war. In der Tat ging das *d* von *haud* mit konsonantischem Anlaut des folgenden Wortes stets Assimilation ein außer mit *r*, vor dem es sich lautgesetzlich in *t* wandelte. Damit ist das relativ seltenere Vorkommen von *haut* erklärt. Natürlich ist dieser Urzustand durch analogische Verschleppung früh verdunkelt worden.

*hedera*. — Zum Suffix vergleiche man ai. *khadīrāḥ* 'Acacia catechu', griech. κίτταρος 'Efeu' und 'Cistrose' (ein strauchartiges Gewächs), κόμπος 'Erdbeerbaum', ahd. *hemera* 'Nieswurz'.

*hinuleus*. — Die Grundform \**enelo-* kann durch Metathese aus \**eleno-* entstanden sein, wodurch wir Anschluß gewännen an griech. ἔλαφος,

ksl. *jeleni*, alit. *ellenis* 'Hirsch', gall. *Elembiu* 'Name eines Monats auf dem Kalender von Coligny, entsprechend dem griech. ἐλαφρολιών', kymr. *elain* 'junge Hirschkuh, Rehkalt'. Zur Metathese vergleiche man beispielsweise das vielen Patoisformen der romanischen Schweiz und der angrenzenden Landstriche Frankreichs zugrunde liegende \**ganila* 'Henne' aus *gal(l)ina*, so *dženêdê* im Wallis (Vionnaz), *dženêlye* in der Waadt, *dženêl* in der Franche-Comté (Damprihard).

*hircus*. — Hier besteht ein Widerspruch mit dem, was s. v. *hispidus* vorgetragen wird. Zuerst nämlich sieht der Verfasser in dem Guttural von *hircus* eine Wurzelenerweiterung, nachher aber zieht er ihn zum Suffix. Diese letztere Auffassung ist offenbar die richtige. Damit ist gesagt, daß *hirsutus* und *hirtus* nicht auf \**hircsutus* und \**hircetus* zurückgeführt werden dürfen. Aber auch gesetzt den Fall, diese Grundformen wären berechtigt, so wäre doch nicht, wie Walde meint, der Bock als der 'struppige' benannt, sondern es hieße umgekehrt *hirtus*, *hirsutus* 'struppig wie ein Bock'.

*hybrida*. — 'Blendling'. Dieses von Minton Warren Amer. Journ. of philol. V S. 501 f. scharfsinnig gedeutete Wort fehlt bei Walde. Gestützt auf die Bemerkung Isidors Orig. XII 1, 6: in animantibus bigenera dicuntur quae ex diversis nascuntur, ut mulus ex equa et asino, burdo ex equo et asina, hybridae ex apris et porcis und auf die Hesychglosse ἵβρικαλοὶ χοῖροι statuiert Warren a. a. O. ein griechisches Kompositum \*ἵβρις woraus \*ἵβρις (wie βοτρυδίων aus βοτρυίδιον; zur Bildung vgl. κυνόλυκος, λεόπαρδος), das bei der Übernahme ins Lateinische zu *hybrida* wurde wie etwa griech. τρογίς 'Gebiß' zu *stomida* (bei Apul., Metam. VIII 25).

*Janus*. — Der Verfasser bemerkt: inschriftlich häufig *Jenuarius*. Tatsächlich ist nur *Jenuarius* bezeugt (z. B. ἱενοαρίων CIG. 9486); s. Ref. Contrib. S. 27, Anm. 3.

*ignōscō*, -ēre 'verzeihen'. — Pokrowskij Rhein. Mus. LII S. 428 f. und besonders im Sbornik statej v čest' Fortunatova (Warschau 1902) S. 5 ff. des Separatabzugs hat unseres Erachtens schlagend dargetan, daß *ignōscere* nicht im Sinne von 'non nōscere' gefaßt werden darf, einmal weil die negativen lateinischen Partizipialbildungen zu keinen negierten Verba geführt haben (*insciens* z. B. hat ebensowenig einem \**insciere* gerufen als deutsch *unwissend* je ein *unwissen* produzieren wird), und sodann, weil 'ignorieren' als Grundbedeutung durch Stellen wie Terenz, Phormio 1014 ausgeschlossen erscheint. *ignōscere* heißt 'einsehen, begreifen' (vgl. frz. *tout comprendre, c'est tout pardonner*). Dazu stimmt, daß sehr häufig *ignōscere* mit vorausgehendem *cognōscere* verbunden erscheint.

*ille*. — Uns wahrscheinlicher aus \**ile* zu arm. *ayl*, kypr. αἶλος 'alius', kymr. *aíl*, bret. *eíl* 'secundus'; so Meillet MSL. VIII S. 237 und Rozwadowsky, Quaest. gr. et etym. S. 1 ff. (389 ff.).

*jusum*, bei Augustinus (wo?). Gegensatz von *susum*: unerklärt. — Hier gibt sich der Verfasser einmal eine wirkliche Blöße. Es handelt sich natürlich um die regelrechte vulgärlateinische Entsprechung von hochlat. *deorsum*, wie wir sie z. B. auch im Itinerarium Antonini Placentini (Itinera Hierosol. ed. Geyer S. 173, 15) und sehr häufig in der Mulomedicina Chironis (s. den Index der Ausgabe Odors S. 355 f.) finden, und wie sie auch durch die romanischen Sprachen, afrz. *jus* usw., vorausgesetzt wird.

*lagoena* (*lagēna*, -aena, -ōna, -ūna) 'Flasche' aus griech. λαγύνος. — Der Verfasser hätte es nicht unterlassen dürfen, mit ein paar Worten das lautliche Verhältnis der lat. Formen unter sich und zum griechischen



Original anzudeuten. Die Wiedergabe von griech. *λάγυνος* durch lat. *Iagoena* erklärt Vendryes *Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale* (Diss. Paris 1902) S. 284.

*lamberat* 'scindit ac laniat'. — Schwerlich identisch mit *lamberäre* im Sinn von 'zerlecken'; ebensowenig wohl zu ai. *rdndhrām* 'Öffnung, Höhlung', das wir mit lat. *lumbus* 'Lende' zusammenbringen möchten (zur Bedeutung vgl. griech. *κενέων*), sondern zu ai. *lāmbhate* 'faßt, packt' unter Beeinflussung durch *laceräre* in Form und Bedeutung.

*latus, -eris*. — Wir halten die Zusammenstellung dieses Wortes mit ir. *leth* 'Seite' für zutreffender als die Gleichsetzung mit ai. *prathāḥ* 'Breite' und verweisen noch auf den akymr. (inschr.) Genitiv *latio* aus *\*latisos*; s. Rhys *Lectures on welsh philology*<sup>2</sup> S. 27 und 398 f.

*lectus, -i* 'Lagerstätte, Bett'. — Es hätte vielleicht Erwähnung verdient, daß sich das lat. *lectus* mit dem griech. *λέκτρον* direkt identifizieren läßt unter Annahme einer Grundform *\*lek-tlo-*; s. Ref. Berl. philol. Wochenschr. Jahrg. 1904, Sp. 1304. ir. *lecht* 'Grab' ist Lehnwort; die Bedeutung 'Sarg' ist schon im Lateinischen bezeugt, z. B. bei Tibull I 1, 75 und öfters in Inschriften; s. Vendryes *De hib. vocab.* S. 150.

*lien, lienis* 'Milz'. — Hier und unter *lingua* mußte vor allem auf Meillet *Etudes sur l'étym.* et le vocab. du vieux slave S. 169 ff. aufmerksam gemacht werden, der die Quintessenz seiner diesen Sippen gewidmeten prinzipiellen Besprechung treffend in die Worte zusammenfaßt: *il faut noter ces ressemblances étranges de mots ayant le même sens; mais avec les moyens, dont on dispose actuellement, il serait chimérique d'en vouloir rendre compte dans le détail.*

*linum* 'Lein, Flachs'. — ir. *lin*, kymr. *llin* sind sicher entlehnt; s. Vendryes S. 151, Loth S. 182.

*lira* 'die Furche im Ackerbeet'. — Dazu wohl auch griech. *λίτρον* 'Schurfleisen, Spaten', eigentlich 'Werkzeug zum Durchfurchen'.

*lūmen, -inis*. — Grundform nicht *\*leug-men* das wohl *lūgmen* ergeben hätte, sondern *\*leug-smen*. Die Zwischenstufe *loumen* ist bezeugt durch Marius Victorinus GL VI 12, 18 K.

*marra* 'Hacke oder Haue zum Ausjäten des Unkrauts'. Lehnwort? — Nach Winkler Die babylon. Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen (Leipzig 1902) wäre Entlehnung aus assyr. *marru* 'Hacke' zu statuieren, was wegen griech. *πέλεκυς* aus assyr. *pilakku* 'Axt' nicht unwahrscheinlich klingt.

*Mātūta* usw. — Außer in dem vom Verfasser zitierten Aufsatz in KZ. XXXV S. 233 ff. ist Pokrowskij noch zweimal eingehend auf lat. *Matūta*, *mātūtīnus*, *mātūrus* zu sprechen gekommen, nämlich in den *Χαριστήρια. Sbornik statej v čest' F. E. Korscha* (Moskau 1896) S. 353 ff. und in seinen *Materialy dlja istor. gramm. latinskago jazyka* (Moskau 1898) S. 61, Anm. Seine Erläuterung des begrifflichen Zusammenhangs zwischen *mātūtīnus* 'morgendlich' und *mātūrus* 'reif' einerseits und zwischen diesen beiden Wörtern und *mānus* 'gut' andererseits gehört zum Besten, was auf dem Gebiete der Semasiologie bisher geleistet worden ist. Des ferneren vermissen wir bei Walde einen Hinweis darauf, daß bereits Festus *Matūta*, *mātūrus*, *māne*, *mānēs*, *mānus* unter sich verbunden hat; vgl. Paulus ex Festo S. 87 Th.: *Matrem Matutam antiqui ob bonitatem appellabant, et maturum idoneum usui et mane principium diei et inferi di manes ut suppliciter appellati bono essent* (also ein Euphemismus, was auch Walde

S. 365 als Möglichkeit andeutet), et in carmine Saliari Cerus manus intellegitur creator bonus.

*melicae* gallinae, quod in Media id genus avium corporis amplissimi fiat. — Es hätte erwähnt werden können, daß Persien den Völkern des Abendlands von jeher für die Heimat des Haushuhns galt, und daß z. B. die Griechen dasselbe gemeinlich den 'persischen Vogel' oder den 'Meder' hießen; s. unsere vorstehenden Bemerkungen s. v. *gallus*. Was das Lautliche anlangt, so steht der Erklärung des *l* statt *d* durch Annahme von Dialektmischung nichts im Weg. Indessen ist sie nicht die einzig mögliche. Wie Lorentz in seinem bereits erwähnten Programm dartut, sollen die Bewohner von Delos die Mästung von Hühnern zuerst versucht und zu großer Vollkommenheit gebracht haben, wobei sie die Tiere vorzugsweise von der großen medischen Rasse nahmen (die Belegstellen aus Plinius bei Lorentz a. a. O. S. VII Anm. 25 u. 26). Gestützt hierauf könnte man, scheint es uns, an eine Kreuzung von *Medicae* + *Delicae* (sc. gallinae) denken.

*meridies*. — *medidies* sah Varro auf einer Sonnenuhr in Praeneste (de lingua lat. VI 4: *meridies ab eo quod medius dies. d antiqui, non r in hoc dicebant ut Praeneste incisum in solaris vidit*). Damit ist Stowassers Herleitung aus dem Lokativ *meri diē* 'am hellen Tage' gerichtet.

*-met*. — Hiezu gestatten wir uns auf unsere anlässlich der Besprechung von Sommers Handb. d. lat. Laut- u. Formenl. in den neuen Jahrb. f. d. klass. Altert. IX S. 403 gemachten Bemerkungen zu verweisen.

*mundus*. — Nach P. Persson De origine ac vi primigenia gerundii et gerundivi latini S. 75 aus \**mu-ndos* zur Wz. *nū* 'waschen': kypr. *μυδ-καθαί* (Hesych), preuß. *au-mū-snan* 'Abwaschung', lit. *mū-d-yti* 'baden', eine Herleitung, die ungleich mehr für sich hat, als was der Verfasser vorbringt, uns aber doch noch nicht recht befriedigt. Wir denken unsererseits an Zusammenhang mit lit. *mañdagus* 'anmutig, anständig', zu dem sich *mundus* verhielte wie etwa ai. *dr̥bhaḥ* 'klein' zu ai. *dr̥bhagaḥ* 'dass.' (wegen ai. *-gaḥ*: lit. *-gus* vgl. beispielsweise griech. *φαιδρός*: lit. *gaidrūs*). *mundus* statt des zu erwartenden \**mondus* wäre alsdann aus *immundus* (*immundus*: \**mondus* = *dipundius*, *dupundius*: *pondo*) verselbstständigt, wie z. B. *sculpo* neben *scalpo* aus *exsculpo*, *insculpo* (s. Hülsen Philologus LVI S. 388 f.). Das nach Walde fernzuhaltende ai. *mañḍāyati* 'schmückt' gehörte natürlich ebenfalls hieher.

La Chaux-de-Fonds.

Max Niedermann.

## Mitteilungen.

### Die idg. Sektion auf der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg. 3.—6. Oktober 1905.

In der ersten (konstituierenden) Sitzung vom 3. Oktober wurden die Herren Professoren Wackernagel (Göttingen) und Fritsch (Hamburg) zu Vorsitzenden, die Herren Dr. Kappus (Frankfurt a. M.) und Dr. Hermann (Bergedorf) zu Schriftführern gewählt.

In der zweiten Sitzung vom 4. Oktober sprachen die Herren Prof. Bezenberger (Königsberg) über die Entstehung der griech. Verbalbetonung,

Prof. Bartholomae (Gießen) über das Thema: Ist im Altiranischen noch die Klangverschiedenheit der indogerm. *a*-Vokale nachzuweisen? und Dr. Hermann über die Rekonstruktion als Grundlage der indogerm. Sprachwissenschaft. An der Debatte zum 1. Vortrag beteiligten sich die Herren: Hoffmann, Osthoff, Solmsen, Sütterlin und Wackernagel, an der zweiten Debatte die Herren: Bezzenberger, Hoffmann, Osthoff und Wackernagel, an der dritten die Herren: Bartholomae, Hoffmann, Meltzer, Osthoff, Solmsen, Sütterlin, Thumb und Wackernagel.

Ein Begrüßungstelegramm von Herrn Prof. Kretschmer (Wien) wurde von der Sektion beantwortet.

Der 5. Okt. war mit Rücksicht auf die kombinierte Sitzung der philolog., archäolog., hist.-epigr. Sektion freigeblieben.

Die dritte Sitzung (6. Okt.) war mit der philol. kombiniert. Es sprachen die Herren Prof. Solmsen (Bonn) über die griechische Etymologie, Thumb (Marburg) über Prinzipienfragen der Koineforschung, Zacher (Breslau) über die dämonischen Urväter der Komödie. Zum ersten Vortrag sprachen die Herren Bezzenberger, Frey und Solmsen; an den zweiten Vortrag schloß sich wegen Mangel an Zeit keine Debatte an; zu dem dritten Vortrag äußerten sich die Herren Meltzer, Solmsen und Thiele.

Von besonderem Interesse für Indogermanisten waren ferner die Vorträge des Herrn Prof. Diels (Berlin) über den lateinischen, griechischen und deutschen Thesaurus in der allgemeinen Sitzung, der Herren Proff. Gehrke (Greifswald) über die Heimat und Sprache Homers und Skutsch (Breslau) über einige ausgewählte Punkte aus der lateinischen Grammatik in der philologischen Sektion. Auf den Bericht des Herrn Prof. Strauch (Halle) über den Stand der Arbeit am Grimmschen Wörterbuch und den Vortrag des Herrn Privatdoz. Dr. Mensing (Kiel) über das schleswig-holsteinische Idiotikon in der germanischen Sektion mußten die Indogermanisten verzichten, wenn sie nicht die 2. Sitzung ihrer eigenen Sektion versäumen wollten. Eingeschrieben bei der Sektion waren 20 Mitglieder.

Der Vortrag des Herrn Prof. Bezzenberger wird in seinen Beiträgen erscheinen. Von den anderen Vorträgen haben die Herren Redner selbst folgende Auszüge zur Verfügung gestellt:

1. **Chr. Bartholomae**, Gießen: Ist im Altiranischen noch die Klangverschiedenheit der indogermanischen *a*-Vokale nachzuweisen?

Das Thema wurde durch den Vortrag bestimmt, den F. C. Andreas 1902 beim 13. Orientalistenkongreß in Hamburg gehalten hat<sup>1)</sup>, und der nunmehr auszugsweise in den "Verhandlungen" (S. 99—106) vorliegt: "Die Entstehung des Avesta-Alphabets und sein ursprünglicher Lautwert". Andreas bewertet darin eine Anzahl von Buchstaben des Avesta-Alphabets anders als bisher geschehen und kommt zu dem Schluß: die durch paläographische Analyse gewonnenen neuen Lautwerte "liefern eine Fülle von Belegen für die Richtigkeit der seit langem von mir vertretenen Ansicht, daß die Sprache des Avesta und damit das Altiranische überhaupt noch die indogerm. Vokaltrias *a*, *e*, *o* besessen hat". Redner erklärt, gegen die neue Bewertung der avestischen Zeichen keine Einwendungen erheben, sondern lediglich die Richtigkeit der gezogenen Folgerung nachprüfen zu wollen.

1) Den Redner zu seinem Bedauern nicht hören konnte.

1.  $\lambda$ , im Grundriß der Iran. Philol. durch  $a$  umschrieben, ist nach Andreas seinem Lautwert nach "in den meisten Fällen  $e$ , außerdem  $a$ . In vielen Fällen . . ein bloßer Lückenbüßer für einen durch keine mater lectionis bezeichneten Vokal, der . . ein dunkler war". So läßt sich allerdings ein av. *yazata* 'er verehrte' direkt gleich idg. \**iageto* setzen, aber bewiesen ist es damit nicht, daß die drei  $\lambda$ , die das Wort enthält, der Reihe nach  $a$ ,  $e$  und  $o$  zum Ausdruck bringen sollen.

2.  $\lambda$ , im Grundriß  $\bar{a}$ , hat nach Andreas den "Lautwert  $\bar{a}$ ,  $\bar{e}$ , erscheint aber oft als Lückenbüßer für dunkles  $\bar{a}$ ". Es gilt das unter 1. Gesagte.

3.  $\lambda$ , im Grundriß  $\bar{d}$ , dient nach Andreas "zur Bezeichnung von  $\bar{o}$  (vielfach idg.  $\bar{o}$ )". Es ist richtig, daß wir den Laut öfters da finden, wo idg.  $\bar{o}$  stand; z. B. *āhō* — lat. *ōris*, *barānte* — griech. *φέρωνται*. Aber unter gleichen äußeren Bedingungen, in der Stellung vor  $\bar{h}$  und  $\bar{n}$ , erscheint der gleiche Laut auch für idg.  $\bar{a}$  und  $\bar{e}$ ; z. B. *āha* — griech. *ἦα*, *yāhagm* — lat. *e-ārum*, *vānti* 'sie wehen' — griech. *ἄημι*. Die Vokalfärbung im Avestischen hängt eben nicht von der indogermanischen ab.

4.  $\lambda$ , im Grundriß  $q$ , dient nach Andreas zur Bezeichnung von  $\bar{o}$ , dann auch von  $\bar{o}$  vor Nasalen; erst sekundär ist die Verwendung für  $on$ ,  $un$ . Auch hier gilt vielmehr: das Auftreten der Laute hängt nicht von der idg. Vokalqualität, sondern allein von der Stellung ab. *qama* ist lat. *nōmen*, *vāt-qm* 'der Winde' griech. *δόμ-ων*, *tas-ša* griech. *τόν(τε)*, aber ebenso haben wir *dama* — griech. *θήμα*, *d-yam* — griech. *θε-ῖν*, *tam* — griech. *τάν*, *qzō* — lat. *angus-tus*, *maqš-rō* — griech. *μέντ-ωρ*.

5. Zu  $\lambda = i$  bemerkt Andreas: "Hinter Palatalen ist  $\lambda$  in einigen Fällen die mater lectionis für  $e$ , und zwar idg.  $e$ , das in einem Ablautsverhältnis zu  $o$  steht, z. B. in *sčend* — *skondo* u. a.". Andreas meint damit die avestischen Wörter *sčindaya* 'zerbrich' und *skondəm* 'Bruch'. Es ist möglich, daß im ersten Wort idg. \**skend-*, wahrscheinlich, daß im zweiten ein idg. \**skond-* steckt. Aber wiederum ist das Auftreten des  $i$  ganz allein durch die Stellung — zwischen Palatallaut und Nasal — bedingt und ohne jeden Zusammenhang mit der ursprachlichen  $a$ -Färbung; das lehren *yim* — griech. *ῥν*, *hačinte* — griech. *ἔπονται*, *vāčim* — griech. *ῥπα*, lat. *vōcem*, worin idg.  $\eta$  enthalten ist.

6.  $\xi$ ,  $\zeta$ , im Grundriß  $e$   $\bar{e}$  sollen sicher, trotz Justi IF. Anz. 17, 100, dumpfe  $a$ -Vokale zur Darstellung bringen, nach Andreas  $o$ ,  $\bar{o}$ . Aber auch ihr Erscheinen hängt allein von der Umgebung ab. So entsprechen sich zwar *təm*, *tām* — griech. *τόν*, *barānte* — griech. *φέρωνται*, aber auch *feras-əm* — griech. *χῶρ-ᾶν*, *ti-yām* griech. *ε-ῖν*, *ovistō* — griech. *ὄφικτος*, got. *unwis*, mit idg.  $\eta$ .

Der Andreassche Beweis kann sonach ganz und gar nicht für gelungen gelten. Gegen seine Annahme spricht auch die Transkription altiranischer Wörter, besonders Namen durch die Griechen. So erscheint z. B. das dem lat. *equos* entsprechende Wort immer mit  $a$  in der ersten Silbe: *Χοάπης*, *Ἀεπαμίτης*, und in der Kompositionsfuge schreiben die Griechen, die doch selber  $o$  hatten, fast immer  $\alpha$ : *Ἀρταξέρξης*, *Βαγαπότης*. Besonders bemerkenswert ist die Ersetzung des Wortes für 'Gott' am Anfang von Kompositen durch *μεγα*, z. B. *Μεγάβουζος* — ap. *bagabuxša*. Darauf konnten sie doch nur dadurch kommen, daß sie eben in der zweiten Silbe *ga* hörten, wodurch sie an ihre Kompositen wie *μεγάρουμος* usw. erinnert wurden.

2. E. Hermann, Bergedorf: Die Rekonstruktion als Grundlage der indogerm. Sprachwissenschaft.

Ausgehend von dem Widerspruch, daß sprachliche Neuerungen auf einem Sprachgebiet sich bis zu verschiedenen Grenzen ausdehnen, daß aber die von uns rekonstruierten indogerm. Laute als über das ganze Gebiet der indogerm. Ursprache ausgedehnt gedacht werden, wies Redner an zwei fingierten Beispielen nach, daß wir mit unserer Rekonstruktionsmethode jedesmal zu einem einheitlichen Ansatz kommen. Da die Resultate aus den fingierten Beispielen den Lauten der üblichen Ansätze widersprechen, muß die Methode unrichtig sein. Der logische Fehler bei dem Rekonstruieren liegt darin, daß wir die unbewiesene Voraussetzung machen, wir müßten mit Hilfe der durch eine Lautgleichung gegebenen verschiedenen Laute die indogerm. einheitlichen Laute wiederfinden, aus denen die Laute der Einzelsprachen entstanden sind. Wenn trotz dieses Fehlers zum größeren Teil richtige Resultate erzielt werden, liegt das nur daran, daß sich die indogerm. Sprachen noch nicht so sehr weit von der gemeinsamen Wurzel entfernt haben. Will man den logischen Fehler vermeiden, so muß man zunächst von einer Einzelsprache aus zu einem älteren Lautbestand vorzudringen suchen. Der Vortragende veranschaulicht dies an mehreren Beispielen aus dem Griechischen und stellt dabei jedesmal die Art der Schlußfolgerung und die Wahrscheinlichkeit der erschlossenen Laute fest. 1. Auslautendes *-m* läßt sich vom Griechischen aus erschließen für Wörter wie  $\chi\theta\omega\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\nu$  mit Hilfe von  $\chi\theta\alpha\mu\alpha\lambda\acute{o}\varsigma$ ,  $\mu\acute{\iota}\alpha$ ; andere vorurgriechische *-m* (d. h. *-m* in dem indogerm. Dialekt, aus dem sich das Griechische gebildet hat) wie z. B. in der Akkusativendung läßt sich erst durch die Vergleichung mit Arisch und Italisch gewinnen. 2. Nasalis sonans kann man ebenso für das Vorurgriechische aus dem Wechsel der Akkusativendung *-a*: *-v*, dem von *-atai*, *-ato*: *-vta*, *-vto*, *-ac*: *-vc* und aus den Parallelen  $\mu\acute{\epsilon}\mu\alpha\mu\epsilon\nu$ ,  $\pi\alpha\theta\acute{\epsilon}\iota\nu$ :  $\mu\acute{\epsilon}\mu\omicron\nu\alpha$ ,  $\pi\acute{\epsilon}\pi\omicron\nu\theta\alpha$  gegenüber  $\acute{\iota}\mu\epsilon\nu$   $\lambda\acute{\iota}\pi\epsilon\iota\nu$ :  $\omicron\acute{\iota}\delta\alpha$ ,  $\lambda\acute{\epsilon}\lambda\omicron\iota\pi\alpha$  finden. Bei isolierten Wörtern wie  $\acute{\epsilon}\kappa\alpha\tau\acute{o}\nu$  braucht man wieder die anderen Sprachen. Vorurgriechische *-m* ist darum wahrscheinlicher als vorurgriechisches Nasalis sonans, weil letztere in keiner indogerm. Sprache erhalten ist. 3. Media aspirata ist aus dem Griechischen allein nicht erschließbar; der Ansatz, der für das Vorurindische selbstverständlich ist, kann also im Vorurgriechischen leicht einen Fehler enthalten. 4. Die Gutturalfrage ist in der verschiedensten Weise angepackt worden, eine reinliche Lösung ist noch nicht gelungen. Da nun die Rekonstruktion einheitlicher Laute nur eine der unzähligen Möglichkeiten darstellt, der Versuch aber, mit dieser Möglichkeit ein sicheres Resultat zu erzielen, mißlingt, so scheint es angebracht, bei den Gutturalen auf die Erschließung der indogerm. Einheitslaute zu verzichten. — So ergeben sich bei den Rekonstruktionen verschiedenartige Wahrscheinlichkeiten. Diese genau festzustellen, ist unbedingt nötig; der Vortragende hält daher eine Revision aller Rekonstruktionen für unumgänglich.

3. F. Solmsen, Bonn: Über griechische Etymologie.

Er entwickelte einige Grundsätze, die gegenwärtig bei dem Betriebe der griechischen Etymologie besonders beachtet zu werden verdienen und eine Erweiterung oder Sicherung unserer Erkenntnis versprechen. Einleitend berührte er die in den letzten Jahren vor allem von H. Schuchardt

eingeschärfte Forderung bei den Wörtern stets auch die Sachen, die sie zum Ausdruck bringen, im Auge zu halten; wie unerläßlich ihre Erfüllung auch auf griechischem Gebiete ist, legte er an dem Beispiel von τρῶπεζα dar. Die Postulate, die der Vortragende selbst außerdem glaubte erheben zu sollen, sind teils vorwiegend linguistischer, teils vorwiegend philologischer Natur. Von linguistischer Seite gilt es, das Material, mit dem gearbeitet wird, zu erweitern durch eine systematische Ausbeutung der lebenden Idiome, die den von der Literatur der älteren Phasen der indogerm. Einzelsprachen dargebotenen Wortschatz in umfassendem Maße zu ergänzen vermögen; natürlich muß diese Ausnutzung mit der nötigen Vorsicht und Umsicht durchgeführt werden. Wie viel auf diesem Wege zu gewinnen ist, wurde an der Hand der heutigen slavischen Sprachen für πᾶλλω und λῆν nebst dessen weitverzweigter Sippe gezeigt. In philologischer Richtung ist ein Dreifaches erforderlich: 1. Auch hier muß der Stoff vervollständigt werden, indem die Ergebnisse der neuen inschriftlichen und handschriftlichen Funde verarbeitet, aber auch die längst bekannten Quellen, namentlich die entlegeneren grammatischen und lexikalischen, eindringender durchforscht werden. Als Belege wurden κροῖός und δέικα genannt. 2. Die Bedeutung der Wörter muß nicht selten richtiger bestimmt werden als in unseren Wörterbüchern geschehen ist, aber auch da, wo die letzteren zu keinem Bedenken Anlaß geben, muß die Etymologie mehr als vielfach üblich Rücksicht nehmen auf den tatsächlichen Gebrauch der Wörter in den Texten. Beispiele: αἰμωδία und κρόπελος. 3. Der Etymologie muß jedesmal die Feststellung der Geschichte des Wortes vorangehen nach den verschiedenen Gesichtspunkten, die dafür in Betracht kommen, also namentlich nach der formalen, literargeschichtlichen, stammesgeschichtlichen Seite. Diese zurzeit vielleicht wichtigste und den reichsten Ertrag versprechende Aufgabe wurde an τάλαντον, ζῆκορος und αἰωνυήτης erläutert. Mit der Bitte an die klassischen Philologen, sich lebhafter als bisher an den durchaus in ihre Domäne entfallenden Arbeiten zur griechischen Wortforschung zu beteiligen und so den Linguisten die Wege zur Etymologie zu bahnen, schloß der Vortrag.

#### 4. K. Zacher, Breslau: Die dämonischen Urväter der Komödie.

Daß die eigentümliche Bühnenerscheinung der Phlyaken und der Schauspieler der alten attischen Komödie ihren Ursprung hat in der dramatischen Vorführung jener dionysischen Dämonen, die auf Vasen des 7. u. 6. Jahrh. statt der Silene auftreten, und von diesen wie von den Satyrn sich dadurch unterscheiden, daß sie nichts theriomorphisches haben, sondern nur groteske menschliche Körperformen (dicken Bauch und Hinteren, Phallus) zeigen, ist von der Archäologie erwiesen worden. Gattungsname, Heimat und Wesen dieser Dämonen ist aber noch gänzlich unbekannt. Vortragender glaubt dies Dunkel lichten zu können.

Er geht aus von der Bemerkung, daß es nicht der Chor ist, welcher von jenen Dämonen die Gestalt entlehnt, sondern nur die Schauspieler, also die Träger der κωμῳδία φορτική, des γέλως Μεγαρόθεν κεκλεμμένος, des κῶμμα ἀελγές und ἀγοραῖον. Nun hat Aristophanes einmal einen Idealtypus des ἀγοραῖος geschaffen im Allantopoles: die Genien also, deren Hilfe dieser in seinem Kampfe gegen Kleon anruft (Eq. 221. 634) werden auch die Genien der κωμῳδία ἀγοραία sein, nämlich Κοῦλεμος, Σκίταλοι, Φένακες, Βερέσχεθοι, Κόβαλοι, Μόθων. Erfunden kann

Aristophanes diese Namen nicht haben, da sie zum Teil als Eigenschaftsworte widerkehren, und gerade ihre Bedeutung als solche ist auch beweisend für ihren Zusammenhang mit der Posse (φένει Prahlcr, Aufschneider, μόων frech, verhöhncnd, auch Name eines kordaxartigen Tanzes, κόβαλος Possenreißer und Betrüger, von Aristoteles mit μιμητικός synonym gebraucht).

Das unattische α in κοδλεμος κόβαλος κίταλος φένει kann erklärt werden durch Entlehnung aus der dorischen Komödie oder als Überbleibsel aus einem früheren Sprachzustand. Jenes ist unwahrscheinlich, da diese Dämonen offenbar dem einheimischen Volksglauben angehören; auch ist Suff. ακ (φένει) allezeit im Attischen zur Bildung von Schimpfnamen gebraucht (πλούταε, στόμφαε u. a.), überhaupt gemeingriechisch: auch lesb. γαύραε. Ein gleichbedeutendes, gleichfalls gemeingriechisches Suffix ist ων (γλίεχρων, γλύκων u. a., lesb. φύσκων γάστρων). So entspricht dem att. μόων das lakon. μόθαε, Bezeichnung für bevorzugte Metoekensöhne: beides offenbar von dem bei Homer schon veralteten μόθος abgeleitet, also beide Worte wohl sicher achaisch.

Dagegen scheint thrakisch βερέχεθοι (vgl. Βερενίκη, Βερέκυντες), wohl auch κόβαλος, vgl. mit dem mäonisch-phrygischen Volksnamen Καβαλείς Καβηλέες, woneben inschriftlich die Form καυαληνοί, welche auf eigentliches καβαλέος und also auch κόβαλος schließen läßt. Damit wohl verwandt κοδλεμος = κοβάλεμος, mit Suffix αλεμος, das sonst nur in ιδλεμος erscheint, dem Namen eines wahrscheinlich aus Phrygien stammenden Threnos. (Dazu auch die κάβειροι? vgl. den Berg Κάβειρος in Phrygien. Auf den böotischen Kabirenvasen erscheinen ähnliche groteske Dämonen).

Wir hätten also einen Thiasos verwandter niederer phallischer Gottheiten, teils achaischen, teils thrakischen Ursprungs, dessen Zusammensetzung auf einen vorhistorischen Zustand der Volksmischung oder Stammesmischung weist.

Eigentümlich ist denjenigen dieser Namen, deren Bedeutung erkennbar ist, daß sie sowohl eine Eigenschaft eines Menschen bezeichnen, als einen Dämon, der eben dieses Menschen Genius oder alter ego ist, aber nur insofern derselbe diese Eigenschaft besitzt (wer selbst φένει ist, hat einen φένει zum Dämon). Es sind also Eigenschaftsdämonen (für welche religiöse Vorstellung sich auch andere Beispiele beibringen lassen, wie der ἀλάττωρ, Ἑρμῆς ἐλαιοπώλης, Ζεὺς ἀφίκτηρ u. a.). Die umfassendste Bedeutung hat κόβαλος; dies Wort kommt überhaupt am häufigsten vor und wird der eigentliche Gattungsname sein.

Dies Wort ist aber sicher identisch mit dem deutschen *Kobold*, welches aus mlat. *cobalus* abgeleitet ist (ältere Form *kobel*). Und auch das Wesen unseres Kobold hat mit dem der Kobalen viel Ähnlichkeit. Auch er ist possenhaf, schabernackisch, betrügerisch, auch er wird zum Gegenstand dramatischer Aufführung (*kobelte* = Marionetten), auch er ist von Haus aus Vegetationsdämon, erst dann Hausgeist, auch er haftet an der Person, und die Person wird mitunter mit demselben Namen genannt wie er.

So können wir wohl auch für den griech. κόβαλος eine ähnliche Entwicklung annehmen. Aus einem Wald- und Feldgeist wird er Hausgeist des Bauern, dessen Genius und alter ego, ebendeshalb nach dem Charakter des Besitzers individuell differenziert als φένει oder μόων usw.

Bei den κῶμοι umschwärmten diese κόβαλοι als Hanswürste oder Schöndübel den Zug, wobei die Bauern sich selbst oder ihre guten Nachbarn burlesk karrikierten. Natürlich gab es noch mehr Spielarten, als die grade hier von Aristophanes genannten: zum φέναξ gesellt sich der φλύαξ und der κόρδαξ, zum μόθων der εἰρων und μαίμων; dahin gehören der μόρυχος und μύλλος u. v. a.: lauter Gestalten dieses Kobalenthiasos, Eigenschaftsdämonen, karrikierte Verkörperungen von Charaktereigentümlichkeiten der das Fest aufführenden, in ihm sich selbst burlesk darstellenden bäuerlichen Bevölkerung. So sehen wir schon hier die Anfänge jener Ethopöie, die dann einerseits in der megarischen und altattischen Komödie und der Atellane, andererseits in der jüngeren Komödie ihre weitere Entwicklung fand.

5. A. Thumb, Marburg: Prinzipien der Κοινή-Forschung. (Der Vortrag wird vollständig in den "Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum" erscheinen.)

Das reiche Material an Texten der hellenistischen Zeit macht die Κοινή-Forschung zu einem besonderen Teil der griechischen Sprachgeschichte, für den besondere Methoden und Spezialkenntnisse erforderlich sind. Vor allem ist das Neugriechische als Hilfsmittel heranzuziehen, weil es jene Sprachphase im ganzen wie in vielen einzelnen Fällen verstehen und richtig beurteilen lehrt. Das gilt auch von einem der wichtigsten Probleme, der 'Hebraismenfrage' im neuen Testament. Die Forschung der letzten Jahre gibt den 'Anti-Hebraisten' immer mehr Recht und steht allen literarischen und theologischen Hypothesen skeptisch gegenüber, die die Annahme von Hebraismen zur Voraussetzung haben. Aber auch sonst ist die Exegese oft von richtiger sprachgeschichtlicher Einsicht abhängig, so z. B. in der Übersetzung der Verbalpräposition, sofern diese ihre materielle Bedeutung verloren hat und nur zur Unterstützung der aoristischen (perfektiven) Aktionsart dient.

Ein weiteres Problem, die Existenz von Κοινή-Mundarten, erscheint auf Grund neuer Tatsachen heute in hellerem Lichte: ein deutlich charakterisierter Κοινή-Dialekt zeigt sich nämlich in einer Gruppe von kyprischen Verfluchungstafeln (worüber man jetzt des Vortragenden Rezension von Audollent Defixionum tabellae, A. oben S. 41 ff., vergleiche). Die Feststellung von Κοινή-Mundarten kann gelegentlich zur Herkunftsbestimmung neutestamentlicher Bücher und Handschriften wichtige Dienste leisten.

Über den Ursprung und das Wesen der Κοινή haben die letzten Jahre keine neuen Tatsachen ergeben, die den Vortragenden nötigen könnten, von seiner früheren Formulierung abzugehen. Daß endlich die hellenistische Weltsprache in ihrem ganzen Umfang auch fernerhin am besten mit dem gut eingebürgerten, prägnanten Wort Κοινή bezeichnet wird, daran ist trotz jüngst erhobener Einwendungen, betreffend die historische Richtigkeit des Terminus, festzuhalten.

6. Fr. Skutsch, Breslau: Über einige ausgewählte Punkte der lateinischen Grammatik. (Philologische Sektion.)

Der Vortragende betonte die unauflösliche Zusammengehörigkeit der Syntax mit der Lautlehre und Morphologie; wer nicht in den letzten beiden heimisch sei, werde auch nie zu einer befriedigenden Lösung der wichtigsten Fragen der Syntax gelangen. Aus diesem Grunde erscheine



die lateinische Syntax heute als der am schlechtesten bestellte Teil der lateinischen Grammatik; die Indogermanisten hätten sich gerade um die lateinische Syntax nur wenig gekümmert, den Philologen aber ginge die Kenntnis der Lautlehre und Morphologie allermeistens gänzlich ab. Der Vortragende zeigte dann an einer Reihe von Beispielen aus der Syntax des Nomens, wie einfach sich vielverhandelte Probleme bei gleichmäßiger Berücksichtigung aller Teile der Grammatik erledigen. Die behandelten Fälle waren I. aus der Lehre von der Adjektivierung des Substantivum 1. *vetus*, dessen Zusammenhang mit *Fétoc* durch neue semasiologische Erwägungen aufgehehlt wurde, und 2. *arma victricia*, *tela ultricia*; II. aus der Kasuslehre 1. Nominativus pro vocativo, 2. der partitive Genetiv bei Adverbien (*vini largiter*), 3. *foras foris*, 4. refert, für das weder die Schöllsche noch die Brugmannsche Erklärung genügen kann.

### Eine typographische Torheit.

Unter diesem Titel wendet sich Karl Brugmann in Nr. 156 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (vom 9. Juli 1905) gegen die immer mehr überhand nehmende Unsitte, den Sonderabzügen von Zeitschriftenaufsätzen u. dgl. besondere Seitenzählung zu geben. Mit Recht hebt er hervor, daß durch diesen übeln Brauch die wissenschaftliche Verwertung der Sonderabzüge erheblich erschwert wird. Wer sie zitieren will, muß entweder Band und Seitenzahl der Originalpublikation mühsam feststellen oder er muß sich damit begnügen, nach der Seitenzählung des Sonderabdrucks zu zitieren. Im ersten Fall verliert das Zitat für die glücklichen Besitzer des Sonderabzugs seinen Wert, weil sie meist nicht in der Lage sein werden, es zu identifizieren; im andern Fall dagegen sind alle die empfindlich geschädigt, denen nur das Original, nicht aber der Einzeldruck zugänglich ist.

Man sucht diesem Übelstand mitunter dadurch abzuhelpen, daß man neben die Seitenzählung des Sonderabdrucks auch jene der Originalpublikation setzt. Hierdurch wird freilich dem Schlimmsten abgeholfen, zugleich aber auch der besondern Paginierung des Einzeldrucks jede Bedeutung genommen. Die Doppelzählung sinkt zur zwecklosen Spielerei herab.

Unter diesen Umständen wäre es dringend zu wünschen, daß bei Sonderabzügen von jeder eignen Seitenzählung abgesehen, dagegen um so größere Aufmerksamkeit der genauen Angabe des Ortes gewidmet werde, wo die im Sonderabdruck ausgegebene Abhandlung ursprünglich erschienen ist.

Es ist ein eigentümliches Beispiel für die Duplizität der Ereignisse, daß der bekannte amerikanische Sanskritist Charles Lanman grade im Begriffe war, gegen die Neupaginierung der Sonderabzüge Einspruch zu erheben, als ihm Brugmanns Aufsatz zugeing. Man findet seinen geharnischten Protest zugleich mit einem Auszug aus Brugmanns Artikel in *The Nation* vom 2. November 1905.

W. Str.

**Berichtigung.**

IF. S. 529 Z. 11 und Z. 15 v. o. lies: psychologisches  
statt logisches.



# ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

NEUNZEHNTER BAND

---

STRASSBURG  
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER  
1906.

M. DuMont Schauberg, Straßburg.

# Inhalt.

	Seite
Martinak E. Psychologische Untersuchungen zur Bedeutungslehre (O. Dittrich) . . . . .	1
Erdmann K. O. Die Bedeutung des Wortes (O. Dittrich) . . . . .	4
Waag A. Bedeutungsentwicklung unsres Wortschatzes (O. Dittrich) . . . . .	7
Rittershaus Adeline. Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten (O. Dittrich) . . . . .	8
Rozwadowski J. v. Wortbildung und Wortbedeutung (O. Dittrich) . . . . .	10
Freudenberger M. Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache (O. Dittrich) . . . . .	14
Mauthner F. Beiträge zu einer Kritik der Sprache (O. Dittrich) . . . . .	14
Hermann E. Zur Geschichte des Brautkaufs bei den indogermani- schen Völkern (H. Hirt) . . . . .	15
Reuter J. N. The S'rauta-Sūtra of Drāhyāyana with the Commentary of Dhanvin (A. Hillebrandt) . . . . .	16
Edmunds A. J. Buddhist & Christian Gospels being Gospel Parallels from Pāli Texts (R. Pischel) . . . . .	17
Sommer F. Griechische Lautstudien (Albert Thumb) . . . . .	21
Moulton J. H. A grammar of New Testament Greek based on W. F. Moulton's edition of G. B. Winer's Grammar (Albert Thumb) . . . . .	21
Meyer L. Handbuch der griechischen Etymologie (Felix Solmsen) . . . . .	23
Menge H. Griechisch-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie (Felix Solmsen) . . . . .	27
Sommer F. Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre (Felix Solmsen) . . . . .	28
Walde A. Lateinisches etymologisches Wörterbuch (Max Niedermann) . . . . .	31
Much R. Deutsche Stammeskunde (Richard Loewe) . . . . .	36
Loewe R. Germanische Sprachwissenschaft (Josef Janko) . . . . .	38
Trautmann R. Germanische Lautgesetze in ihrem sprachgeschicht- lichen Verhältnis (Josef Janko) . . . . .	41
Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler. Die Lieder der älteren Edda (August Gebhardt) . . . . .	47
Boyer P. et Spéranski N. Manuel pour l'étude de la langue russe (Erich Boehme) . . . . .	48
Bulič S. K. Očerk istoriji jazykoznanija v. Rossiji (Josef Zubatý) . . . . .	49
Masařík J. Sloveso české ve svých tvarech a časích (Josef Zubatý) . . . . .	54
Gebauer J. Slovník staročeský (Josef Zubatý) . . . . .	57
Schwela G. Lehrbuch der Niederwendischen Sprache (E. Mucke) . . . . .	62
Prellwitz W. Etymologisches Wörterbuch der Griechischen Sprache (K. Brugmann) . . . . .	64
Hungerland H. Das wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache und Literatur (Wilhelm Streitberg) . . . . .	71
Mitteilungen:	
Georg Curtius-Stiftung . . . . .	72
Zeuß-Feier . . . . .	72
Personalien . . . . .	72
Saga-Syntax . . . . .	72



# ANZEIGER

## FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

**WILHELM STREITBERG.**

---

NEUNZEHNTER BAND.

1., 2. und 3. HEFT.

---

**Martinak E.** Psychologische Untersuchungen zur Bedeutungslehre. Leipzig J. A. Barth 1901. VIII u. 98 S. 8°. 3 M.

**Erdmann K. O.** Die Bedeutung des Wortes. Leipzig E. Avenarius 1900. X u. 218 S. kl. 4°. 3,60 M.

**Waag A.** Bedeutungsentwicklung unsres Wortschatzes. Auf Grund von Hermann Pauls 'Deutschem Wörterbuch' in den HAUPTERSCHINUNGEN dargestellt. Lahr i. B. Verlag von M. Schauenburg 1901. XVI u. 200 S. gr. 8°. 3 M.

**Rittershaus Adeline.** Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte. Erster Teil. Zürich E. Speidel 1899. XIV u. 81 S. gr. 8°. 2 M.

**Rozwadowski J. v.** Wortbildung und Wortbedeutung. Eine Untersuchung ihrer Grundgesetze. Heidelberg C. Winter 1904. VIII u. 109 S. 8°. 3 M.

**Freudenberger M.** Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache. Leipzig E. Avenarius 1900. VI u. 147 S. 8°. 2 M.

**Mauthner F.** Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Stuttgart u. Berlin J. G. Cotta's Nachf. 1901—2. Drei Bände, XII u. 657, X u. 735, VIII u. 666 S. gr. 8°. 12, 14 u. 12 M.

Diese sieben Schriften eignen sich insofern gut zur gemeinsamen Besprechung, als zwischen ihnen leicht ein methodologischer Zusammenhang herzustellen ist. Nicht in der Weise, daß sie methodologisch gegenseitig von einander abhängig wären, sondern so, daß sie allesamt für die Frage interessant sind, wie man zu wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangt und welche Tragweite die so erreichten Erkenntnisse dann besitzen. Entschieden den günstigsten Eindruck erwecken dabei die Arbeiten von Martinak, Erdmann und von Rozwadowski, denn — aber ich will nicht vorgreifen. Ich lasse zunächst **Martinak** selbst mit einem Zitat aus der Vorrede seines Buches (S. Vf.) zum Worte kommen: "Die vorliegenden Untersuchungen über das Wesen des Bedeuten im allgemeinen sind angeregt worden durch sprachpsychologische Interessen überhaupt und speziell durch semasiologische Fragen. Ein näheres Eingehen auf die Grundlagen alles sprachlichen Bedeuten überzeugte mich bald, daß vor allem die psychologischen Tatsachen bei jeder Art von Bedeuten und Zeichen untersucht werden mußten. Und so habe ich denn, wenn auch im steten Hinblick auf die Sprache, doch ganz allgemein versucht, einen Einblick in die hierbei wesentlichen psychischen Vorgänge und



Gesetzmäßigkeiten zu gewinnen, um dann auf gesicherter Grundlage bauend die Psychologie des speziell sprachlichen Bedeutens behandeln zu können. Dieser immerhin ganz bestimmt nach der sprachlichen Seite hin gerichtete Zweck der Arbeit muß es rechtfertigen, wenn jene systematische erschöpfende Vollständigkeit nicht erreicht sein sollte, die eine allgemeine Theorie der Zeichen verlangte. Eben dadurch ist es aber auch bedingt, daß eine speziell philosophische Behandlung des Problems, so verlockend sie sein mochte, ganz absichtlich zurückgedrängt werden mußte. Es wird vielmehr in der ganzen Darstellung von außersubjektiven Dingen, realen Objekten, im Gegensatz zu den psychischen Tatsachen mit jener Selbstverständlichkeit gehandelt, wie sie eben in den außerphilosophischen Disziplinen üblich und — wie man wohl hinzusetzen kann — notwendig ist; es ist der Standpunkt des wenn auch nicht ganz 'naiven' Realismus, den ich im Interesse leichter und sofortiger Verständigung einnehmen mußte, der es übrigens dem philosophisch Geschulten ohne weiteres gestattet, je nach seiner erkenntnistheoretisch-metaphysischen Überzeugung, die nötige Umwertung der betreffenden Begriffe und Termini vorzunehmen, während ein anders gewählter Standpunkt samt dementsprechend konsequent durchgeführter Terminologie die Darlegung für den Nicht-Philosophen jedenfalls schwieriger gemacht haben würde, den Philosophen aber auf Schritt und Tritt von der Sache selbst, der Bedeutungslehre, in die speziell philosophischen Hauptprobleme hätte ablenken müssen." Mit andern Worten, Martinak scheidet hier, und mit Recht, scharf zwischen der psychologischen und der logischen (insbesondere erkenntnistheoretischen) und ethischen Behandlung des Problems der Bedeutung und läßt sich nur auf die erstere ein. Auf diese aber dafür in einer Weise, daß, wie ich den bescheidenen oben zitierten Worten Martinaks gegenüber doch glaube hervorheben zu müssen, alles für diese Seite des Problems Wichtige wenn auch nicht erschöpfend behandelt, so doch mindestens gestreift wird. Man urteile selbst: Nach einer Einleitung, in der das Verhältnis zwischen Wort und Bedeutung (genauer: Lautkomplex und Bedeutung, die ihm als Wortbedeutung zugeordnet ist) erörtert wird, erweitert Martinak sofort das Gebiet seiner Untersuchung und gliedert sie wie folgt: § 1: Der Begriff der Bedeutung und Zeichens; 'reales' und 'finales' Bedeuten; § 2: Spezielles über das finale Bedeuten; Zweckmäßigkeit der Zeichen; natürliche und künstliche Zeichen; § 3: Das richtige und unrichtige Verstehen; die Bedeutung als Norm und als virtueller Tatbestand; § 4: Wesen und Natur des Zeichen und Bedeutung verknüpfenden psychischen Bandes; § 5: Verkürzungen im psychischen Vollzuge von Zeichen und Bedeutung; § 6: Veränderungen in der Zuordnung von Zeichen und Bedeutung; worauf M. in § 7 wieder mit einem 'Ausblick auf die Hauptmerkmale des sprachlichen Bedeutens' auf das speziell sprachliche Gebiet zurücklenkt, das er in einer leider noch ausständigen 'speziell sprachlichen Bedeutungslehre' noch des genaueren zu bearbeiten gedenkt. Ich kann nun gewiß nicht sagen, daß ich mit allem einverstanden wäre, was M. zur Lösung des in Rede stehenden Problems beibringt: Insbesondere scheinen mir seine Ausführungen über das richtige und unrichtige Verstehen und über Wesen und Natur des Zeichen und Bedeutung verknüpfenden Bandes allzu intellektualistisch oder, was dasselbe ist, allzu sehr im Banne der Brentano-Meinongischen Psychologie (ich denke darüber wesentlich anders, vgl. meine 'Grundzüge der Sprachpsychologie' I § 1561 ff.).

Aber ich muß auch hier schon wieder in einem Atem erklären, daß mir an sich die Hereinziehung auch des Problems des Verstehens durchaus richtig erscheint, daß M. einiges von dem Schiefen der Ausführungen von § 3 und 4 selbst in § 5 wieder beseitigt hat, und daß sich seine Unterscheidung des 'realen' und 'finalen' Bedeuten (so wenig ich diese Termini zweckmäßig finden kann, ich würde 'immanentes' und 'transgredientes' Bedeuten vorziehen) in § 7 gerade nach der Seite hin fruchtbar erweist, wo sonst in der Auffassung gewisser sprachlicher Tatsachen sich alte Vorurteile geltend zu machen pflegen. Daß man mit dem 'Hervorstößen' von 'Interjektionen' wie *o!* oft nichts über diese 'Gefühlsäußerung' Hinausgehendes, also Transgredientes will, daß sie aber trotzdem in die Sprache hereingehören, insofern die ihnen immanente Bedeutung (das Gefühl) von Anders verstanden werden kann, wird in der Tat erst begreiflich, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, nicht nur Äußerungen mit transgredienter Bedeutung, wiesie insbesondere in Imperativen deutlich vorliegen, als sprachliche Änderungen gelten zu lassen, sondern eben auch solche mit rein immanenter Bedeutung. Wie weit die Konsequenzen solcher vorurteilsfreier Betrachtung der 'Interjektionen' in die Theorie z.B. der Syntax hineinreichen, glaube ich meinerseits in dem Aufsätze über die 'sprachwissenschaftliche Definition der Begriffe Satz und Syntax' (in den Philos. Studien, herg. von Wundt, XIX [1902] S. 93 ff.) und in meinen 'Grundzügen' I § 87 Anm. zur Genüge dargetan zu haben, und ich freue mich, darin mit M. zusammenzutreffen, dessen Ausführungen über denselben Gegenstand ich damals noch nicht kannte. Auch die ausdrückliche starke Betonung der Tatsache, daß die sprachlichen Bedeutungsphänomene mit dem Bedeutungswandel nicht erschöpft sind, sondern daß "die Abgrenzung des Begriffes Bedeutungslehre insofern erweitert werden muß, als sie nicht ausschließlich auf das historische<sup>1)</sup> Werden und sich Verändern der Bedeutungen Rücksicht zu nehmen, sondern die psychischen Vorgänge und Gesetzmäßigkeiten in der gegenwärtigen, tatsächlichen Handhabung der Sprache, wie wir sie tagtäglich vollziehen, ebensogut, ja in erster Linie, ihrer Betrachtung zu unterwerfen habe" (S. 79), — auch die starke Betonung dieser Tatsache liegt ganz in der Richtung, in welcher sich auch meiner Ansicht nach die Sprachwissenschaft wird entwickeln müssen. Ich hätte nur gewünscht, M. hätte hier prinzipiell noch etwas weiter gesehen, nämlich so weit, daß ihm der Unterschied zwischen historischer und nichthistorischer Betrachtungsweise innerhalb der Sprachwissenschaft nicht als ein Gegensatz der Betrachtung des Vergangenen und des Gegenwärtigen erschienen wäre. Denn auch das Gegenwärtige ist ja historisches Geschehen, wenn man den Begriff der Geschichtlichkeit nur hinreichend weit faßt, und auch das Vergangene ist anderseits nicht bloß historischer sondern auch nichthistorischer Betrachtung fähig. Es ist also, wie ich mich insbesondere in meinen beiden Schriften 'Die Grenzen der Geschichte' und 'Die Grenzen der Sprachwissenschaft' sowie in dem damit zu vergleichenden Abschnitt meiner 'Grundzüge' (I § 5 ff.) nachzuweisen bemüht habe, kein Unterschied von Gegenständen der Erkenntnis, sondern durchaus nur ein Unterschied von Formen der Erkenntnis, der hier in Betracht kommt, und erst wenn man dies klar erfaßt hat, treten auch die methodologischen Konsequenzen der nicht-

---

1) Von Martinak gesperrt.

historischen (psychologischen, physiologischen usw., vgl. dazu meine eben zitierten Schriften) Betrachtung der gegenwärtigen und vergangenen Spracherscheinungen mit genügender Deutlichkeit heraus. Es drängt sich dann nämlich vor allem auch die Notwendigkeit experimenteller Untersuchungen auf diesem Gebiete auf, wie sie ja z. B. Wundt schon vielfach in den beiden ersten Bänden seiner 'Völkerpsychologie' verwertet hat, wie sie aber jedenfalls noch in viel weiterem Umfange und zum Teil unter andern Gesichtspunkten angestellt werden müssen, damit wir allmählich von dogmatischen Konstruktionen der sprachlichen Tatsachen loskommen, die hauptsächlich auch bei Zugrundelegung der Schrift-, nicht der Lautgestalt der Sprache noch eine allzugroße Rolle in unserer Wissenschaft spielen. Von solcher experimenteller Grundlage ist bei M. noch kaum etwas zu spüren. Aber das hindert natürlich nicht, daß einer, der in der eben angedeuteten Hinsicht prinzipiell klar sieht (und ich hoffe, daß die Zahl solcher durch einige Lektüre von Wundts Völkerpsychologie unter Mitheranziehung meiner obenerwähnten Darlegungen vermehrt werden kann), auch aus Martinaks außerordentlich durchsichtigen Erörterungen insbesondere über das richtige und unrichtige Verstehen und über Wesen und Natur des Zeichen und Bedeutung verknüpfenden Bandes Anregung und Wegweisung zu experimentellen, wie gesagt, dringend nötigen Untersuchungen über diese Gegenstände schöpfen kann, wenn ihn auch M. nicht gerade nach dieser Richtung hat weisen wollen. Und auch insofern sei M.'s schönes Buch der Beachtung der Fachgenossen dringend empfohlen. — Eine Art guter Ergänzung und guten Ersatzes von manchem bei Martinak nicht oder nicht ganz befriedigend Dargestelltem hat uns K. O. Erdmann in seinem im besten Sinne von 'trockner' Wissenschaft entfernten feuilletonistisch-essayistisch gehaltenen Buche über die 'Bedeutung des Wortes' gespendet. "Die Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks; die verschiedene 'Supposition'; Wortanalyse und Wortbegrenzung; Nebensinn und Gefühlswert der Worte (1. ihr Verhältnis zum begrifflichen Inhalt, 2. Wörter von gleicher Bedeutung, Übersetzungen, Fremdwörter, 3. Gefühlswert und Erkenntnisssprache, der Doppelcharakter der Aussage, Trägheit des Gefühlswertes); das Verständnis der Worte und die Bildung anschaulicher Vorstellungen (1. alte Probleme und Mißverständnisse, 2. anschauliche Sprache, 3. der Widerstreit von Anschauungswert und Gefühlswert); gedankenloser Wortgebrauch und sein Nutzen" — das sind nach dem Inhaltsverzeichnis die Gegenstände, die Erdmann in immer anregender, stellenweise auch amüsanter Weise der Betrachtung unterzieht. Hier nur eine Probe, gleich aus dem Anfang (S. 1 f.) von E.'s Buch: "Jeder sprachliche Ausdruck ist mehrdeutig. Wer diesen Satz aufstellt, gibt mit der Behauptung gleichzeitig ein Beispiel; denn auch das Wort 'Mehrdeutigkeit' läßt sich in mehrfachem Sinne deuten. Und es empfiehlt sich, wenigstens drei verschiedene Arten auseinanderzuhalten. Die erste Art ist die Mehrdeutigkeit der grammatischen Form. Die Einzahl eines Dingwortes z. B. 'die Pflanze' kann ebensowohl eine ganze Gattung von Lebewesen, also 'jede Pflanze', wie ein Einzelwesen bezeichnen. Und das Präsens eines und desselben Zeitwortes besagt ebensowohl eine Fertigkeit, wie eine einmalige Handlung. 'X spielt Klavier' kann heißen: 'er versteht, Klavier zu spielen', aber auch: 'er ist augenblicklich damit beschäftigt, Klavier zu spielen'. Dabei bezeichnet aber das Wort 'spielen' jedesmal denselben Begriff. In solchen Fällen will ich unter Benutzung des alten scholastischen Aus-

drucks von der verschiedenen 'Supposition' der Wörter reden. Eine Mehrdeutigkeit anderer Art finden wir beim Gebrauch 'relativer' Wörter, d. h. bei Wörtern, die notwendig einer Ergänzung bedürfen, um einen bestimmten Sinn zu ergeben, bei denen aber in der Regel jene Ergänzung wegbleibt, weil wir sie stillschweigend aus dem Zusammenhange zu ergänzen gewöhnt sind. 'Eine neue Briefmarke' kann eine ungestempelte oder eine neu angefertigte oder eine Marke von neuer Zeichnung, oder eine solche sein, die ein Sammler erst kürzlich erworben hat. Auch hier kann man nicht sagen, daß das Wort 'neu' als solches verschiedene Begriffe bezeichne; nur der Zusatz, in welcher Hinsicht Neuheit ausgesagt werden soll, kann jedesmal ein anderer sein. Neu in Bezug auf die Entstehung des Papiere und die Vornahme des Druckes ist nicht neu in Bezug auf Zeichnung und Farbe; und Neuheit in Rücksicht auf die Benutzung ist nicht Neuheit in Rücksicht auf den Erwerb eines Sammlers. Indem man aber die Beziehung nicht ausdrücklich hinzufügt, entsteht Mehrdeutigkeit dieser zweiten Art. In solchen Fällen will ich von Relativität der Wörter reden. Mehrdeutigkeit im dritten, im engeren Sinne — 'Amphibolie' — liegt vor, wenn ein Wort als Name für verschiedene Begriffe dient: 'Schloß' kann eine Schließvorrichtung, aber auch ein Gebäude bezeichnen; 'Strauß' einen Vogel, ein Bündel Blumen oder einen Kampf bedeuten. In so einfachen Fällen freilich, wo der Sprachlaut mehr oder minder zufällig ganz auseinanderfallende Begriffe benennt, erkennt auch der Blödeste ohne weiteres den mehrfachen Sinn. Verwickelter wird der Sachverhalt, wenn die Begriffe in nahem Zusammenhange stehen und sich größtenteils decken, so daß bei oberflächlicher Betrachtung nur ein Begriff vorzuliegen scheint. Und dieser Fall ist der typische. Ich möchte behaupten, daß in diesem Sinne alle Wörter — mit verschwindenden Ausnahmen — mehrdeutig sind"; worauf dann E. in sehr klarer Weise den Sinn des Wortes 'der Deutsche' analysiert und daran die Wichtigkeit der Unterscheidung von 'Populärbegriffen' und 'streng logischen Begriffen' erläutert, welch letztere in Form von Wortbedeutungen sehr viel seltener sind, als man gemeinhin anzunehmen pflegt: "Faßt man einseitig die Zwecke der Erkenntnis und ihrer Vermittelung ins Auge, so erscheint die Sprache fast immer als ein unvollkommenes Werkzeug. Aber freilich ist die Sprache auch nicht allein um der Wissenschaft willen da. Sie ist aus praktischen Bedürfnissen erwachsen und dient ihnen auch heute noch in erster Linie; wohl paßt sie sich mehr und mehr feineren und höheren Zwecken an, aber zu ihnen gehören nicht bloß wissenschaftliche, sondern auch künstlerische. Poesie aber und Redekunst verlangt von den Worten andere Eigenschaften, als daß sie unzweideutige und scharfumrissene Begriffe darstellen. Und so ist es nur verständlich, daß das Werkzeug, das den Bedürfnissen des Alltags in ausgezeichneter Weise dient, das auch gleichzeitig mannigfachen anderen Zwecken in ausreichender Weise genügt, unmöglich auch noch den Ansprüchen einer verwickelten und zergliedernden Denkarbeit gewachsen sein kann, wie sie von einem doch nur geringen Bruchteile des Menschengeschlechts betrieben wird. Seltsam und unerquicklich ist es nur, daß so Wenige diese Einsicht beachten und praktische Folgerungen aus ihr zu ziehen gewillt sind." Man sieht, wohin uns E. führt: Einmal verhilft er uns mittelst analytischer Behandlung gutgewählter und -zusammengestellter und insofern schon einen gewissen experimentellen Charakter an sich tragender Beispiele zu sprachpsycho-

logischen Erkenntnissen, deren manche, wie gesagt, auch dazu geeignet sind, Martinaks bisweilen zu intellektualistisch angehauchte Ergebnisse zu berichtigen. Sodann aber geht E. insofern über M. hinaus, als er die von diesem absichtlich nicht behandelten Fragen des logischen (insbesondere erkenntnistheoretischen), des ästhetischen und gelegentlich auch (vgl. z. B. S. 99) des ethischen Wertes der Sprache in den Kreis seiner Betrachtung zieht; und zwar sogar so, daß die psychologische Untersuchung dabei mehr oder minder in den Dienst der Lösung dieser letzteren Fragen oder vielmehr dessen, was E. zu deren Lösung beibringt, gestellt wird. Ich kann nun wiederum nicht sagen, daß mir alles, was E. dabei an Ergebnissen erzielt, unbedingt richtig erschiene. Am meisten kann ich mich (über die sprachästhetischen und gelegentlichen sprachethischen Darlegungen E.'s getraue ich mir noch kein Urteil abzugeben) mit dem befreunden, was E. im allgemeinen über die Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks, über die verschiedene 'Supposition', über Wortanalyse und Wortbegrenzung, über Nebensinn und Gefühlswert der Worte, über gedankenlosen Wortgebrauch und seinen Nutzen sagt. Was aber seine Ausführungen über das Verständnis der Worte betrifft, so muß ich hier doch wieder eine methodologische Anmerkung machen, die für E. nicht allzu günstig ist, und von der aus auch manches Besondere als der Korrektur bedürftig erscheint, was E., wie eben bemerkt, im allgemeinen richtig über die Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks usw. ausgeführt hat. Das, was E. nämlich über das Verständnis der Worte zu berichten weiß, leidet allesamt an dem Fehler zu weitgehender Abstraktion von dem einzigen konkreten sprachlichen Gebilde, dem Satz, und an dem damit aufs engste zusammenhängenden Fehler einer auf die Dauer unhaltbaren Begriffstheorie, wonach der Begriff identisch mit 'Allgemeinbegriff' und etwas Isolierbares sein soll, das dann dem ebenso isolierbaren Wort (oder vielmehr der ebenso isolierbaren Wortlautung) als dessen Bedeutung zuordenbar sei. Demgegenüber muß allerdings aufs schärfste betont werden, 1. daß (vgl. dazu meine 'Grundzüge' I § 1498 ff., 1482 ff.) der Begriff nur Existenz hat im Zusammenhang mit mindestens noch einem andern Begriff<sup>1)</sup>, und 2. daß auch das Wort nur als Satzteil in der lebendigen Sprache vorkommt, eine Tatsache, die auch durch die Existenz der sogenannten 'einwortigen Sätze' nicht aufgehoben wird (vgl. dazu meine Bemerkungen zu v. Rozwadowskis Buch, unten S. 13 Z. 9 ff.); wobei noch nicht einmal urgirt werden soll, daß auch so die Bedeutung des Wortes durchaus nicht immer ein 'Begriff' sein muß, der ja nur im (logischen oder unlogischen, erkenntnistheoretisch wertvollen oder phantastischen<sup>2)</sup>) Urteil Dasein besitzt. Stellt man sich aber auf diesen Standpunkt und berücksichtigt außerdem, was freilich bisher noch allzuwenig beachtet worden ist, daß es auch Satzteile gibt, die keine Worte sind (so der nur aus der Satzmelodie zu entnehmende Fragecharakter von Sätzen, usw.), so ergibt sich daraus eine solche Fülle von Determinationen des einzelnen

1) Eine Anschauungsweise, die bei Erdmann nur ganz nebenher (S. 156) einmal erwähnt wird: "Wieder Andere leugnen überhaupt die Berechtigung, von dem Denken eines Begriffes zu reden: denken bestehe in einem Verknüpfen und Trennen und setze immer viele Vorstellungen voraus."

2) Vgl. dazu meine 'Grundzüge' I § 1513.

Wortes im Satze und eine solche Einschränkung der Vieldeutigkeit des isoliert gedachten Wortes, praktisch meist bis zur Eindeutigkeit, daß man dem Pessimismus E.'s mit Bezug auf den Erkenntniswert der Sprache, d. h. den Wert der Sprache als Werkzeug der Erkenntnis und Erkenntnisvermittlung, nicht mehr beipflichten kann. Wenn die Sprache trotzdem, das muß ja zugegeben werden, ein noch recht unvollkommenes solches Werkzeug ist, so liegt dies teils an ihrer historischen Entwicklung, wie sie nun einmal war, vor allem aber auch an der relativen Unvollkommenheit des Denkens selbst, das einen wichtigen Teil der Bedeutungsseite der Sprache ausmacht, an dessen Vervollkommnungsfähigkeit aber wohl kaum jemand zweifelt. Ist aber das immer bis zu einem gewissen Grade von der Sprache unabhängige Denken der Vervollkommnung fähig, so ist nicht einzusehen, weshalb sich der denkende Mensch nicht allmählich auch aus der Sprache ein vollkommeneres Werkzeug der Erkenntnis und Erkenntnisvermittlung sollte schmieden können, als er es bis jetzt in ihr besitzt. Und in der Tat ist das ja auch immer schon geschehen. Man braucht nur die wissenschaftliche Terminologie anzusehen, um zu erkennen, daß wir heute in dieser Beziehung weiter sind als ehedem, und auch die zweckbewußte Schöpfung künstlicher, besonderen Bedürfnissen dienender, z. B. Übersetzungsschwierigkeiten beseitigender und größere syntaktische Flexibilität herbeiführender Sprachen ist ja nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; man denke z. B. an das der ernstesten Beachtung gerade in dieser Hinsicht würdige Esperanto. Ist also dergestalt E. in seiner Kritik der Sprache überhaupt entschieden zu weit gegangen, so soll damit aber natürlich nicht gesagt sein, daß solche Kritik, mit der nötigen Besonnenheit an der bis jetzt entwickelten Sprache geübt, überflüssig oder gar schädlich sei. Im Gegenteil, gerade solche, mit den eben geforderten Abstrichen auch in E.'s Untersuchungen vorliegende besonnene Hinweise auf die Unvollkommenheiten unsrer historisch entwickelten Sprachen bieten uns zugleich den besten Hinweis auf die Mittel und Wege, wie diesen Mängeln abgeholfen werden kann, und auch von dieser Seite her ist also E.'s Buch dankbar zu begrüßen. Ebenso wie auch das nächste der hier zur Besprechung stehenden Bücher, A. Waags Darstellung der 'Bedeutungsentwicklung unsres Wortschatzes'. Wenn auch hier gleich gesagt werden muß, daß es uns, insofern im Gegensatz zu Erdmanns Gabe, theoretisch nicht weiter führt. Denn es ist und soll auch nach der Absicht des Verfassers nichts weiter sein, wenig mehr als eine systematische Verarbeitung des in H. Pauls 'Deutschem Wörterbuch' gegebenen Wortschatzes, 'soweit er seit dem Auftreten in unserer Literatur eine bemerkenswerte Bedeutungsverschiebung aufweist', nach den Kategorien des Bedeutungswandels, wie sie von Paul in seinen 'Prinzipien der Sprachgeschichte' aufgestellt worden sind. Waag hat zwar außerdem noch die Wörterbücher von Kluge und Heyne, einige theoretische Schriften über Bedeutungswandel (insbesondere die von K. Schmidt, R. Thomas und J. Stöcklein) herangezogen und manches davon in seine stets von sehr solider Kenntnis und gewissenhafter Ausbeutung seiner Quellen zeugende Darstellung hineingearbeitet, wodurch natürlich auch eine feinere Gliederung des Systems erzielt worden ist, als sie Paul in seiner summarischen Darlegung in den 'Prinzipien'<sup>3</sup> S. 67 ff., bes. S. 80 ff. geben konnte. Aber mit Bezug auf die Hauptgliederung hat er sich doch ganz streng an das von Paul gegebene Schema gehalten (1. Verengung des Bedeutungsumfanges, 2. Erweiterung des Be-

deutungsumfanges, 3. Metapher, 4. Metonymie, 5. andere Arten des Bedeutungswandels, 6. Aufeinanderfolge verschiedener Arten des Bedeutungswandels, 7. Bedeutungswandel von Wortgruppen, 8. Anpassung an die Kulturverhältnisse) und insofern tatsächlich nichts Neues geboten. Daß dieses Schema in einigen seiner Teile (1, 2, 3, 4, infolgedessen auch 6) logizistische Konstruktionen enthält, die sprachpsychologisch völlig unhaltbar sind, ist schon von Wundt (Völkerpsych. <sup>2</sup> I<sup>2</sup> S. 471 ff.) zur Genüge hervorgehoben worden, und es bedarf daher zunächst jedenfalls einer nochmaligen gründlichen Durcharbeitung dieses schwierigen Gebietes nicht nach Paulschen Kategorien. Aber auch nicht nach Wundtschen, die ja schon unendlich viel beachtlicher sind. Sondern überhaupt nach gar keinen von vornherein feststehenden Kategorien, vielmehr einzig und allein unter Verwertung alles dessen, was seit Paul an sprachpsychologischen und allgemeinspsychologischen Daten, nicht nur von Wundt, wenn auch vor allem von ihm, beigebracht worden ist, zum Rückgang auf die heutige lebendige Sprache, in der sich der Bedeutungswandel ganz ebenso wie früher in typischer Weise tagtäglich vollzieht und so unmittelbar beobachtbar ist. Mit dem Einpressen der Erscheinungen in, noch dazu fremde und veraltete, Schemata kommt man nicht weiter, auch wenn man die Einpressung durch die berühmte Lehre von den 'fließenden Grenzen' mildert (Waag S. 7), die auch eines der Dogmen ist, welche wir dem zu überwindenden einseitigen, sich nicht anders helfen könnenden Historismus in der Sprachwissenschaft verdanken. Die Aufstellung von Kategorien des Bedeutungswandels, oder vielmehr von Möglichkeiten des Bedeutungswandels in Rücksicht auf dessen Gründe ist nun einmal keine sprachhistorische, auch keine a priori zu lösende logische, sondern durchaus nur eine sprachpsychologische Aufgabe. Also eine innerhalb der Sprachwissenschaft im weitesten Sinne des Wortes (vgl. dazu meine 'Grenzen der Sprachwissenschaft') nichthistorische Aufgabe, zu deren Lösung es natürlich der genauen Kenntnis insbesondere der in der Gegenwart sich abspielenden sprachlichen (auch der historischen Betrachtung fähigen) Erscheinungen bedarf, die aber nicht durch diese bloße Kenntnis gelöst wird, sondern erst durch deren sprachpsychologische Verarbeitung. Erst so erwächst ein brauchbares System des Bedeutungswandels. Wenn ich nun, trotzdem Waag sich all dies nicht im mindesten klar gemacht hat (wohl auch zufolge seiner Stellung zu Paul, in dessen Ideen er lebt, sich nicht klar machen konnte, zumal da Wundts Völkerpsychologie damals sein jedenfalls schon größtenteils fertiges Manuskript kaum noch zu beeinflussen vermochte), — wenn ich trotzdem nicht anstehe, Waags Leistung als nicht unverdienstlich zu bezeichnen, so geschieht es einerseits darum, weil das Buch in seinen von Pauls logizistischer Auffassung unbeeinflußt gebliebenen Teilen (insbesondere in Abschnitt 5 und 8), freilich auch da nebst manchem aus jenen andern Teilen hereinragenden Schiefen, viele gute Einzelheiten bietet, die auch heute noch sprachpsychologisch haltbar sind, und weil auch jene andern Teile als eine reiche und bequeme (auch durch einen guten Index zugänglich gemachte) Materialsammlung wertvoll sind. Nicht einmal eine solche aber bleibt — dies muß leider gesagt werden — übrig, sobald man das Fazit aus A. Rittershaus' Untersuchung über die 'Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten' zieht. Selbst wenn man dabei den Untertitel 'Erster Teil' und dessen Interpretation auf S. XIII sehr stark betont: "Die vorliegende

Arbeit umfaßt bei dem sich reich anbietenden Material nur das erste Kapitel des ersten Teils, d. h. sie behandelt von den Bezeichnungen der Sinnesempfindungen nur die Ausdrücke für die unwillkürliche und willkürliche Tätigkeit der Augen. Die Kausativa, d. h. 'sehen machen, zeigen' etc., sowie die Betrachtung dessen, was gesehen wird, der 'Farbenbezeichnungen, leuchten' etc. werden zunächst die weiteren Ergänzungen bilden, und hieran wird sich ferner eine Zusammenstellung der für das Sinnesvikariat in Betracht kommenden Ausdrücke auszuschließen haben." Mehr als die Untersuchung der 'Verben der Gesichtsempfindung' (S. XI) war also von diesem Kap. I von Teil I nicht zu erwarten. Umsomehr sollte man meinen, daß wenigstens diese eine einigermaßen zureichende Behandlung hätten erfahren können. Aber auch dies ist nicht der Fall. Und die Verf., deren Bescheidenheit übrigens sehr sympathisch berührt, weiß selbst genau, warum: "Zur Betrachtung wurden in dieser Arbeit nur folgende Werke aus den altgerm. Dialekten herangezogen: aus dem Gotischen der ganze uns erhaltene Sprachschatz, aus dem Aisl. die ältere Edda, aus dem Ags. der *Beowulf*, aus dem As. der *Heliand* und aus dem Ahd. das Werk *Otfrids*"; woraus sich denn auch ergibt, daß sich aus dem herangezogenen (von der Verf. aber nicht vollständig mitgeteilten) Material "noch keine irgendwie bindenden Schlüsse ziehen lassen" (S. IV). Nämlich weder was die Stichhaltigkeit der bekannten Bechtelschen Aufstellungen betrifft, noch auch was die ursprüngliche, etymologische Bedeutung der Verba der Gesichtswahrnehmung überhaupt betrifft (S. XI, Mitte). Was kommt somit als Resultat der leider auch im einzelnen nichts weniger als methodisch und mit nichts weniger als zureichender psychologischer Kenntnis<sup>1)</sup> geführten Untersuchung heraus? Nichts als die triviale Tatsache, daß sich als Verbalbedeutung aus dem Begriff der Wahrnehmung im allgemeinen der Begriff der Gesichtswahrnehmung im besonderen entwickeln kann und umgekehrt, und daß der Ansetzung mannigfacher Quellen für den Wahrnehmungsbegriff und Gesichtswahrnehmungsbegriff einerseits und der Ansetzung mannigfacher weiterer Begriffsentwickelungen von diesen beiden aus nichts im Wege steht. Und dies alles noch mit allzu häufigem 'scheint' und 'vielleicht' und anderen Fragezeichen belastet. Das ist aber für XIV u. 81 S. gr. 8° am Ende doch gar zu wenig. Es konnte jedoch — dies möge sich die für gewisse Schwierigkeiten ihrer Aufgabe durchaus nicht blinde Verf. zur Vermeidung weiterer vergeblicher Anstrengungen gesagt sein lassen — auf dem gegenwärtigen Stande unsrer Wissenschaft auch gar nicht viel mehr dabei herauskommen, selbst wenn das Material, das uns in den altgermanischen Dialekten zu dieser Frage überliefert ist, nach Maßgabe dieses Wissenschaftsstandes noch so vollständig ausgebeutet worden wäre. Denn wie sollen auf einem Gebiete, wo beständig Konjekturen schwierigster Art, Irreführungen durch Übersetzung aus nicht-germanischen Sprachen, deren Wortdeutungen selbst zum Teil nicht sicher stehen und andere, auch rein lautliche Rekonstruktionsschwierigkeiten lauern, — wie sollen da Bedeutungsermittlungen irgendwie feinerer Art möglich sein, solange die Bedeutungslehre der modernen Dialekte, aus denen die Quellen unendlich viel reicher und klarer fließen, noch so im

1) Vgl. z. B. S. XIII, wo ein methodischer Mangel ganz offen zugegeben wird, und zur mangelhaften psychologischen Kenntnis die Begriffsverwirrung auf S. 35 unten, 59 Mitte, 60 Mitte.



argen liegt, wie es bedauerlicherweise der Fall ist? Hier muß mit Untersuchungen der Art, wie sie die Verf. recht vergeblich schon jetzt an alten Dialekten geglaubt hat anstellen zu können, eingesetzt werden, und es wird dann auch in nicht allzuferner Zeit möglich sein, zu jenen schwierigen altsprachlichen Problemen mit neuem, ausreichendem Rüstzeug zurückzuschreiten. Wieviel aber vorläufig gerade in psychologicis für die jetzt gesprochene, also unmittelbarer Beobachtung zugängliche Sprache noch zu leisten übrig bleibt, das zeigt nach doppelter Richtung hin so recht deutlich das Buch Jan v. Rozwadowskis über 'Wortbildung und Wortbedeutung'. Einmal nämlich nach der Richtung, daß es R. (wie vor ihm schon Delbrück und Sütterlin) nötig gefunden hat, in Form eines ganzen Buches, und zwar viel systematischer und nachdrücklicher als seine Vorgänger, an Wundts sprachpsychologischen Aufstellungen Kritik zu üben; sodann aber auch nach der Richtung hin, daß seine eigenen Aufstellungen keineswegs ohne weiteres angenommen werden können. Recht hat R. — um damit zu beginnen — unzweifelhaft in zwiefacher Hinsicht: Wundt hat, indem er die Bildung der Suffixalableitungen wie etwa *Weißling* nicht in den Kreis seiner Betrachtung zog, seiner Lehre von der Wortbildung keine hinreichend breite Grundlage gegeben, was auch seine Ansichten vom Bedeutungswandel ungünstig beeinflussen mußte, und er hat ferner auch in seiner Lehre von der Satzbildung noch so sehr von der Psychologie der schriftlichen Wiedergabe der Lautsprache aus geurteilt, daß er den syntaktischen Verhältnissen in der wirklich gesprochenen, lebendigen Lautsprache nicht in vollem Maße gerecht werden konnte. Das hat R. beides richtig gesehen und auch, zum Teil in unabhängiger Übereinstimmung mit meinen, ihm unbekannt gebliebenen, bereits oben (S. 3 Z. 19 ff) erwähnten Ausführungen, zu korrigieren gesucht: Er hebt richtig hervor, daß das 'Simplex' *Weißling* prinzipiell ebenso zweigliedrig sei wie etwa *Weißfisch* (denn das Suffix *-ling* ist ja nicht bedeutungslos, sondern substantiviert die adjektivische Eigenschaftsbezeichnung *weiß*); und er sieht auch ganz klar, daß, was ich gelegentlich jener eben wiedererwähnten Ausführungen besonders scharf betont habe, Gebilde wie *ah!* oder *oh!* (also sogen. Interjektionen; phonetisch geschrieben *ā!* bzw. *ō!*), sprachlich verwendet, ebenfalls in gewissem Sinne Zweigliedrigkeit aufweisen und dadurch unter den Begriff des Satzes (als eines gegliederten Gebildes im Wundtschen Sinne) fallen, nicht aber, wie Wundt will, höchstens als 'Satzäquivalente' gelten können. Und auch die Art Zweigliedrigkeit, die R. diesen Gebilden vindiziert, ist dem Sinne nach richtig bestimmt, wenn ich auch wünschen muß, R. hätte sich dabei weniger mißverständlich ausgedrückt, als er es S. 68 tut: "Wurde ein solcher Gefühlslaut auf einen Gegenstand bezogen, so entstand eine scheinbar eingliedrige Benennung: scheinbar; denn sie setzte sich aus zwei Gliedern zusammen, der Vorstellung des Gegenstandes und des durch sie erregten Gefühls." R. meint ja hier offenbar, daß die Bedeutung von *ō!* zweigliedrig sei. Aber diese nun als 'Benennung' zu bezeichnen, ist doch vom Übel; denn 'benannt' wird ja tatsächlich auch in diesem Satze nur das Gefühl; der Gegenstand des Gefühls bleibt bis auf weiteres namenlos und wird, auch wenn er später einen Namen bekommt, doch nicht *ō!* genannt, sondern etwa *Karl*. Eingliedrig, aber wirklich, nicht nur scheinbar, ist hier lediglich die Lautung *ō!*, wenn man mit 'Gliederung' die Längsgliederung in Sprechakte, also in sukzessive Glieder, nicht die simultane Quergliederung

in Lautungsbasis und Modulation (Behauptungs-, Frageson, Ausrufson der Lautung in  $\bar{o}$ , bzw.  $\sigma$ ?, bzw.  $o$ !, nach Maßgabe der Interpunktionszeichen gesprochen) meint. Denn  $\sigma$ ! ist nur ein Sprechtakt, also längs-ungegliedert, im Gegensatz etwa zu  $\bar{o}$ , *Karl*! (mit Pause nach  $\bar{o}$ ), das zweifaktig, also längsgegliedert (und natürlich auch quergegliedert) ist. Mithin:  $\sigma$ ! ist zweigliedrig vonseiten der Bedeutung, längs-ungegliedert vonseiten der Lautung, und auf seine Bedeutungszweifligkeit gründet sich sein Satzcharakter [speziell, wie ich das nenne, Häufungssatzcharakter, weil hier die zweigliedrige Satzbedeutung auf die längs-ungegliederte Satzlautung gehäuft ist, anstatt wie in dem Verteilungssatz  $\bar{o}$  *Karl*! auf die Längsglieder der Satzlautung verteilt zu sein]. Aber nicht auf seine Bedeutungszweifligkeit schlechthin, denn sonst würde ja wiederum keine begriffliche Grenze zwischen einem so auch noch zweigliedrigen Satze wie  $\sigma$ ! und einem zweigliedrigen Worte wie *Weißling* zu ziehen sein. v. Rozwadowski sieht dies wohl und macht auch S. 65 und S. 81 den Versuch, "einerseits das sogenannte Subjekt als das identifizierte und das sogenannte Prädikat als das unterscheidende Glied der Vorstellung" aufzufassen und anderseits das Substantiv, es dem Satz gegenüberhaltend, zu definieren wie folgt: "Der Satz ist der sprachliche Ausdruck der zweigliedrigen Apperzeption einer Gesamtvorstellung. Das Substantiv ist der sprachliche Ausdruck eines auf Grund der zweigliedrigen Apperzeption einer Gesamtvorstellung entstandenen Begriffes. Oder anders gefaßt: Der Satz ist das sprachliche Resultat der binären apperzeptiven Zerlegung einer Gesamtvorstellung in ein identifiziertes und ein unterschiedenes Glied, von denen das zweite auf das erste bezogen wird. Das Substantiv ist das sprachliche Resultat der auf Grund einer Satzgliederung vorgenommenen Synthese einer Gesamtvorstellung." Aber dieser Versuch muß als ein nichts weniger als glücklicher bezeichnet werden. Er geht schon mit R.'s eigenen anderweitigen Aufstellungen keineswegs zusammen. So heißt es S. 58f.: "Da im Gebiete des sprachlichen Bewußtseinslebens eines 'Menschen' nicht eine 'Wort'-, sondern nur eine 'Satz'-Gliederung es sein kann, was er mit seiner Äußerung bezweckt, so ist an den relativen Anfang unsrer Sprachentwicklung der zweigliedrige Satz zu stellen, aus dem sich das Substantiv entwickelte. Ich meine also: primitive zweigliedrige 'Sätze', bestehend aus dem identifizierten und dem unterscheidenden Gliede, wurden auf Grund derselben psychischen Vorgänge des Wechsels der Aufmerksamkeit, der synthetischen Apperzeption und der Automatisierung, die wir schon kennen gelernt haben, zu Wörtern, d. h. konnten nun selbst, sei es zu identifizierenden, sei es zu unterscheidenden Gliedern einer neuen Satzapperzeption werden". Um R.'s eigene, gelegentlich (S. 63) gegen Wundt gebrauchte Wendung gegen ihn selbst zu kehren: "Nach alledem kann man nur sagen: das verstehe, wer kann". Wenn es für den Begriff des Wortes, insbesondere des Substantivs, genügt, entweder 'identifizierendes' oder 'unterscheidendes' Glied einer Satzapperzeption, also entweder Subjekt oder Prädikat eines Satzes zu sein, worin soll dann die Notwendigkeit begründet sein, daß das Wort nun in sich selbst das Resultat einer früheren satzmäßigen Zweigliederung enthalten müsse? Gewiß wird niemand leugnen, daß in Kompositis wie *Weißfisch* oder in Ableitungen wie *Weißling* Resultate von, wie R. dies nennt, 'identifizierender' und 'unterscheidender' Gliederung vorliegen. Und auch die bloß 'resultative' Eingliedrigkeit von Worten wie *Stein* mag ihm, trotzdem

wir die Bedeutung des dabei in Betracht kommenden uridg. Stammbildungssuffixes nicht kennen, zugegeben werden. Aber schon in pēs 'Fuß' Zweigliedrigkeit der 'Wurzel' \*pēd- hinein interpretieren zu wollen, wie es R. auf S. 17 f. versucht, ist eine petitio principii, an der auch der sonderbare Begriff der 'minimalen Gliederung' (S. 72) nichts ändern kann. Um diese Behauptung, und noch mehr, um die allgemeine Behauptung, daß "überhaupt für jedes Wort die zweigliedrige Entstehung anzunehmen ist" (S. 69), plausibel zu machen, müßte R. zuerst beweisen, daß wirklich (S. 106) "die Kasusendungen im Prinzip Kompositionsglieder" seien, was natürlich nur einen Sinn haben kann, wenn man sie mit den Stammbildungssuffixen auf eine Stufe stellt und die Ableitungen mit den Kompositis parallelisiert oder, wie R. dies weniger glücklich ausdrückt, sie "prinzipiell mit ihnen identifiziert" (S. 8). Gegen die letztere Parallelisierung ist ja nichts einzuwenden, sobald man sich nur gegenwärtig hält, daß das Stammbildungssuffix (z. B. -ling in *Weißling*) die im Kompositum *Weißfisch* durch -fisch repräsentierten, von mir sogenannten Übereinstimmungsmerkmale des Nominandums, die sogenannte 'Wurzel' dagegen das Abweichungsmerkmal (*weiß*) des Nominandums zum Ausdruck bringt (vgl. dazu meine Ausführungen Zs. f. roman. Philol. Bd. 29, S. 131 f.). Die Kasusendungen dagegen mit den Stammbildungssuffixen auf eine Stufe zu stellen, dagegen sträubt sich, wie die Anm. auf S. 5 und die Ausführungen auf S. 91 ff. trotz gewisser Unklarheiten zeigen, auch R. ganz energisch. Und mit Recht. Denn nur wenn man die begriffliche Scheidung zwischen Stammbildungssuffix als Stamnteil und Kasusendung als syntaktisches Moment des Wortes, oder die viel allgemeinere begriffliche Scheidung zwischen einem in aller Flexion integer bleibenden Integral und dem zugehörigen Flexional nebst (in der Lautung eventuell vorhandenem entsprechenden) Integrativum und Flexivum strikte festhält, gelangt man dazu, in der Frage des Verhältnisses zwischen Wortbildung und Satzbildung völlig klar zu sehen. Man bemerkt dann nämlich alsbald, daß nur gewisse Integrale und Integrativa den Gegenstand der Wortbildungslehre bilden können, während anderseits die Syntax als eine allgemeine Flexionslehre erscheint. Als eine allgemeine Flexionslehre, insofern in ihr nicht etwa nur die Kasusendungen, sondern auch alle übrigen Flexionsmittel wie Präfixal-, Umlaut-, Ablaut-, Komposital-<sup>1)</sup>, Positionalflexion des Wortes zu behandeln sind, fernerhin aber auch — was freilich bisher kaum beachtet worden ist, die Flexionsmittel, durch welche die nicht als Worte zu bezeichnenden Satzglieder ihren Charakter als Subjekt bzw. Prädikat bzw. Assubjekt oder Apprädikat erhalten. Ich kann hier diese demnächst im 2. Bande meiner 'Grundzüge' zu behandelnden Verhältnisse ihrer Kompliziertheit wegen nicht ausführlich besprechen; nur auf eines möge in Kürze hingewiesen sein: daß in dem oben S. 10 Z. 32 ff. analysierten Beispiel *o!* der Gegenstand des Gefühls, der in der Lautung gar keinen Reflex hat, doch als Subjekt des Satzes fungiert, und seinerseits durch

1) Z. B. in *Titus hat Cajus gerufen*, ist *hat* ... *gerufen* ein Distanzkomposition, bei dem die Flexion in das Flexivum *hat* ... *ge* ... *en* verlegt ist, während ... *ruf* ... das Integrativum ist; das ganze aber ist eine (distanz-)komposital gebildete Flexionsform von *rufen*, der z. B. die suffixale Flexionsform *vocavit* von *vocare* gegenübersteht.

das Gefühl, die Rede drehe sich um ihn, als Subjekt flektiert erscheint, während er in andern Sätzen etwa den Flexional einer objektiven Bestimmung des Prädikats (also eine Art Apprädikatsflexional) haben kann. Man sieht, auch die Bestimmung des Begriffes 'Wort' wird jetzt klarer: es ist so zu fassen, daß man unter 'Wort' einen minimalen noch relativer Selbständigkeit fähigen, d. h. Integral und Flexional in sich vereinigenden Satzbedeutungsteil versteht, dem ein relativ selbständiges Satzlautungsglied oder aber eine ganze Satzlautung direkt zugeordnet ist<sup>1</sup>. Das Wort bleibt also, mit Bezug auf seine Bedeutung, immer ein Satzteil, und man kann nicht sagen, 'es' fungiere jemals als Satz; höchstens seine Lautung kann dies, wird aber dann auch zur Satzlautung, insofern sie den Teil der Satzbedeutung, der nicht Wortbedeutung ist, mitzutragen hat (vgl. die Anm. 1). Die Wortbedeutung als bestimmte charakterisierte Satzteilbedeutung bleibt aber dann (als 'Wortintegral + Wortflexional') unter allen Umständen bestehen, wie auch die Wortlautung (als 'Wortintegrativum + Wortflexivum'); nur läßt sich die 'Wortlehre' nicht der 'Syntax' gegenüberstellen, sondern sie hat (als Wortbildungslehre) einen asyntaktischen und (als Wortflexionslehre) einen syntaktischen Teil. Daraus folgt aber auch ohne weiteres vollends, was ja auch oben S. 11 Z. 42 ff. schon von einer andern Seite her angedeutet wurde, daß auf das Wort nicht so unbedingt, wie dies R. meint, alles zutreffen kann, was als für den Satz. gültig angenommen werden muß. Für den Integral des Wortes gilt das von R. als allgemein hingestellte 'Gesetz der Zweigliedrigkeit' gewiß nicht unbedingt, und darauf kommt es doch bei der Wortbildung nach dem oben Dargelegten an. Aber auch für den Bedeutungswandel des Wortes trifft das Gesetz nicht zu, insofern er Integralbedeutungswandel ist; hier liegt bei R., wie ich aber hier nicht weiter ausführen kann, eine Intellektualisierung der Bewußtseinsvorgänge bei solchem Wandel vor, die nicht gutgeheißen werden kann und mich daher auch den Ausdruck 'identifizierendes' und 'unterscheidendes' Glied bemängeln läßt: Es handelt sich beim Bedeutungswandel durchaus nicht immer um klare Identifikation und Unterscheidung mit Bezug auf die frühere und die neue Bedeutung des Wortes; jene frühere Bedeutung ist oft gar nicht klar im Bewußtsein und kann daher im Akt des Bedeutungswandels weder identifiziert noch unterschieden werden. Vielleicht sieht sich v. R. mit Bezug darauf einmal den Passus über 'Assimilation' in meinen 'Grundzügen' I § 1209 ff. an; ich glaube, er wird mir dann beistimmen. Muß ich also die Resultate v. Rodzadowskis zum großen Teil doch ablehnen (insbesondere natürlich auch die etwas sonderbare Behauptung auf S. 104, "den sprachlichen Gebilden müssen als letzte Einheiten, als allerletzte 'Ursätze' offenbar zweigliedrige d. h. zweilautige Gebilde gleichsam als Zellen zugrunde liegen"), so bleibt doch anderseits, wie wir gesehen haben, so viel positiv Neues und Gutes

1) Letzteres ist z. B. bei dem obigen Satze *o!* der Fall, wo das *o!*, also die Satzlautung, direkt nur das Gefühl anläßlich des (Anblickes des) Gegenstandes, indirekt aber auch (als Satz-, nicht als Wortlautung) den Gegenstand des Gefühl bedeutet (nicht 'benennt', vgl. oben S. 10 Z. 46 ff.). Der Satz *o!* enthält also allerdings ein mit Gefühlsbedeutung versehenes Wort, außerdem aber einen Bedeutungsbestandteil, das Subjekt, der nicht 'Wort' im Sinne der obigen Definition ist.

an Einzelheiten übrig, daß das Buch immerhin als eine sehr erfreuliche Erscheinung gekennzeichnet werden kann. Weniger gilt dies leider — ich sehe, daß sich hier ungewollt der gleiche Übergang einstellt wie von dem Buche Waags zu dem von A. Rittershaus — wenigstens von dem einen der beiden letzten hier noch zu betrachtenden Bücher. Auch gegen das erste davon, M. Freudenbergers 'Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache', ist ja, namentlich was die Methode betrifft, mancherlei einzuwenden: Die Übertragung der Begriffe "Protoplasma, Kampf ums Dasein, Rudiment, Begünstigte Daseinsformen, Analyse und Homologie, Kreuzung, Ausgestorbene Zwischenstufen, Reversion (Rückkehr zur großelterlichen Bildung)" vom naturwissenschaftlichen aufs sprachwissenschaftliche Gebiet ist nicht ohne eine unstatthafte Verselbständigung der sprachlichen Leistungen und auch nicht ohne sehr wesentliche, vom Verf. bei weitem nicht immer vorgenommene Einschränkungen und Modifikationen jener Begriffe möglich. Und auch das, was der Verf. zum Schluß über den Ursprung der Sprache ausführt, ist doch — er tritt im Wesentlichen für onomatopoetischen Ursprung ein — längst überholt, vor allem neuerdings von Wundt, Völkerpsych. I<sup>2</sup> S. 584 ff. (2. Aufl. I<sup>2</sup> S. 614 ff.), eine Darstellung, die F. damals (1900) freilich noch nicht, wohl aber deren Vorgänger in Wundts andern Werken kennen konnte. Dennoch kann man das anspruchslose Büchlein in seiner Sphäre gern gelten lassen, weil doch darin der Entwicklungsgedanke klar herausgearbeitet ist und sich auch in Einzelheiten gar manches darin findet, was auch Fachleuten neu sein kann, vieles aber, was dem Laien, an den sich das Werkchen zunächst richtet, nicht geradehin falsche Vorstellungen vom Wesen der Sprache erweckt. Offenbar verwirrend und in ihrer Verworrenheit und Unreife direkt unheilvoll müssen aber — und sie haben auch auf Viele so gewirkt — F. Mauthners 'Beiträge zu einer Kritik der Sprache' wirken. Es ist ein bedauerliches Schauspiel, einen Mann, der sonst Geist und Denkschärfe genug besitzt, einen großen Teil seines Lebens an eine Aufgabe wenden zu sehen, der er so ganz und gar nicht gewachsen ist. Denn das ist hier wirklich der Fall: Nicht eine der Wissenschaften, die hier M., immer ab sprechend und stets von seiner eigenen souveränen Stellung aufs höchste überzeugt, in den Kreis seiner Kritik zieht, ist ihm anders als durch unvermittelte und — M. entschuldige das harte Wort, das aber nur in seinem Stile gehalten ist — unverdaute Lektüre von allem Möglichen bekannt; von eigenem organisatorischem und methodischem Durchdenken auch nur eines dieser Gebiete (Logik, Psychologie, Sprachwissenschaft insbesondere im Sinne der grammatischen Wissenschaft) zeigt sich nirgends eine Spur. Dafür aber Thesen wie die, daß die Sprache nicht dazu imstande sei, Erkenntnis zu vermitteln (worauf dann M. drei dicke Bände schreibt, um mittelst der Sprache diese Erkenntnis plausibel zu machen), oder die (I S. 215), daß es "nur bei den Ungebildeten, beim Pöbel, noch gesunde Muskeln und eine gesunde Sprache gebe" (sapienti sat), geschmacklose Urteile über Schillers Stellung zu Kant, ebenso geschmacklose Ausfälle gegen die 'Pfaffen' — Unerquickliches auf Schritt und Tritt, nirgends eine irgendwie nennenswerte Förderung irgendwelcher Wissenschaft. Mit einem Worte: Was neu in den drei Bänden über 'Sprache und Psychologie', 'Zur Sprachwissenschaft' und 'Zur Grammatik und Logik' ist, das ist nicht gut, und was gut darin ist (M. hat ja bei seiner weitgehenden Belesenheit natürlich auch mit vollen Händen Lesefrüchte eingestrent),

das ist nicht neu. Ob unter solchen Umständen noch eine ausführliche Kritik der Mauthnerschen Unmethode angebracht ist? Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen, wenn nun auch diese Gesamtbesprechung nicht, wie ich wohl gewollt hätte, mit einem Lobe, sondern mit einem Tadel schließt. Hoffentlich ist es ein andres Mal anders möglich.

Leipzig.

O. Dittrich.

**Hermann** Dr. E. Zur Geschichte des Brautkaufs bei den indogermanischen Völkern. Wissenschaftliche Beilage zum XXI. Programm (1903—1904) der Hansa-Schule zu Bergedorf bei Hamburg.

Der Verf. gibt ein reiches Material für das Vorhandensein des Brautkaufs bei einzelnen idg. Völkern, und er verfolgt vor allen Dingen das Fortbestehen des Brautkaufs bis in die letzten Zeiten. Im allgemeinen wird man den Ausführungen des Verf.'s dankbar folgen können, nur gegen eines möchte ich Widerspruch erheben. Bei den alten Griechen hören die Nachrichten über den Brautkauf allmählich auf, heute aber findet er sich wieder. Daraus schließt der Verf., daß hier der Brautkauf auf erneuter Einführung von fremder Seite beruhe. Er macht die Albanesen dafür verantwortlich. Natürlich ist das möglich, aber man darf denn doch nicht nach dem Grundsatz vorgehen, *quod non est in actis, non est in mundo*. Es ist absolut unerwiesen, daß uns auch nur einigermaßen vollständige Nachrichten über das ganze griechische Volksleben vorliegen, und so kann sich in gewissen Kreisen sehr wohl der Brautkauf erhalten haben, während er in der Hauptsache überwunden war.

Im zweiten Teil handelt der Verf. über den Namen des Kaufpreises. Wir finden bekanntlich gr. *ἐξόβα*, burg. *wittimon*, abg. *věno*, deren Vereinigung einige Schwierigkeiten bereitet. Ich glaube aber, sie lassen sich unter dem Ansatz von *\*rednmon* beseitigen. Und diesen Ansatz finde ich gar nicht so schwierig, ja ich sehe sogar die Möglichkeit lat. *vēnum dare* usw. mit unserm Wort in Zusammenhang zu bringen<sup>1)</sup>.

Daß sich die Höhe des idg. Kaufpreises nicht ermitteln läßt, daß die Bestimmung '100 Rinder' nichts weiter ist als eine unbestimmt große Zahl, das war leicht zu zeigen.

Über das Alter der Kaufehe hat der Verf. noch einige Bedenken, aber in diesen Punkten muß ich der übertriebenen Skepsis durchaus widersprechen. Es hat gar keinen Zweck mit irgend einer fingierten Möglichkeit zu rechnen. Der Verf. hätte sich vielmehr fragen sollen: Ist es wahrscheinlich, daß sich, vorausgesetzt die Kaufehe existierte bei den Indogermanen nicht, diese bei so vielen Völkern selbständig sollte entwickelt haben? Wäre das der Fall, so läge wohl ein allgemeiner Grundzug der menschlichen Gesellschaft vor, der Art, daß sich diese Form der Eheschließung auf einer gewissen Wirtschaftsstufe entwickeln mußte. Ist es da nicht wahrscheinlicher, den Brautkauf den Indogermanen selbst zuzuschreiben? Übertriebene Skepsis führt nicht viel weiter.

Leipzig-Gohlis.

H. Hirt.

1) Ich nehme idg. Schwund des *s* vor Nasal an, allerdings unter besondern Bedingungen und zwar nach langem Vokal oder Diphthong, das hätte Hermann vielleicht aus meinen Erörterungen selbst schließen können.

**Reuter** J. N. The S'rauta-Sūtra of Drāhyāyaṇa with the Commentary of Dhanvin. Part. I (Reprinted from the 'Acta societatis scientiarum finnicæ' T. XXV, Pars II).

Der in schöner Ausstattung vorliegende Teil I von Drāhyāyaṇas S'rauta Sūtra erfüllt einen alten Wunsch der Vedaphilologie, die nun auch das zum Sāmaveda vorhandene Material der Veröffentlichung entgegengeführt sieht. Während die Sūtren zum Rk und Yajurveda größtenteils erschienen oder im Erscheinen begriffen sind, ist der Sāmaveda in dieser wie in anderer Beziehung stiefmütterlich behandelt worden, obwohl seine Technik wie seine Stellung in der vedischen Kulturgeschichte eine eingehende Erörterung wünschenswert macht. Nicht unwichtig sind die Angaben einzelner Texte über mancherlei Bräuche, die die dem Volksleben nahestehenden und keineswegs immer im Ansehen hochstehenden Sāmasänger in das Ritual der S'rautasutren mitbrachten. Ferner gewähren die Angaben der Chāndogya's manchen Einblick, den die übrigen Texte verweigern, in die Geschichte des Kultus. Die Grundform aller Somaopfer bildet z. B. der Agniṣṭoma, der seinen Namen keineswegs mit Recht führt, weil hier nicht Agni, sondern Indra der Mittelpunkt ist. Vermutlich haben hier Familien, die den Indrakult pflegten, diesen in den Rahmen eingefügt, während eigentlich Agni den Hauptplatz einnehmen sollte. Die Chāndogya's haben aber neben der Indra-Subrahmaṇyāformel eine zweite, die an Agni gerichtet ist und anstelle jener im Agniṣṭut eintritt, in einem Somaopfer, das offenbar eine Parallele zu einem Indrastut bildete; die Verhältnisse des gegenwärtigen Agniṣṭoma bekunden eine Annäherung beider Opfer, ein Kompromiß zwischen verschiedenen Ritualfamilien, das vorauszusetzen uns die Angaben bei Lāt. und Drāhyāyaṇa veranlassen.

Der Text Drāhyāyaṇa's ist vielfach mit dem Lātīyāyaṇa's identisch, und so werden wir leichter imstande sein die mannigfachen Schäden der Ausgabe des letzteren in der Bibliotheca Indica selbst auszubessern. Immerhin scheint Drāh. manche interessanten Zusätze zu haben, wie z. B. die Sūtren IX, 4, 16—18 oder das Zitat aus S'āṇḍilya, das bei Drāhyāyaṇa ausführlicher vorliegt als bei Lāt.; es wäre nützlich, wenn der Wortindex die Abweichungen zwischen beiden Texten genau zum Ausdruck brächte. Recht wertvoll ist der Kommentar Dhanvins, weil er von dem Agnisvāmīns unabhängig ist und Sāyaṇa für seine Kommentierung des Pañcaviṃśa- und Ṣaḍviṃśa Brāhmaṇa vorgelegen hat. Über diese Fragen wird sich erst genauer urteilen lassen, wenn die beiden folgenden Teile und die in Fasc. IV in Aussicht gestellte Einleitung erschienen sind. Daß unser Material so vollständig als möglich herausgegeben und bearbeitet wird, ist umso wünschenswerter, als in Indien selbst weder Interesse noch Verständnis für diese Dinge vorhanden zu sein scheint. Bei einem Opfer, das ich in der Nähe des heiligen Teiches von Valkeśvara auf Malabar Hill sah, flüsterte der Hotṛ seine Gebete, nicht aus dem Rk, sondern, wie ich an dem mir dargereichten Texte mich überzeugte, — aus einer modernen Version der Bhagavadgītā.

Daß die Ausgabe bei Reuter in guten Händen liegt, zeigt das gegenwärtige bis Paṭala XI (= Lāt. IV, 1, 5) reichende Heft, das noch die Beschreibung der herzustellenden Laute enthält. Um einige Einzelheiten anzumerken: S. 2 (I, 1, 4, Komm. Z. 4) würde ich *vibhaktam mantrāṇam* mit C schreiben; S. 3 Z. 15 mit derselben Handschrift *bandhāyanah*; IX, 4, 7

liest Reuter wie die Lät.-Ausgabe (III, 8, 1) *trikena stomenāstomayogū yajamānavācanākuśāvidhānena*; das Ganze ist aber ein Dvandva *astomayoga-ayajamānavācana* etc.; es müßte also mindestens der Avagraha gesetzt werden, den R. sonst verwendet (obwohl ich die häufige Setzung des Avagraha eher als eine Störung denn als Unterstützung empfinde) oder, zweckmäßiger, der Text ohne Pause gedruckt; ib. IX, 8, 8 *apānyāt*.  
Breslau. A. Hillebrandt.

**Edmunds** A. J. Buddhist & Christian Gospels being Gospel Parallels from Pāli Texts. Now First Compared from the Originals. Third and Complete Edition. Edited with Parallels and Notes from the Chinese Buddhist Tripitaka by M. Anesaki, Professor of the Science of Religion in the Imperial University of Tōkyō 1905. pp. [XIII]. IV, 230, 16). 8°.

Edmunds will nicht, wie Seydel und van den Bergh, direkte Entlehnungen aus buddhistischen Quellen in den Evangelien nachweisen, sondern Parallelen in den Gedanken. Nur für das Lukas-Evangelium läßt er einen möglichen Einfluß eines 'Gotamist Epic' gelten in Fällen, wo Lukas von Matthäus und Marcus in eigenartiger Weise abweicht. Darin stimme ich ihm durchaus bei, wenn ich auch nicht an ein bestimmtes buddhistisches Epos glaube, das Lukas benutzt haben könnte. Unter den Parallelen sind viele ganz allgemeiner Art, die nichts besagen. Überhaupt spielt hier die Subjektivität eine große Rolle. Sehr wohlthuend berührt in dem Buche das redliche Streben nach der Wahrheit und das Bemühen Edmunds', sich auf allen einschlägigen Gebieten gründlich zu unterrichten. Er hat sich mit der theologischen Literatur wohl vertraut gemacht und sich eine aner kennenswerte Kenntnis des Pāli und des Tripitaka erworben. Es ist zu wünschen, daß es ihm gelingt in Amerika einen Verleger für das große Werk seines Lebens zu finden, die Cyclopaedia Evangelica, die ohne Zweifel sehr nützlich sein wird. Die vorliegende Arbeit konnte nur erscheinen, indem Anesaki einen Verleger in Japan besorgte, auch ein Zeichen der Zeit. Anesaki selbst hat zu den Übersetzungen aus dem Pāli-Kanon Parallelen aus dem Chinesischen Tripitaka hinzugefügt. Aus seiner Bemerkung auf S. [XII], es scheine ihm eine unbestreitbare Tatsache zu sein, daß die Pāli Nikāya und die Chinesischen Āgama aus derselben Quelle abgeleitet sind, geht hervor, daß ihm die Funde in Chinesisch-Turkestan noch unbekannt sind. Die von Neumann eingeführte, greuliche Schreibweise *Ānando*, *Nikāyo* usw. hätten die Verfasser nicht aufnehmen sollen. Für *Buddha* machen sie selbst eine Ausnahme. Störend sind die zahlreichen Druckfehler.

Berlin-Halensee.

R. Pischel.

**Sommer** F. Griechische Lautstudien. Straßburg, Trübner 1905. VIII, 172 S. 5 M.

In vier Abschnitten, die sich inhaltlich aneinander anschließen, untersucht Sommer einige Erscheinungen der griechischen Lautgeschichte, in denen er die Einwirkung eines tonlosen inlautenden Konsonanten auf den Anlaut vermutet. In der ersten Untersuchung ('Spiritus asper als Vertreter eines *h* im Wortinnern' S. 1—24) gelangt der Verf. zu dem Ergebnis, a) daß ein intervokalisches *h* (aus *s*) auf den vokalischen Anlaut übergeht, falls der Vokal vor dem *h* den Akzent trug (z. B. *eūw* aus \**eūhw*



gegenüber  $\acute{\epsilon}\upsilon\varsigma$  aus  $*\acute{\zeta}h\acute{\upsilon}\varsigma$ ), ferner b) daß ein antekonsonantisches  $h$  in Fällen wie  $\acute{\iota}\mu\epsilon\omicron\varsigma$  aus  $*\acute{\iota}h\mu\epsilon\omicron\varsigma$  ( $*\acute{\iota}\zeta\mu\epsilon\omicron\varsigma$ ) dieselbe Wirkung habe; die sichersten Belege dafür sind (außer  $\acute{\iota}\mu\epsilon\omicron\varsigma$ )  $\epsilon\acute{\iota}\mu\alpha\rho\tau\alpha\iota$ ,  $\omicron\acute{\iota}\mu\omicron\varsigma$  (aus  $*\omicron\acute{\iota}\sigma\mu\omicron\varsigma$ , lit. *eismē*),  $\alpha\acute{\iota}\mu\alpha$ ,  $\acute{\alpha}\mu\alpha\rho\tau\acute{\alpha}\nu\upsilon$ . Von der Notwendigkeit des zweiten Lautgesetzes bin ich nicht überzeugt: das sicherste Beispiel ist  $\acute{\iota}\mu\epsilon\omicron\varsigma$ , dem aber ein so isoliertes Wort wie  $\alpha\acute{\upsilon}\rho\iota\omicron\upsilon$  aus  $*\alpha\acute{\upsilon}\varsigma\tau\iota\omicron\upsilon$  gegenübersteht. Wenn  $\alpha\acute{\upsilon}\rho\iota\omicron\upsilon$  eine analogische Umbildung von  $\alpha\acute{\upsilon}\rho\iota\omicron\upsilon$  sein kann, dann kann m. E. noch leichter angenommen werden, daß  $\acute{\iota}\mu\epsilon\omicron\varsigma$  seinen Anlaut von  $\acute{\iota}\epsilon\mu\alpha\iota$  ( $\acute{\epsilon}\phi\acute{\iota}\epsilon\mu\alpha\iota$ ) bezogen habe. Der Verf. dehnt das Lautgesetz, das er für den vokalischen Anlaut aufgestellt hat, auch auf anlautenden Konsonant aus, sofern es sich um eine Tenuis (Kap. II) oder ein F (Kap. III) handelt. Im ersten Fall scheidet S. zunächst die Formen  $\phi\rho\omicron\upsilon\rho\acute{\alpha}$ ,  $\phi\rho\acute{\omicron}\mu\iota\omicron\upsilon$  und  $\phi\rho\acute{\omicron}\delta\omicron\varsigma$  (=  $*\phi\rho\acute{\omicron}\delta\omicron\varsigma$  usw.) aus der weiteren Beweisführung aus, weil er hierin — wie ich glaube mit Recht — relativ junge (keinesfalls urgriechische) Vorgänge von Verschiebung der Aspiration sieht; wenn er  $\acute{\epsilon}\phi\iota\omicron\rho\acute{\kappa}\acute{\epsilon}\omega$  =  $\acute{\epsilon}\pi\iota\omicron\rho\acute{\kappa}\acute{\epsilon}\omega$  hinsichtlich seines Alters mit jenen Wörtern auf die gleiche Linie stellt, so stimme ich darin dem Verf. bei, halte aber doch meine Erklärung der Form ( $\acute{\epsilon}\phi\iota\omicron\rho\acute{\kappa}\acute{\epsilon}\omega$  eine Kontamination von  $\acute{\epsilon}\phi\omicron\rho\acute{\kappa}\acute{\epsilon}\omega$   $\times$   $*\acute{\epsilon}\pi\iota\omicron\rho\acute{\kappa}\acute{\epsilon}\omega$ ) gegenüber derjenigen S.'s ( $\acute{\epsilon}\pi\iota\omicron\rho\acute{\kappa}\acute{\epsilon}\omega$  zu  $\acute{\epsilon}\phi\iota\omicron\rho\acute{\kappa}\acute{\epsilon}\omega$ ) deshalb aufrecht, weil für das vom Verf. mit Stillschweigen übergangene  $\acute{\epsilon}\phi\iota$   $\acute{\iota}\epsilon\rho\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  (aus Delos, s. Spiritus asper S. 72) mein Weg mir gangbarer erscheint als der Sommers. Doch das von S. aufgestellte Lautgesetz wird von dieser Einzelheit nicht berührt; urgriechische Einwirkung eines inlautenden  $h$  (s) auf anlautende Tenuis sieht S. in folgenden Fällen, unter denen sich einige scharfsinnige Etymologien des Verfassers finden:  $\theta\rho\acute{\iota}\nu\alpha\acute{\epsilon}$  aus  $*\tau\rho\iota\text{-}\varsigma\nu\alpha\kappa\text{-}\varsigma$ ,  $\theta\rho\acute{\iota}\nu\acute{\alpha}$  aus  $*\tau\rho\iota\text{-}\varsigma\nu\acute{\alpha}$ ,  $\theta\rho\acute{\iota}\omicron\nu$  aus  $*\tau\rho\iota\text{-}\varsigma\omicron\mu$ ,  $\theta\rho\acute{\iota}\alpha\mu\beta\omicron\varsigma$  aus  $*\tau\rho\iota\varsigma\text{-}\alpha\mu\beta\omicron\varsigma$ ,  $\theta\rho\acute{\upsilon}\omicron\nu$  aus  $*\tau\rho\upsilon(\varsigma)\omicron\nu$ ,  $*\theta\rho\acute{\epsilon}\omicron\varsigma$  in  $\theta\rho\acute{\iota}\eta\varsigma\alpha\iota$  aus  $*\tau\rho\epsilon(\varsigma)\omicron\varsigma$ ,  $\theta\epsilon\acute{\iota}\lambda\acute{\omicron}\pi\acute{\epsilon}\delta\omicron\nu$  aus  $*\tau\epsilon\rho\varsigma\lambda\omicron\text{-}\pi\acute{\epsilon}\delta\omicron\nu$ ,  $*\theta\rho\acute{\alpha}\nu\omicron\varsigma$  ( $\theta\rho\acute{\alpha}\nu\acute{\omega}$ ) aus  $*\tau\rho\alpha\varsigma\nu\omicron\varsigma$  ( $*\acute{\iota}\gamma\sigma\eta\sigma\omicron\varsigma$ ),  $\varsigma\acute{\theta}\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$  aus  $*\varsigma\tau\alpha\varsigma\nu\omicron\varsigma$ ,  $\phi\acute{\lambda}\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  aus  $*\phi\acute{\lambda}\acute{\epsilon}\mu\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\phi\lambda\omicron\acute{\iota}\omicron\varsigma$  aus  $*\phi\lambda\omicron\mu\varsigma\acute{\iota}\omicron\varsigma$ ,  $\phi\rho\acute{\upsilon}\nu\eta$  aus  $*\phi\rho\upsilon\varsigma\nu\acute{\alpha}$ ,  $\phi\acute{\iota}\delta\lambda\eta$  aus  $*\phi\iota\text{-}\varsigma\alpha\lambda\acute{\alpha}$ ,  $\phi\acute{\lambda}\acute{\epsilon}\omega$  aus  $*\phi\lambda\acute{\epsilon}\mu\varsigma\acute{\iota}\omicron\varsigma$ ,  $\chi\acute{\alpha}\acute{\iota}\tau\eta$  aus  $*\kappa\alpha\iota\varsigma\tau\acute{\iota}\alpha$ ,  $\chi\rho\acute{\alpha}\upsilon$  aus  $*\kappa\rho\alpha\upsilon(\sigma)\omega$ . Unter den 16 Fällen, die für das Lautgesetz in Anspruch genommen werden, sind 12, in denen es sich um  $\theta\rho\text{-}$ ,  $\phi\rho\text{-}$ ,  $\phi\lambda\text{-}$ ,  $\chi\rho\text{-}$  handelt; die übrigen vier Etymologien sind so unsicher, daß sie nicht zum Beweis des aufgestellten Lautgesetzes dienen können: das Lautgesetz ist also wohl in der Weise zu begrenzen, daß man die Wirkung eines inlautenden intervokalischen Hauchlautes nur bei der Anlautsgruppe Tenuis + Liquida annimmt. Bei dieser Formulierung fallen Ausnahmen wie  $\pi\acute{\epsilon}\zeta\omega$ ,  $\pi\acute{\alpha}\iota\omega$  und besonders  $\pi\acute{\epsilon}\omicron\varsigma$  (S. 79) weg, welches letzteres mir ein kaum übersteigbares Hindernis für Sommers weitergreifendes Lautgesetz zu sein scheint. Ob auch die Wirkung eines antekonsonantisches  $h$  (z. B.  $*\tau\rho\iota\text{-}\varsigma\nu\alpha\kappa\text{-}\varsigma$  zu  $*\tau\rho\iota\eta\nu\alpha\acute{\epsilon}$  und  $\theta\rho\acute{\iota}\nu\alpha\acute{\epsilon}$ ) stattgefunden hat, ist mir zweifelhaft; ich glaube nicht recht an die Entwicklung von  $-sn-$  u. ä. über  $-hv-$  zu  $-vv-$  und vermisse eindeutige Etymologien, welche das Vorhandensein und die Wirkung eines solchen  $h$  uns anzunehmen zwingen; ein  $\kappa\rho\acute{\alpha}\nu\alpha$  <  $*\kappa\rho\alpha\varsigma\nu\alpha$  spricht jedenfalls nicht sonderlich dafür, wenn man sich auch zur Not mit der Form abfinden könnte (s. Sommer S. 80). Daß endlich der Akzent beim Eintreten oder Unterbleiben der Hauchverschiebung eine Rolle spielte, läßt sich nicht erweisen — man läßt ihn besser aus dem Spiel, weil man sonst leicht in eine Zwickmühle gerät (vgl. S. 76 f.).

Wenn wir die Wirkung des inlautenden  $h$  auf anlautende Tenuis mit der darauffolgenden Liquida in Verbindung bringen, so folgt daraus

natürlich nicht, daß die Liquida unter allen Umständen bei der Aspiration eines anlautenden Konsonanten beteiligt sein muß. Daher berührt meine Einschränkung des Sommerschen Lautgesetzes keineswegs die Ergebnisse des 3. Abschnittes, worin 'die Vertretung eines anlautenden F durch Spiritus asper' behandelt wird (S. 82 ff.). Anlautendes F ist nach Sommer durch drei Prozesse über Fh zu einem Spiritus asper geworden, nämlich 1. in Fällen wie ἐννυμι < \*Féhvυμι (\*Fecvυμι) durch die Wirkung eines inlautenden h, 2. in ἴτρωρ, ἔσπερος, ἐκρία durch die Wirkung eines inlautenden c, und 3. in ἔρση, ἐορτή durch die Wirkung eines ρ, das selbst durch die Verbindung mit einem stimmlosen Konsonant stimmlos geworden sei. S. scheint mir damit ein Problem der endgültigen Lösung näher gebracht zu haben, um das ich mich selbst (IF. 9, 294 ff.) bemüht habe. Es freut mich, daß S. im wesentlichen meinen Ausführungen über die Existenz eines stimmlosen Digamma zustimmt und gegenüber den Einwänden Solmsens auf meine Seite tritt. Auch Sommer lehnt wie ich (IF. Anz. 14, 8) die Hypothese Solmsens ab, daß der Hauchlaut in ἑκαστος und ἔξ aus einem s und nicht einem sz- zu erklären sei; denn über die Form \*Ecría ist Solmsen nur hinweggekommen, indem er die Belege für Fecría bezweifelte und die etymologische Verknüpfung mit lat. *Vesta* leugnete, wobei immer noch ἔσπερος *vesper* und ἴτρωρ-ἴτρωρ als gefährliche Klippen übrig blieben. Das von mir aufgestellte Lautgesetz, daß das 'gehauchte' (oder stimmlose) F oder Fh früher als das stimmhafte F geschwunden sei, halte ich nunmehr auf Grund von Sommers Untersuchungen für sicherer denn je: denn Sommer zeigt, daß ein Fh- nicht nur auf sz- zurückgeht, sondern auch unter anderen Sonderbedingungen entstanden sein kann. Natürlich bleiben auch so noch einige Wortformen mit \* = F- übrig, bei denen weder älteres sz noch das Lautgesetz Sommers in Betracht kommt — wie ja auch noch nicht alle Fälle mit Spiritus asper, in denen ein F überhaupt nicht in Frage steht, erklärt sind<sup>1)</sup>. Wir dürfen uns daher nicht einfach mit der Annahme zufrieden geben, daß in den Fällen mit \* = F, die nicht durch unsere Lautgesetze zu erklären sind, der Ansatz eines F oder die Überlieferung eines Spiritus asper falsch sei. Diesen von Sommer gesuchten Ausweg halte ich jedoch in den S. 98—100 besprochenen Fällen für wahrscheinlicher als irgend etwas anderes. Nicht aber leuchten mir alle von dem Verf. angenommenen Analogiebildungen ein, so z. B. ἀλίσκομαι nach αἰρεῖν, αἶνω nach ἦμι, ἑλπίς nach ἐλέσθαι: es sind gewissermaßen provisorische Hilfsmittel, um mit den Formen fertig zu werden. Dagegen würde ich die Erklärung von ἡέκοι und ἡυκάς (nach den übrigen, mit Spiritus asper anlautenden Zahlwörtern wie ἕξ, ἑπτὰ, ὀκτώ, ἐννέα, ἑκατόν) gerne annehmen, wenn nicht pamphyl. φικάτι auf ein älteres \*Fhικάτι unmittelbar hinwiese; S. äußert sich nicht über die pamphyliische Form. Während man sonst gelegentlich mit der Doppelheit sz-/sz- rechnen kann, ohne daß Zeugnisse für ein sz- vorliegen (vgl. S. 111 ff.), ist es mißlich, gerade für \*Fhικάτι diesen Ausweg zu wählen. Ich glaube überhaupt nicht, daß mit der Annahme von sz- und mit

1) Die von Sommer S. 134 hervorgehobene Tatsache, daß mit inlautendem -ρμ- Aspiration eines vokalischen Anlauts Hand in Hand geht (ἄρμα ἄρμώζω), ist, wie ich nebenbei bemerke, schon von griechischen Grammatikern beobachtet worden, vgl. A. Ludwig Anekdotà zur griech. Orthographie (Königsberg 1905) S. 7: τὸ α λήγον εἰς ρ ἐπιφερομένου τοῦ μ δακύνεται οἷον ἄρμώζω (aus einer Wiener Handschrift des 14. Jahrh.).

Sommers Lautgesetz alle Bedingungen erschöpft sind, unter denen ein F stimmlos (oder Aspirata) geworden ist. Auf besondere, bisher nicht bekannte Bedingungen für diesen Vorgang weist die gelegentliche Aspirierung von anlautendem Nasal oder Liquida (μῆγδλου, λῆβών u. dgl.) hin, wo keinesfalls mit einem älteren *sm-*, *sl-* überall durchzukommen ist. Ich habe schon früher (Spiritus asper S. 19) vermutet, daß bestimmte satzphonetische Verhältnisse im Spiele sind, und glaube dies auch heute noch: es könnte sich eigentlich nur um die Wirkung eines vorhergehenden auslautenden -c handeln, doch kann bei der Spärlichkeit des Materials der quellenmäßige Nachweis nicht mehr geführt werden. Um auf Sommers Digammagesetz zurückzukommen, so bin ich der Meinung, daß es durch die vorliegenden Tatsachen nicht im ganzen Umfang sicher erwiesen ist. Die Geltung von 2. scheint mir unzweifelhaft; indem ich 2. und 3. kombiniere, möchte ich folgende Formulierung vorschlagen: anlautendes F wird durch ein c im Anlaut der nächsten Wortsilbe stimmlos (aspiriert). Dieses Lautgesetz reiht sich somit den sonstigen Lautwandelungen an, welche den Anlaut zweier aufeinanderfolgenden Silben assimilatrisch oder dissimilatrisch beeinflussen<sup>1)</sup>. In Fällen wie ἴτρωρ ist zu berücksichtigen, daß die Silbengrenze im c liegt (s. Brugmann Griech. Gramm.<sup>8</sup> 131 und die dort vorgezeichnete Literatur); in ἔρην, ἔρῃα u. dgl. braucht man mit S. nicht anzunehmen, daß ein stimmloses ρ die Aspirierung des F bewirkt habe; ἔορῃ, das allein für S.'s Formulierung ins Gewicht fällt, kann seinen Spiritus asper sehr leicht von ἡμέρα bezogen haben. Auch die Hereinziehung des Akzents wird m. E. besser vermieden, da sich sonst Unstimmigkeiten zwischen der ἔρην- und ἔννυι-Gruppe (vgl. S. 133) ergeben. Endlich muß man die Frage aufwerfen, ob die Lautkombination \*Feh-vvui (aus \*Fec-vvui) mit dem stimmlosen F etwas zu tun hat. Ich glaube nicht: denn das sicherste Beispiel, eben ἔννυι, kann auch von ἔcca u. dgl. aus erklärt werden; selbst ob ein intervokalisches h (aus c) aspirierend auf den Anlaut gewirkt hat, ist mir wegen ἔap (und ev. ióc) nicht so ganz sicher. Von Ausnahmen gegen das ἴτρωρ-Gesetz kommen 'ernstlich', wie ich mit S. glaube, nur ἄτρω, ἴκω und ἴcoc in betracht (S. 123). Man lese bei S. nach, wie man sich mit den beiden ersten Formen abfinden kann; aber ἴcoc [FicFoc] aus \*FícFoc birgt eine Schwierigkeit, die ich nicht zu beseitigen vermag; bemerkenswert ist das Wort durch die einzigartige Lautfolge F-cF-: sie kann sehr wohl die besondere Behandlung des anlautenden F verursacht haben.

Auch das letzte Kapitel des Buches, welches die Vertretung von *j* durch *z* behandelt, steht mit den vorhergehenden Ausführungen im Zusammenhang, insofern S. seinen Grundgedanken, die Wirkung des Inlauts auf den Anlaut, in ähnlicher Weise benützt, um die Verschiedenheit im Anlaut von ζῶ ζώννυι — ἄρνός zu erklären (S. 138 f.). 'Niemand würde' — so sagt der Verf. S. 143 mit Recht — 'an eine indogermanische Spirans *j* denken, wenn das Griechische mit seinem *z* nicht wäre.' Und man würde jedenfalls auf das Albanesische allein mit seinem *ges* = ζῶ und *ju* = ὕμεϊς die Hypothese einer Doppelheit *j-j* nicht aufbauen, wenngleich ich nicht glaube, daß das Albanesische mit dem Hinweis auf Pedersen (KZ. 36, 106 und Festschr. til Thomsen 252) auf die Seite zu schieben ist. S. setzt die Verschiedenheit von Spiritus asper und *z* derjenigen von F und F<sup>c</sup> parallel:

1) Vgl. Brugmann Griech. Gramm.<sup>8</sup>. 133 f.

ζ sei die Vertretung eines ζ', das in ζώννυμι aus \*ζώννυμι, ζέω aus \*ζέω ebenso wie φ' zustande gekommen sei. Freilich hört der Parallelismus in der weiteren Entwicklung von ζ und ζ' völlig auf, denn sie verläuft gerade in der umgekehrten Richtung. Hier liegt eine Schwierigkeit vor, welche die Hypothese S.'s nicht so ohne weiteres annehmbar macht. Aber bestechend ist der Gedanke, auf diese Weise das ζ als eine Abart des ζ' zu erklären; scharfsinnig ist auch die Vermutung, daß die Lautgruppe ζu- über hu- hju- (jhu) zu ζ geworden sei (in ζυρόν, ζύμη u. a.).

Die Untersuchungen S.'s bedeuten unstreitig eine kräftige Förderung schwieriger Fragen der griechischen Lautgeschichte: wesentliche Punkte sind von ihm aufgeklärt worden; aber auch da wo man nicht völlig überzeugt ist, hat man doch die Empfindung, daß der Verf. die Schwierigkeiten von der rechten Seite angefaßt und die Richtungslinie gefunden hat, welche uns zur endgültigen Lösung der behandelten Probleme führen wird.

Marburg.

Albert Thumb.

**Moulton J. H.** A grammar of New Testament Greek based on W. F.

Moulton's edition of G. B. Winer's Grammar. Vol. I. Prolegomena.

Edinburgh T. & T. Clark 1906. XX, 274 S. 8 sh.

Eine Neubearbeitung von Winer's Grammatik des Neuen Testaments, die dem gegenwärtigen Stand der Koineforschung gerecht wird, soll uns, wie es scheint, zuerst von englischer Seite geschenkt werden, denn die deutsche Bearbeitung Schmiedels ist leider bis jetzt unvollendet geblieben, weil der theologische Verf. sich anderen Aufgaben zugewendet hat. Nunmehr hat ein englischer Theologe, der Verf. unseres Buches, die Aufgabe übernommen, den englischen Text des Werkes, der vom Vater des Verf's herrührt und drei Auflagen erlebt hatte, neu zu bearbeiten, nachdem der Vater selbst durch den Tod (1898) an der Ausführung seines Planes verhindert worden war. Die Prolegomena, die uns zunächst vorgelegt werden, sind ein völlig neues und selbständiges Werk, das mit seinem Vorgänger nichts gemein hat; in seinen Grundzügen lag es bereits in einer Serie von Aufsätzen vor, die 1904 in der englischen Zeitschrift "The Expositor" erschienen sind ("Characteristics of New Testament Greek").

Die "Prolegomena" sind dazu bestimmt, die neutestamentliche Gräzität im allgemeinen zu charakterisieren, in ihre Probleme einzuführen und ihr die Stellung im Gesamtgebiet der hellenistischen Sprachentwicklung anzuweisen — eine Aufgabe, die überhaupt erst versucht werden konnte, seit es eine wirkliche Koineforschung gibt, und das ist nicht gerade lange her. Der Verf. hat bereits durch mehrere kleinere Arbeiten gezeigt, wie er sich auf seine Aufgabe vorbereitete: er hat die Papyri durchforscht, um für sprachliche Erscheinungen des Neuen Testaments Vergleichsmaterial zu erhalten. Aber er hat seine Vorbereitung noch tiefer aufgefaßt: der Theologe trieb sprachwissenschaftliche Studien, um eine richtige Einsicht in die griechische Sprachgeschichte zu erlangen, und er hat sich endlich mit Erfolg bemüht, auch die Ergebnisse der neugriechischen Sprachforschung in methodischer Weise zum Verständnis des biblischen Griechisch heranzuziehen. Der Verf. besitzt eine Weite des Gesichtskreises, die sehr erfreulich ist und natürlich der Sache selbst zum Vorteil gereicht. Ein Beweis dafür sind die Worte der Vorrede (S. 9), womit er die Notwendigkeit allgemeinsprachwissenschaftlicher Studien

für seine spezielle Aufgabe begründet: "The Study of the Science of Language in general, and especially in the field of the languages which nearest of kin to Greek, is well adapted to provide points of view from which new light may be shed on the words of Scripture". So spricht ein Theologe — man wäre froh, wenn jeder Philologe diese Einsicht besäße. Es ist daher begreiflich, daß diese Grammatik des Neuen Testaments allen ihren Vorgängern überlegen ist. Das Buch dient vor allem der Belehrung und richtet sich in erster Linie an Theologen; daher bietet es alles, was für diese aus der griechischen Grammatik und Sprachgeschichte zu wissen wünschenswert ist. Die Stellung des biblischen Griechisch, die Charakterisierung der Koine, ihr Ursprung und ihre Entwicklung bilden den Inhalt der beiden ersten Kapitel; Kap. III—IX geben eine allgemeine Charakteristik der biblischen Gräzität (III. Formlehre. IV. Syntax des Nomens. V. Adjektiva, Pronomina und Präpositionen. VI.—VIII. Verbum finitum. IX. Infinitive und Partizipien). Die allgemeinen Fragen der vergleichenden Grammatik werden in klarer und gemeinverständlicher Weise erörtert, damit für die Erscheinungen der einzelnen Sprachphase die prinzipielle Grundlage gewonnen werde: und wie fruchtbringend das ist, zeigt sich z. B. bei der Behandlung der Aktionsarten des Verbums, wo u. a. die Frage behandelt wird, ob und wie weit die Perfektivierung durch Präpositionen, die von Purdie für Polybios untersucht worden ist, auch im Neuen Testament nachzuweisen sei.

Der Detaildarstellung der Grammatik, die dem 2. Band angehören wird, eine allgemeine Charakteristik vor auszuschicken, scheint mir ein glücklicher Gedanke, weil sich so die Eigenart des neutestamentlichen Griechisch von der klassischen Sprache viel besser abhebt. Daß das Buch in den speziellen Problemen der Koine- und biblischen Sprachforschung durchaus in modernem Geist verfaßt ist, brauche ich nicht hervorzuheben. In der Hebraismenfrage und in dem was dazu gehört, steht der Verf. ganz auf dem Standpunkt, den Deißmann und ich selbst vertreten. M. trägt in vielen Punkten dazu bei, die vermeintlichen Hebraismen aufzuklären, sie als das zu erweisen, was sie in den meisten Fällen sind — Beweise der Unkenntnis der jüngeren griechischen Sprachentwicklung. Der Verf. lehnt natürlich die Möglichkeit von Semitismen nicht einfach ab, sondern formuliert das Problem in einer einsichtigen Weise, der man ohne weiteres zustimmen kann, weil die Formulierung dem wirklichen Sprachleben und den besonderen literarischen Verhältnissen entspricht. Auch in so wichtigen Fragen wie über die Entstehung der Koine zeichnet sich das Urteil M.'s durch Besonnenheit aus. Zwar ist er geneigt, den der Lautlehre entnommenen Gründen, womit Kretschmer seine These verteidigt, mehr Gewicht beizulegen, als mir berechtigt scheint, aber andererseits bringt er gerade für den attischen Grundcharakter der Koine neue gewichtige Gründe bei (vgl. S. 34, 213 ff.).

M. hat die Hilfsmittel der Koineforschung so sorgsam verwertet und weiß in seiner Darstellung das Hypothetische vom Sichern so gut zu scheiden, daß ich keinen Anlaß habe, auf Einzelheiten näher einzugehen — und zwar um so weniger als ich zu einzelnen Punkten schon vorher aus Anlaß der Expositor-Aufsätze und während des Druckes des vorliegenden Werkes Gelegenheit hatte, dem Verf. einige Anmerkungen zu liefern, eine Mitwirkung, die der Verf. (in der Vorrede) in liebenswürdiger Weise überschätzt. Was ich also als Rezensent in einigen Einzelheiten zu sagen hätte, ist vom Verf. schon berücksichtigt worden. Wo

ich mit dem Verf. nicht gleicher Meinung bin, da handelt es sich um Dinge, die nicht mit kurzen Bemerkungen zu erledigen sind, sondern den Inhalt künftiger Detailforschung bilden müssen. Hoffen wir, daß das treffliche Buch in diesem Sinn anregend wirke und gerade unter den Theologen das wissenschaftliche Studium der Bibelsprache fördere, da es in vorbildlicher Weise zeigt, auf welchen Bahnen die neutestamentliche Sprachforschung wandeln muß. Und zum Schluß sei uns gestattet, den Wunsch auszusprechen, daß der Verf. uns bald den zweiten Band des Werkes beschere, damit wir endlich für den alten Winer einen vollwertigen neuen Ersatz bekommen.

[Korrektur-Zusatz. Wenn diese Besprechung erscheint, wird wahrscheinlich bereits die 2. Auflage des Buches vorliegen — ein Beweis sowohl für die Trefflichkeit desselben wie für das Interesse, dessen sich die neutestamentlichen Sprachstudien im englischen Sprachgebiet erfreuen. Der Text der neuen Auflage ist nur in Kleinigkeiten berichtigt; in einem besonderen Nachtrag macht M. einige Zusätze, in denen die neueste Literatur mit der dem Verf. eigenen Gewissenhaftigkeit verwertet worden ist.]

Marburg.

Albert Thumb.

Meyer L. Handbuch der griechischen Etymologie. Leipzig Hirzel 1901/2. 4 Bde. 656, 859, 488, 608 S. gr. 8°. 60 M.

Über Leo Meyers Handbuch der griechischen Etymologie hat sich alsbald nach seinem Erscheinen ein Konsensus aller Urteilsfähigen, Linguisten wie Philologen, herausgebildet. Es ist der Fleiß von zwei Jahrzehnten, der in dem Werke niedergelegt ist, und schon darum hat es Anspruch auf Achtung. Es ist bequem, daß jedem Worte Belegstellen aus der Literatur beigegeben sind, die — in nicht wenigen Fällen freilich nur bis zu einem gewissen Grade — seinen wirklichen Gebrauch zu übersehen in Stand setzen, und es ist dankenswert, daß der Verf. der genaueren Feststellung der Wortbedeutung besondere Sorgfalt gewidmet hat. Es verdient Lob, daß er nicht nur, wie in etymologischen Lexizis sehr vielfach geschieht, die wurzelhaften, sondern auch die stammbildenden Teile der Wörter berücksichtigt und durch reichliche Parallelen aufzuhellen sucht. Es begegnet auch hier und da ein wirklich förderlicher Gedanke über die Herkunft eines Ausdrucks. Aber all dieses Gute kann nicht über die zwei Grundgebrechen des Werkes, um von kleineren zu schweigen, hinwegtäuschen: es führt den ganzen, auch uns noch bekannten Reichtum des griechischen Wortschatzes nur unvollständig vor, weil es sich auf das in der Literatur belegte beschränkt und von vornherein ablehnt, die unendlichen Fundgruben der grammatisch-lexikographischen Überlieferung und der Inschriften systematisch auszubeuten, und es spiegelt in Gesamtanschauung und Beurteilung zahlloser Einzelheiten einen Stand der Sprachforschung wider, der seit beinahe einem Menschenalter als überwunden gelten darf; es ist als ob Männer wie J. Schmidt und de Saussure, Bezzenger, Fröhde und Bechtel, Brugmann und Osthoff, Wackernagel, W. Schulze und Kretschmer für Leo Meyer überhaupt nicht geschrieben hätten. Es widerstrebt mir, die Versäumnisse, die sich dem einigermaßen Kundigen auf Schritt und Tritt aufdrängen, im einzelnen zu beleuchten, so sehr auch die Selbstanzeigen des Verf. in den GGA. 1901 und 1902 dazu herausfordern; ich will lieber die Gelegenheit benutzen und kurz entwickeln, was, wie ich meine, ein etymologisches Wörterbuch des Griechischen leisten und bringen muß, wenn anders es den Forderungen, die die Wissenschaft im gegenwärtigen Zeitpunkt zu stellen befugt ist, gerecht werden will.

Als das Wichtigste erscheint mir, daß, wie die Grammatik, so das etymologische Lexikon endlich Ernst damit mache, seinen Stoff auch philologisch zu durchdringen, d. h. daß es ihn, um ihn mit dem Wortvorrat der anderen Sprachen in Vergleich stellen zu können, zuvor nach allen Seiten mit so exakter Kritik sichte und herrichte, wie es nur philologische Vertiefung in die griechischen Sprach- und Kulturdenkmäler selbst ermöglicht. Man tritt auch den besten unter den Handbüchern der griechischen Etymologie, die die Sprachwissenschaft bisher geschaffen hat, denen von Curtius und Prellwitz (in der zweiten Auflage), nicht zu nahe, wenn man behauptet, daß sie das im wesentlichen nur nach einer Richtung hin geleistet haben, indem sie sich bestreben, für jedes Wort die Varianten der äußeren Form, die die verschiedenen Mundarten darboten, beizubringen. Das ist unzweifelhaft eine der wichtigsten Aufgaben, die das etymologische Wörterbuch zu erfüllen hat, aber damit ist, auch wenn sie noch vollkommener gelöst wird als in beiden Werken geschehen, noch durchaus nicht alles getan. Es ist notwendig auch über das Dialektische hinaus (in dem Sinne, in dem das Wort in der Regel angewendet wird) jeden einzigen Ausdruck, insbesondere aber die seltener gebrauchten und die früh ausgestorbenen, auf Form und Bedeutung nachzuprüfen. Gar zu viel — das weiß jeder, der einige Erfahrung in griechischer Etymologie hat — schleppt sich in beiden Beziehungen durch die Jahrhunderte von den antiken Grammatikern her, die die moderne Sprachwissenschaft zu schelten liebt, von denen sie aber in tausend Dingen abhängig ist, durch die Lexika der Neuzeit in die etymologischen Werke fort, was sich bei eindringender Untersuchung als nicht stichhaltig herausstellt. Aber auch wo die Wörterbücher die Bedeutung oder die Bedeutungen richtig angeben, befähigt doch nur ununterbrochener Umgang mit den Texten selbst den eigentlichen Kern jener herauszuempfinden, das Bleibende vom Gelegentlichen zu scheiden und kann davor bewahren, Etymologien aus zufälligen, unter Umständen durch individuelle Laune oder gelehrtes Bedürfnis getriebenen Seitenschößlingen herauswachsen zu lassen. Für die 'Sachen' vollends im weitesten Verstande des Wortes muß zur Kenntnis der Texte auch noch Kenntnis der Bildwerke und sonstigen archaischen Überreste hinzukommen, damit wir uns von den Vorstellungen, die uns auf grund unserer heutigen oder der voll entwickelten hellenischen Kultur geläufig sind, frei machen und uns mit denen erfüllen, die die Griechen oder ihre indogermanischen Ahnen womöglich in der Zeit selbst, da sie die Benennungen schufen, mit ihnen verbunden haben. Es ist also die Geschichte der Sachen, auf die das etymologische Wörterbuch ständig sein Augenmerk zu richten hat. Aber es ist nicht minder die Geschichte der Wörter, um die es sich kümmern muß: es muß Auskunft geben über die einschneidendsten Veränderungen, die ihre Form und ihr Sinn bis zur letzten großen Epoche altgriechischen Sprachlebens, der Bildung der Koine, erfahren haben, es muß Rechenschaft ablegen über ihre räumliche und zeitliche Verbreitung in der gesprochenen Sprache, über ihre Verwendung innerhalb der mannigfaltigen literarischen Idiome, die der hellenische Genius hervorgebracht hat, und es muß diese Dinge in lebendigen Zusammenhang setzen mit der politischen und literarischen, der Kultur- und Geistesgeschichte des Griechenvolkes überhaupt. Erst wer all die aufgezählten Momente vereinigt, wird der besonderen Eigenart griechischer Sprachgeschichte gerecht und hat damit, soweit unsere Mittel das erlauben, den festen Grund gelegt, von dem aus er sich zum etymologischen Fluge

über das weite Meer der indogermanischen und nichtindogermanischen Sprachen erheben kann, hat das seinige getan, subjektive Willkür bis zu dem Grade auszuschließen, bis zu dem das bei der Natur der etymologischen Wissenschaft überhaupt möglich ist. Freilich ist die Aufgabe, so gefaßt, mühselig und zeitraubend; sie zu lösen müßte der Etymologe in Wahrheit nicht bloß Philolog, sondern auch Archäolog, Religions-, Kultur- und Historiker insgemein sein, und das ist reichlich viel von einem Menschen verlangt. Aber wer das Glück hat, einer Universitätsgemeinschaft anzugehören, wird sich jederzeit bei seinen archäologischen, historischen, philologischen Kollegen Rats erholen können, und überdies besitzen die genannten Wissenszweige treffliche Handbücher, die fast durchgängig auch dem auf Nachbargebieten Tätigen ihren gegenwärtigen Stand zu erkennen ermöglichen. Ich wünschte, um nur für eines dieser Fächer, die Archäologie, einiges wesentliche zu nennen, daß, wer griechische Etymologie treibt, regelmäßig Werke wie Baumeisters Denkmäler, Daremberg-Saglios Dictionnaire des antiquités, Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, Helbig's Homerisches Epos, Blümmers Technologie und Terminologie und Privataltertümer befragte, daß er Bücher wie Reichels Homerische Waffen, Noack's Homerische Paläste kannte, daß er die Darstellungen der allgemeinen und besonderen Prähistorie beständig, wenn auch mit der Vorsicht, die bei der Übertragung des für bestimmte Gegenden und Völker gültigen auf andere dringend von nöten ist, zu Rate zöge.

Alles im vorstehenden Geforderte kann natürlich nur die eigentliche Etymologie vorbereiten und fundieren; ein etymologisches Wörterbuch des Griechischen wird darnach streben müssen, auch für diese selbst über das bisher erreichte soweit als möglich hinauszugelangen. Einer der ersten Kenner hellenischer Sprachgeschichte, Jakob Wackernagel, hat kürzlich (Die Kultur der Gegenwart I, 8 S. 289) den Ausspruch getan, die griechische Etymologie sei noch viel weiter im Rückstand, als der Fernerstehende vielleicht denke, und wer sich tagtäglich mit den sie betreffenden Fragen beschäftigt, empfindet auf Schritt und Tritt die schmerzliche Wahrheit dieses Wortes. Aber je mehr er sich in sie vertieft, um so bestimmter geht ihm auch die Hoffnung auf, daß es gelingen werde, den verbleibenden Rest des Dunklen, wenn auch nie völlig aus der Welt zu schaffen, so doch mit der Zeit immer weiter zu verringern, um so zuversichtlicher bekennet er sich zu dem Glauben des Altmeisters etymologischer Forschung, Ficks, an die Etymologie als ein 'lohnendstes und zukunftsreichstes Feld' (GGA. 1881, 1418). Man staunt so manches Mal, wie naheliegende und evidente Kombinationen noch niemandem beigefallen sind. Es bedarf keiner Worte, daß auf diesem Wege, durch die glückliche Eingebung des Augenblicks, wie in aller Wissenschaft, so auch in griechischer Etymologie die schönsten und bedeutsamsten Fortschritte zu erzielen sind. Aber wie oft bleibt der Gedankenblitz aus, gerade wenn man ihn am sehnlichsten herbeiwünscht, und sollte es nicht möglich sein, der Kombination zu Hilfe zu kommen und sie zu ergänzen durch methodische Arbeit in bestimmten Richtungen? Ich möchte glauben, daß es insbesondere drei Richtungen sind, die der Verfasser eines etymologischen Lexikons des Griechischen mit Aussicht auf Erfolg wird einschlagen dürfen. Er wird die ältere etymologische Litteratur, sowohl die des Altertums als auch die der Philologie seit der Renaissance und der Sprachwissenschaft aus dem ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens zu durchmustern haben und wird dabei so manches verscharzte und vergessene Goldkorn ans Licht ziehen können. Wir brauchen



heute ja uns und anderen nicht mehr zu verhehlen, daß die vergleichende Sprachwissenschaft im ersten Freudenrausche über die ungeahnten neuen Horizonte, die sich auftaten, gar häufig in die Weite geschweift ist und darüber das bessere, das in der Nähe, will sagen innerhalb des Griechischen selbst, liegt, übersehen hat, daß auch die auf neue Grundlagen gestellte Sprachwissenschaft der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in jugendlichem Überschwang um der 'Lautgesetze' willen nicht wenig über Bord geworfen hat, was heute wieder zu Ehren kommen darf, wo sie, bedächtiger geworden, eingesehen hat, daß es auch außer den 'Lautgesetzen' noch allerlei zwischen Himmel und Erde gibt, wovon sie sich früher nichts hatte träumen lassen. Man wird weiter frisches Wortmaterial aus dem Griechischen herbeischaffen müssen, das bisher noch nicht unter die etymologische Lupe genommen ist. Selbst eine so viel durchwühlte Schatzkammer wie Hesych birgt immer noch so manches, was nur einmal scharf angesehen zu werden braucht, um sofort mit ganz geläufigen Wörtern der verwandten Sprachen in Reih und Glied zu rücken. Um wie viel mehr andere, bis jetzt weitaus nicht so gründlich ausgenutzte Quellen lexikalischer und grammatischer, aber auch sonstiger Art! Dahin rechne ich vor allem die Eigennamen, zumal der älteren Zeit; sie enthalten unschätzbares Sprachgut und können uns in nicht wenigen Fällen über echt griechischen Charakter einer Wortsippe, ihr Verbreitungsgebiet u. dgl. unterrichten. Man wird endlich — last, not least — außerhalb des Griechischen Läger reichsten und edelsten Sprachmetalls, die bisher für etymologische Zwecke noch kaum angeschlagen sind, systematisch in Abbau nehmen müssen, die modernen Mundarten indogermanischer Zunge. Wie hat nicht, um nur ein paar Beispiele anzuführen, das wenige, was in den letzten Jahrzehnten von dem Wortschatz der heutigen iranischen Dialekte bekannt geworden ist, unsere etymologische Einsicht vertieft und berichtigt! Wie viel Altertümliches haben nicht die skandinavischen Forscher aus ihren Heimatgegenden beizubringen gewußt, das in den altnordischen Sprachdenkmälern und den altgermanischen überhaupt nicht zum Vorschein kommt! Wie viel desgleichen steckt nicht in den schweizerischen Idiomen! Es versteht sich, daß bei der Ausbeutung dieser Sprachschichten ganz besondere Vorsicht und Umsicht erforderlich ist, daß auf das sorgfältigste ausgesondert werden muß, was in jüngeren Zeitläuften abgelagert, was aus fremden Gebieten angeschwemmt ist, daß das verbleibende mit doppelter Schärfe auf die Laut- und Bedeutungsverhältnisse geprüft werden muß, und der einzelne, der auf griechischem Boden arbeitet, wird froh sein müssen, wenn er nur für einen der andern Sprachzweige die Übersicht besitzt, die unerlässlich ist, um diese in die Gegenwart hineinreichenden Ausläufer, die doch so oft Dinge, Vorstellungen, Tätigkeiten ältesten Ursprungs betreffen, verwerten zu können. Aber als prinzipielles Postulat darf die Ausnutzung des modernen Wortmaterials nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden.

Ich hatte die Absicht, jede der im obigen aufgestellten Forderungen durch einen oder zwei Belege zu erläutern. Ich muß aber, um diese Anzeige nicht über Gebühr anwachsen zu lassen, davon absehen und erlaube mir, auf die 'Beiträge zur griechischen Wortforschung' zu verweisen, die nun wohl bald werden erscheinen können, und auf das Etymologische Wörterbuch der griechischen Sprache, das ich ihnen in einigen Jahren hoffe folgen lassen zu können und in dem ich versuchen will, jene Forderungen zu verwirklichen, soweit die Kraft reicht. Im übrigen bilde ich mir

nicht ein, mit ihnen etwas Neues in die Welt zu setzen: seit Wackernagel und W. Schulze die Wege gewiesen haben, hat sich die Zahl derer von Jahr zu Jahr in erfreulichster Weise gemehrt, die in Einzelbeiträgen auch zur griechischen Etymologie sich bemühen, moderne Sprachwissenschaft und moderne Philologie in innigste Verbindung miteinander zu bringen. Nur in die zusammenfassenden Handbücher dieser Disziplin hat der neue Geist noch keinen Eingang gefunden, und darum schien es mir nicht unangebracht, bei sich darbietendem Anlaß des Programm für ein solches zu umreißen.

Bonn.

Felix Solmsen.

**Menge** H. Griechisch-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie, Berlin Langenscheidtsche Verlagsbuchh. 1903. XII u. 635 S. Lex. 8°. 7.50 M.

Menges Wörterbuch hat sich die Aufgabe gestellt in weiterem Umfange als andere Schullexika Lehrenden und Lernenden die Ergebnisse der wissenschaftlichen Etymologie zu übermitteln, insbesondere die seit der letzten Auflage von G. Curtius' Grundzügen auf diesem Gebiete erzielten Fortschritte zu verwerten. Man kann sich dieses Vorhabens nur aufrichtig freuen; denn was frommt die Arbeit, die von der griechischen und lateinischen Sprachwissenschaft geleistet wird, wenn nicht ihre Resultate allmählich möglichst den ganzen Kreis derer durchdringen, die sich mit jenen Sprachen beschäftigen? Allerdings werden im eigentlichen Schulunterricht etymologische Dinge immer nur mit Maß und Vorsicht berührt und im wesentlichen nur solche Wörter behandelt werden dürfen, deren Herkunft aus den Mitteln der betreffenden Sprache selbst noch klagestellt werden kann, die somit leichtverständliche Ausblicke auf Bedeutungsgeschichte und Sprachgeschichte allgemein eröffnen, Fälle also wie ἀμυγγραῖν ἐπίστασθαι πάλιν *oblivisci sedulus* u. dgl. Darin stimme ich den reicher Erfahrung entsprungenen Winken Paul Cauers *Grammatica militans*\* 78 ff. durchaus zu. Aber Cauer ist doch wohl zu rigoros, wenn er alles, was darüber hinausgeht, rundweg aus der Schule verweisen will. Für den griechischen Unterricht der oberen Klassen sind wir heute ja wohl alle darin einig, daß er, wofern er nur sein großes Hauptziel, das Verständnis der klassischen Meisterwerke, fest im Auge behält, im einzelnen nach der Individualität des Lehrers frei ausgestaltet werden darf und muß, vorausgesetzt natürlich daß der Lehrer überhaupt eine Individualität ist. Warum sollte also nicht, so gut wie etwa ein Mann mit archäologischen Neigungen die Bildwerke in stärkerem Maße heranziehen wird, ein sprachwissenschaftlich interessierter Lehrer ab und an auf Übereinstimmungen griechischer Ausdrücke mit lateinischen und deutschen hinweisen, meinetwegen sogar auch einmal ein Sanskritwort nennen dürfen und auf diese Weise den jungen Leuten eine Ahnung von den großen Zusammenhängen geben, die nicht nur für die Sprachgeschichte, sondern für alle Geistes- und damit Weltgeschichte überhaupt so bedeutsam sind? Ich bin mir aus meiner eigenen, freilich sehr bescheidenen Schulpraxis bewußt mit derartigen gelegentlichen Bemerkungen das Interesse schon von Sekundanern gefunden zu haben und glaube damit auch nicht über ihr Verständnis hinausgegangen zu sein.

Menge hat zur Grundlage für seine Arbeit das Wörterbuch von Prellwitz (in 1. Auflage) genommen und im Anschluß daran andere einschlägige Literatur aus neuerer Zeit durchgesehen; bei der endgültigen Fassung der etymologischen Angaben haben ihm als fachmännische Be-

rafer Prellwitz selbst und Thumb zur Seite gestanden. Dem entsprechend gibt was er bringt den gegenwärtigen Stand der Forschung im ganzen wider, wenn auch gemäß der wissenschaftlichen Richtung seines Hauptgewährsmannes einigermaßen in Fickscher Färbung mit ihren Vorzügen und Mängeln; Thumbs Einfluß wird man wohl hauptsächlich darin erkennen dürfen, daß allzu Kühnes weggelassen, allzu Bestimmtes gemildert ist. Es wäre erwünscht aus den Kreisen der Gymnasiallehrer zu hören, was für Erfahrungen sie mit dem Buche — und auch mit der neuesten, von Kägi besorgten Ausgabe des Benseler — gemacht haben.

Bonn.

Felix Solmsen.

---

**Sommer F.** Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Lateins. (Sammlung indogermanischer Lehrbücher hgg. v. Hermann Hirt 1. Reihe: Grammatiken. 3. Band). Heidelberg Winter 1902. XXIII und 693 S. Kl. 8°. 9 M.

So reich unsere deutsche sprachwissenschaftliche Literatur an Bearbeitungen der griechischen und lateinischen Grammatik ist, die die Ergebnisse der Forschung seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zusammenfassen, so fehlte es doch an Werken, die für Anfänger, insbesondere die Studierenden der klassischen Philologie berechnet waren. Mit um so größerer Freude habe ich Sommers Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre, das in erster Linie für diese Kreise bestimmt ist, bei seinem Erscheinen begrüßt: die Klarheit der Darstellung, das pädagogische Geschick in der Auswahl des behandelten Stoffes, die Frische und Lebendigkeit des Vortrags im Verein mit der völligen Beherrschung der linguistischen Arbeiten über jenes Gebiet aus den letzten Jahrzehnten und mit der fast durchweg zutreffenden Wertung des Sicheren und Unsicheren in ihnen schienen mir seine Brauchbarkeit für den Zweck, den es sich setzt, zu verbürgen. Vierjährige Benutzung hat mich in diesem Eindruck nur bestärkt, und aus dem Munde der Studenten habe ich gleichfalls beinahe ausnahmslos günstige Urteile vernommen. Aber ich habe auch allerlei, was mir neu war, aus dem Buche gelernt: der Scharfsinn und die besondere Gabe des Verf. die feineren Bedingungen ausfindig zu machen, von denen die wechselnde Gestaltung der Laute abhängig ist, hat ihn zu eigenen Auffassungen mehrerer bisher ungenügend gedeuteter Tatsachenreihen kommen lassen, die mir sehr einleuchtend sind. Daß das Werk neben diesen großen Vorzügen freilich auch Mißstände aufweist, ist dem Verf. schon von anderen Beurteilern gesagt worden, und man darf wohl hoffen, daß er bei einer zweiten Auflage, die ich ihm recht bald wünsche, seine Bemühungen namentlich auf zwei Punkte richten werde: Angabe der wesentlichsten Literatur bei jedem der vorgeführten Probleme, damit auch der Student Respekt vor dem wissenschaftlichen Eigentumsrecht erhalte und in die Möglichkeit versetzt werde, sich eingehender mit der Streitfrage zu befassen, und philologische Vertiefung in die Sprache, damit gewisse Anstöße in dieser Hinsicht verschwinden und das Material, mit dem gearbeitet wird, über das landläufige hinaus aus den Texten vermehrt werde.

Für diese zweite Auflage werden dem Verf. vielleicht ein paar Bemerkungen nicht unwillkommen sein, die sich mir im Laufe der Jahre zu dem von ihm gebotenen angesammelt haben. Ich beschränke mich

dabei auf die erste Hälfte des Buches, die Lautlehre, und lasse hier natürlich fort was schon in einem Aufsätze K. Z. 38, 437 ff. zur Sprache gebracht ist.

Vokalismus. S. 52: *pālea* heißt nicht 'Streu', sondern 'Spren', ebenso wie die verwandten Wörter der arischen und slavolettischen Sprachen, und damit verliert die Zusammenstellung mit lit. *pilù* 'ich schüttele', gr. *παλύνω* 'ich streue' ihre Evidenz; ich gebe anderen Orts eine Ableitung, bei der, wie mir scheint, der spezifische Sinn des Ausdrucks mehr zu seinem Rechte kommt. — S. 54 (und 237): zu der Deutung von *māteries* als \**dmā-teriēs* 'Bauholz' vgl. Berl. phil. Wochenschr. 1902, 1140f.; ich darf verraten, daß nach dem, was dort zu gunsten des Anschlusses an *māter* beigebracht ist, auch Osthoff, der Urheber der von S. angenommenen Erklärung, sie nicht mehr mit der früheren Entschiedenheit vertritt. — S. 75: *conquexi* ist doch wohl mit *ē* wie *rēxi tēxi rēxi*, nicht mit *ē* anzusetzen. — S. 77: in der Beurteilung des Verhältnisses von *filius* zu umbr. *feliuf* 'lactentes' folgt S., wenn auch zweifelnd, Skutsch Vollmöllers Jhber. 5, 61, indem er rein lautlichen Übergang von *ē* in *i* vor folgendem *l* innerhalb des Lateinischen annimmt und das widersprechende *fēlū* damit abtut, daß dieser Wandel nur vor *i*, nicht vor *t* der nächsten Silbe eingetreten sei. Ich bin gewiss der letzte, der sich nicht bemühte derartige mundartliche Unterschiede, wenn irgend möglich, vom Boden des Einzelidioms aus begreiflich zu machen. Aber wenn man keine andere Erklärung aufzutreiben weiß als eine physiologisch so unwahrscheinliche — denn wenn überhaupt langes und kurzes *i* ein *ē* der vorhergehenden Silbe verschieden beeinflußt haben sollten, ist es doch wohl selbstverständlich, daß das lange geschlossenere *i* eher die Umfärbung zu einem *i*-Laut bewirken konnte als das kurze offenere *i* —, dann nehme ich allerdings auch heute noch wie KZ. 34, 4 meine Zuflucht lieber zu voreinzelsprachlichen Ablautsvarianten und meine, daß lat. *filius*: umbr. *feliuf* billig ist was lett. *dīle* 'saugendes Kalb, Lamm': lett. *dēle* lit. *dėlē* 'Blutegel', die in ihrer Stammbildung mit einander völlig identisch sind, recht. — S. 108: wenn, worin ich ganz mit S. übereinstimme, alles was die lateinischen Grammatiker über das Wesen des Akzents ihrer Sprache berichten, nichts als sklavische Übernahme der Lehren ihrer griechischen Vorgänger ist, so geht doch wohl auch die *prosodia media* nicht auf eine wirkliche Eigenheit der lat. Betonung, sondern gibt nur die griech. μέση wieder; über diese sehe man Useners Aufsatz 'Ein altes Lehrgebäude der Philologie' Münch. Sitzber. Phil. Cl. 1892, 582 ff. — S. 115. 158 f. lehrt S. für die Diphthonge *āi ōi* in vorhistorisch unbetonten, insbesondere auslautenden Silben, sie seien, wie *ā* und in gewissem Umfange *ō* zu *ē*, so über *ēi* zu *ē*, *i* geworden. Indeß begegnet die Schreibung *e* in lateinischen und dialektischen Inschriften schon früher als *ei* (z. B. *ploirume* in der ältesten der Scipionengrabschriften), und ich bin darum trotz jenes scheinbaren Parallelismus immer noch geneigt, an dem Entwicklungsgang, wie er IF. 4, 248 f. gezeichnet ist, festzuhalten. — S. 135 erklärt S. die Vokaldehnung vor *ns nf* wegen osk. *keensztur*, umbr. *aanfektas* für 'gemeinitalisch, vielleicht uritalisch'; letzteres wird bestimmt behauptet von Skutsch Satura Viadrina (1896) S. 123. Die Unmöglichkeit eines solchen Ansatzes wird jedoch, wenn ich mich nicht täusche, durch *anhēto* neben (*h*)*āto* dargetan<sup>1)</sup>. Mit Recht bekennt sich S. S. 109. 262 zu der üblichen Erklärung beider Formen aus \**an-anslāiō* und \**anslāiō* zu slav.

1) [So, wie ich nachträglich sehe, auch Stolz IF. 18, 471 f.].

*qchati*. Aber die Schwächung des *a* zu *e* im Kompositum, die ja ein junger, ausschließlich lateinischer Vorgang ist und die Skutsch selbst (Kultur d. Gegenwart I 8, 422) sehr richtig erst ins 5./4. Jh. v. Chr. setzt, war doch nur dann möglich, wenn das *a* noch kurz, nicht vor dem folgenden *ns* bereits gelängt war; dies letztere Geschehnis also muß noch jüngeren Datums sein. Die Sache ist lehrreich: ganz gewiß lassen wir uns in zahlreichen Fällen durch die Übereinstimmung aller Mundarten in geschichtlicher Zeit verleiten, eine Neuerung als uritalisch, urgermanisch usw. anzusprechen, die in Wahrheit nur gemeinitalisch, gemeingermanisch ist. S. selbst wendet sich bei einer bestimmten Erscheinung (S. 266) gegen ein derartiges Verfahren Brugmanns, wie ich glaube (vgl. KZ. 37, 578), mit gutem Grunde. Aber wie steht es dann um seine eigne Lehre (S. 128), der *ō*-Umlaut bei zwischenstehendem *-m-* sei uritalisch wegen lat. *homo* = umbr. *homonus*, osk. *humuns* und altlat. *hemo* stelle nicht die unveränderte Urform dar, sondern habe sein *e* erst aus den Casus obliqui (urital. *\*hēmēnēs* usw.) erhalten? Und wie soll sich dabei *nemo* aus *\*nē-hēmo* geschichtlich einordnen? — S. 165 wünschte man bei der Vokalsynkope in konsonantisch schließenden Silben auch einen Beleg für *ē*, etwa *nox* 'Nachts' aus *\*noctēs*, das man übrigens auch in der Flexionslehre gern erwähnt sähe. — S. 165. 181 werden die bekannten Formen wie *Mascel Figel* als junge Umgestaltungen von *Masclus Figlus* aus *Masculus Figulus* betrachtet (wohl im Anschluß an W. Schulze KZ. 33, 138ff.). Da möchte ich doch die Frage aufwerfen, ob sie überhaupt echt lateinischen Ursprungs und nicht vielmehr einfach oskisch-umbrische Überlebsel sind: osk. *famel*, umbr. *katel* usw. (v. Planta 2, 102).

Konsonantismus. S. 183: 'unklar ist die aus Glossen bekannte Nebenform *leptis* = *neptis*'. Es handelt sich um Dissimilation von *n* — *t* zu *l* — *t* wie in gr. λίτρον (Hdt. Att.) neben τίτρον (Sappho Koine), hebr. *netet*. Die Form ist also in § 163 B 2 zu buchen. — S. 235: das italische Instrumentalsuffix *-tlo* — *-clo* darf dem gr. -τλο- in χύτλον ὄχητλον ἐχέτλη nicht unmittelbar gleichgesetzt werden; im Griechischen findet sich diese Suffixgestalt lediglich nach wurzelhafter Aspirata und ist, wie schon Fick BB. 1, 65 f. erkannt hat, aus *-θλο-* dissimiliert. — S. 250: bei der Besprechung der Assimilation von *-ct-* zu *-t(t)*, die die spätere Volkssprache vollzogen hat, verdiente *blatta* 'Schabe, Kakerlake' aus *\*blacta* zu lett. *blakts*, lit. *blāke* 'Wanze' genannt zu werden, das bereits aus Laberius bezeugt ist; entweder hat also schon die ältere römische Volkssprache diesen Wandel gekannt, ohne daß er in der Überlieferung sonst zum Vorschein käme, oder das Wort ist vom Lande in die Stadt gelangt; denn für Praeneste und andere Gegenden ist die Angleichung in früher Zeit nachgewiesen (s. zuletzt Ernout MSL. 13, 340). — S. 251: die Art wie S. sich mit *credo* aus idg. *\*kredā-dhē-* abfindet, anstatt *\*crestō* wie er auf grund seiner Theorie über die Vertretung der idg. Lautgruppen Media + Media Aspirata im Latein erwartete, hat sehr wenig wahrscheinliches. Vielmehr möchte ich in dem etymologisch zweifellos seit früher Zeit völlig isolierten Worte den Repräsentanten der lautgesetzlichen Entwicklung von idg. *-dād-* und *-dzād-* erblicken: wie die Tenues aspiratae im Italischen hinter *s* die Aspiration früh eingebüßt haben, so daß sie den Übergang in tonlose Spiranten nicht mitmachten (*vidistī* mit *-tī* zu ai. *-tha*, gr. *-θα*), so kann auch die Media aspirata von *\*crezād-* oder richtiger wohl *\*crezād-* mit gedehntem *z* aus *dz* die Aspiration vor dem Wandel der Mediae

aspiratae in Tenues aspiratae verloren, also \**crezdhō* direkt \**crezđō* ergeben haben; oder es kann in \**crezdhō* das gedehnte *z* den Übergang des ihm unmittelbar folgenden *dh* in *th* verhindert haben und dann \**crezdhō* über \**crezđō* zu *crezđō* geworden sein. Die Beispiele, die S. für -*st-* aus -*đzdh-*, -*dzdh-* anführt (S. 251. 270), sind sämtlich nicht beweisend: *castus* steht nicht für \**kadzāhos*, \**kadh-tos* zu gr. καθάρός, sondern für \**cas-tos* und gehört zu *caveo* (v. Planta 2, 634. W. Schulze Z. Gesch. lat. Eigenn. 474 Anm. 5). *hasta* ist nicht mit got. *gazds*, ir. *gát* 'Weidenrute' aus \**ghazdhō-*, sondern mit ir. *gas* 'Schoß, Sproß, Reis' aus \**ghasto-* bildungsgleich (Zupitza Gutturale 96; vgl. gr. μαρόc neben μαρόc). *custos* läßt den verschiedensten Etymologien Raum (s. Zupitza a. a. O. Walde Et. Wtb. 163 f.). Endlich *aestas aestus* haben Fröhde BB. 17, 312 und Brugmann IF. 6, 102 gewiß richtig auf \**aihd-s-ta-ti-* \**aihd-s-tu-* zurückgeführt, aber man darf zweifeln, ob diesen Bildungen ein so hohes Alter zukommt, daß sie noch den Wirkungen des Bartholomaeischen grundsprachlichen Aspiratengesetzes unterlagen, und wenn das der Fall war, konnten sie -*t-* im Anlaut der Schlußsilbe jederzeit nach dem Muster anderer Formationen mit den gleichen Suffixen widerherstellen (vgl. ahd. *gan-eista* 'Feuerfunken'). — S. 299: unter den Belegen für dissimilatorischen Schwund von Konsonanten sollte *lacte lac* aus \**glacti* \**glact* neben gr. γάλακτ- γαλακτοφάγος usw. nicht fehlen. Diese Erklärung für den Verlust des Gutturals im Anlaut des vielbesprochenen Wortes, die mir seit langem plausibel ist und die man jetzt auch bei Walde Et. Wtb. 316 findet, werden, denke ich, auch Stolz und Skutsch als einfacher und einleuchtender anerkennen, als die von ihnen (IF. 14, 20 ff. und Vollmöllers Jhber. 7, 56) versuchten. Dabei brauchen wir nicht, wozu Walde geneigt ist, auf eine *t*-lose Form \**glag-* zu rekurrieren. Denn für hom. γάλας dürfte es im Hinblick auf die Hesychglossen γαλκῶνec· μετοί γάλακτος und γαλκῶν· γαλαθηνόν einerseits, κλάγος· γάλα. Κρήτες andererseits doch wohl am wahrscheinlichsten sein, daß es infolge Angleichung der Silbenanlaute für γάλακoc eingetreten ist (vgl. J. Schmidt Neutra 179. W. Schulze KZ. 33, 399. Brugmann Gr. Gr. 3 133). Dafür aber, daß Dissimilation homorganer Laute auch dann stattfindet, wenn sie nicht völlig gleicher Artikulationsart sind, liefert das Lateinische so gut wie andere Sprachen Beispiele; ich erinnere nur an *failla paimentum* aus *favilla pavimentum* (Thurneysen IF. Anz. 9, 36), *nespula* \**nappa masturcium* für *mespilus mappa nasturcium* (Rhein. Mus. 56, 499), *sartofagus* für *sarcophagus* (Sommer S. 300) mit *c—g*, also der umgekehrten Folge wie in \**glact(i)*. *glacies* (und weiter etwa *gracilis graculus*) wird hoffentlich niemand als Gegenbeweis ins Feld führen; denn abgesehen davon, daß diese Dissimilations- und Assimilationsvorgänge überhaupt nicht in den Bereich 'ausnahmsloser Lautgesetze' fallen, unterscheiden jene Wörter sich auch von \**glact(i)* sehr wesentlich: in letzterem gehörte der zweite der Gutturale zur selben Silbe wie der erste, bei ihnen zu einer anderen.

Bonn.

Felix Solmsen.

Walde A. Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 6—10. Heidelberg 1905/06, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der von uns im Anzeiger des XVIII. Bandes dieser Zeitschrift besprochenen ersten Hälfte von Waldes groß angelegtem etymologischem Wörterbuch des Lateinischen ist die zweite in denkbar kürzester Frist

gefolgt. Wir können dem Verfasser nicht dankbar genug sein für den raschen Abschluß seines Werkes; er hat damit die vergleichende Sprachforschung um ein langersehntes Hilfsmittel von eminenter Brauchbarkeit bereichert. Die Vorzüge, die wir den ersten Lieferungen nachrühmen konnten, eignen den folgenden in aufsteigender Progression; die während des Druckes erschienene Literatur ist in den Nachträgen und Berichtigungen gewissenhaft verarbeitet; endlich hat der Verfasser sein Buch mit sehr ausführlichen, zuverlässigen Wortindices ausgestattet. Dem der letzten Lieferung beigegebenen Vorwort schließt sich eine 'Zur Einführung' überschriebene Studie an, worin Walde, dem vom Referenten geäußerten Wunsche Rechnung tragend, sich über das Wesen und die Aufgaben der wissenschaftlichen Etymologie vernehmen läßt. Was er dabei vorbringt, hat unsern ungeteilten Beifall; schade nur, daß die Praxis nicht immer mit der Theorie im Einklang steht, woran indessen, wie wir nicht unterlassen wollen, abermals zu betonen, in erster Linie des Verfassers Gewährsmänner schuld sind und nicht er selbst.

Aus den Nachträgen und Berichtigungen ersehen wir mit Vergnügen, daß Walde manche von den Einzelbemerkungen des ersten Teils unserer Besprechung hat verwerten können. Wir setzen daher unsere Ährenlese hier fort. Freilich wird dieselbe diesmal weniger reichlich ausfallen, da der Verfasser in den fünf letzten Lieferungen die Literatur ungleich ausgiebiger hat benutzen können als ihm das in den fünf ersten möglich gewesen ist.

Zunächst zwei Nachträge zu unserem ersten, die Lieferungen 1—5 behandelnden Artikel.

*galba* gallolat. 'Schmerbauch': als gall. Wort zu got. *kalbo*, ahd. usw. *kalb*, ahd. *chilburra* 'Mutterlamm' . . . Die Grundbedeutung ist 'Schwellung'. — Uns nicht wahrscheinlich. Falls *galba* wirklich gallischen Ursprungs ist — und wir wüßten nicht, was uns berechtigen sollte, die Notiz des Sueton, *Galba* § 3: *nonnulli* (sc. *putant*, *eum cognomen Galbae traxisse*), *quod praepinguis fuerit visus, quem galbam Galli vocent* beiseite zu schieben — so gehört es zweifelsohne zu der Hesychglosse *χλαβόν* *εὐτραφέ*. Wenn Fick BB. 12, S. 162 *χλαβόν* zu *χλαβεῖν* · *θορυβεῖν* (Hesych) und weiterhin zu altisl. *gíðlpa* 'obstrepere' usw. stellt und Mansion Les gutturales grecques ihm darin folgt, so ist das eine treffende Illustration zu der von uns eingangs gerügten krassen Vernachlässigung der bedeutungsgeschichtlichen Entwicklung seitens gewisser Etymologen; denn wie in aller Welt soll ein Übergang von dem Begriffe 'wohlgenährt, feist' zu dem Begriff 'lärmen, schreien' gefunden werden können? Daß das Suffix (oder Wurzeldeterminativ) der körperliche Gebrechen oder Abnormitäten bezeichnenden griechischen Adjektive wie *κλαμβός*, *κολοβός* 'verstümmelt', *ῥαιβός* 'mit einwärts gebogenen Beinen', *κακμβός* 'mit auswärts gebogenen Beinen', *κακμβός* 'hinkend', *τραβός* 'schielend', *ὕβος* 'bucklig' nicht einen Guttural enthält, wie z. B. Meillet Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes, S. 241 annimmt (er vergleicht dort griech. *κολοβός*-c mit ai. *ár̥bha-ga-ḥ*), zeigt *ὕβος*. In der Tat hätte ein Suffix *-gʷo-* hinter *u* seine Labialisierung eingebüßt; es müßte somit, sofern in dem *-βός*-c der Adjektive dieser Gattung ein labiovelarer Guttural versteckte, \**ὕγός* lauten. Man vergleiche übrigens auch noch ai. *klībap* 'verstümmelt, entmannt', lit. *klumbas* 'auf einem Beine lahm', ksl. *štrūbū* 'mancus', lit. *strubas* 'verstümmelt', lit. *szhubas* 'hinkend', lett. *stulbs* 'betäubt, geblendet, blind',

ir. *camm* 'luscus' aus \**kambos*, und wohl auch lat. *gibbus* 'bucklig' aus \**gibos*, die alle zugunsten eines ursprünglichen Labials sprechen. Das Suffix *-bo-* von *καμβός*, *καμβός*, *καμβός* dürfte im letzten Grunde mit dem Suffix *-bho-* von *κυβός* 'gebückt, gebeugt', *κυβός* 'stumm' identisch sein, aus dem es vielleicht in indogermanischer Zeit hinter Nasal lautgesetzlich entstanden (vgl. *κόρυμβος* : *κόρυφος*, *στρόμβος* 'Wirbel': *τρέφω*; Solmsen Griech. Laut- und Verslehre, S. 83 ff., Fränkel Griech. Denominativa, S. 293, Anm. 3) und dann durch analogische Verschleppung auf *κολοβός*, *ύβός* u. dgl. übertragen worden ist.

*īlicet*. — Der Verfasser spricht nur von *īlicet* 'man kann gehen, laßt uns gehen', das er mit Recht aus *ī licet* und nicht, wie Skutsch, Satura Viadrina, S. 134 Anm. 6 will, aus *īre licet* herleitet, übergeht aber vollständig das damit offenbar nicht identische *īlicet* 'auf der Stelle. sofort'. Dieses letztere beruht, glauben wir, auf einer nach dem Muster der bedeutungsverwandten Doppelheit *directū(d)* : *directē(d)* zu \**instlocōd* (*īlicō*) hinzugebildeten Dublette \**instlocēd*, die vor stimmlosem Anlaut des nachfolgenden Wortes lautgesetzlich als \**instlocēt*, *īlicēt* (mit Kürzung des *ē* der Schlußsilbe nach Sommer, Handb. d. lat. Laut- u. Formenl., § 90) auftreten mußte. Wegen der Verallgemeinerung der Form *īlicet* bitten wir, unsere Bemerkungen über lat. *-met* in den Jahrbüchern f. d. klass. Altertum IX, S. 403 zu vergleichen<sup>1)</sup>.

Zu den Faszikeln 6—10 haben wir etwa folgendes zu bemerken: *necto*. — ai. *nāhyati* kann nicht aus \**nādhya* entstanden sein. Das Partizipium *nāddhā* scheint aus \**nādhā* umgebildet unter dem Einfluß des sinnverwandten *bāddhā*; vgl. Wackernagel Ai. Gramm. I, § 217 a, Anm. Die vom Verfasser verworfene Wurzelform *negh-* wird also wohl zu Recht bestehen.

*nīsī*. — Kaum aus \**ne sī*, da die älteste Messung *nīsī* war; s. A. Brock, Quaestionum gramm. capita duo (Dorpat 1897), S. 170 ff.

*novicius* . . . Ableitung unklar. — Mit Rücksicht auf Plautus, Captivi 718: *Recens captum hominem nuperum [et] noviciū* möchten wir *novicius* auf ein Kompositum \**novo-veig-īo-s* 'neu besiegt, vor kurzem besiegt' zurückführen, woraus \**novivicius* und weiterhin durch Silbendissimilation *novicius* entstanden wäre. Zur Bildung vergleiche man das an der eben zitierten Plautusstelle *novicius* vorausgehende *nūperus* aus \**novo-paros* 'neulich erst erworben, gekauft' und ferner etwa *prīmigenius*.

*nuntius*. — Der Verfasser adoptiert die jüngst von Brugmann IF. 17, 366 ff. vorgetragene Herleitung aus \**novoventios*. Leider sind ihm, wie auch Brugmann selbst, die sehr ansprechenden Ausführungen von Hruschka in den *Χαριτήρια* zu Ehren von Th. E. Korsch (Moskau 1896), S. 289 ff. unbekannt geblieben. Hruschka geht aus von *nuntium*, das ursprünglich ein Terminus der Augursprache war (vgl. Varro, De lingua lat., VI 86: *ubi noctu in templum censor auspicaverit atque de caelo nuntium erit* . . .). *nuntium* aus \**noventiom* zu ai. *navate* 'tönt, jubelt, preist', lett. *nauju* 'schreie', ahd. *nūmo* 'laeta exclamatio' (?) wäre gebildet als Gegenstück zu *silentium*. Davon hätte man abgeleitet *nuntiare* 'sonitum reddere' (wie z. B. *jubilare* von *jubilum*), zunächst wiederum als Terminus der

1) Nachträglich bemerken wir allerdings, daß Walde S. 709 unsere Auffassung von *-met* in *egomet* u. ä. ablehnt, ohne indessen für seine ablehnende Haltung einen Grund ins Feld zu führen.



Augursprache (vgl. Bücheler, *Umbrica* S. 43) von den Hühnern (Cicero, *De divinatione*, II 73) und dann von der Augurn (Cicero, *ibid.* II 74) gesagt. Das allmähliche Schwinden der Beziehung auf das Sakralwesen und das schließliche Überwiegen der profanen Bedeutung fänden ein Analogon an Ausdrücken wie *contemplari*, *lustrum*. *nuntius* wäre eine Rückbildung aus *nuntiare* wie *administer* aus *administrare*, mit welch letzterem *ad-nuntius*, *internuntius*, *praenuntius* auf einer Stufe stünden. Die Entwicklungsreihe *nuntium* : *nuntiare* *nuntius* endlich würde gestützt durch den Hinweis auf *pugnus* : *pugnare* : *pugna* oder *truncus* 'Stumpf, Stummel' : *truncare* : *truncus* 'verstümmelt'. All das leuchtet uns, offen gestanden, besser ein, als was Brugmann a. a. O. vorträgt.

*obligare*. — Weder unter *ligare* noch als besonderer Artikel erwähnt. Ein ganz ähnliches Bild liegt, außer in deutsch *verbinden*, auch in russ. *objazati* 'verpflichten' aus \**obvjazati* : *vjazati* 'stricken' zu Grunde.

*pējor* 'schlechter'. — Das *e* von *pejor* ist kurz, wie aus ital. *peggio* hervorgeht. Die Messung — ı beruht auf Positionslänge der ersten Silbe zufolge der Aussprache *pejior*. Es ist eine nicht scharf genug zu rügende Unsitte, in Wörterbüchern und Grammatiken den Vokal positionslanger Silben in Fällen wie der eben genannte, dem wir noch *major* und *hoc* (Nom.-Akk. Neutr.) anfügen können, mit dem Längezeichen zu versehen, also zu drucken *pējor*, *mājor*, *hōc*. Die 'Position' längt die Silbe, nicht den Vokal.

*potis*. — Wahrscheinlicher als die vom Verf. gebilligte Solmsensche Erklärung von *potestas* (Umbildung aus \**potistas* nach *majestas*) dünkt uns die von Grammont La dissimilation consonantique, S. 154 vorgeschlagene, wonach *potestas* als viertes Glied der Proportion *egens* : *egestas* = *potens* : *x* entstanden wäre.

*prēlum* 'Presse, Kelter': \**prem-slo-m*. — Als Grundform ist auch \**pres-lo-m* (vgl. das Perfektum *pres-si*) möglich.

*putāre* 'rechnen, anschlagen'. — Es konnte auf den zur Partikel erstarrten Imperativ *puta* 'zum Beispiel', eigentlich 'setze in Rechnung' verwiesen werden, worüber Wackernagel *Vermischte Beitr. z. griech. Sprachkunde*, S. 24 f. unter Beziehung von ai. *ehi* 'wohlan', griech. *ἔρε*, *ἀμέλει* 'ge-wiß', eigentlich 'sei unbesorgt' und weiterhin griech. *ὁρᾶ* 'unleugbar, natürlich' gehandelt hat (so auch noch lit. *žinaĩ* 'natürlich', eigentlich 'du weißt'; vgl. z. B. Jurkschat *Lit. Märchen und Erzählungen*, S. 13).

*qualum*, *qualus* 'geflochtener Korb'. — Es hätte auf die Schwierigkeit hingewiesen werden müssen, die in der Erhaltung des *s* in der Diminutivform *quasillus* liegt und die neuerdings durch W. Schulze, *Lat. Personennamen*, S. 462 in befriedigender Weise durch die Ansetzung einer Grundform \**quas-slo-m* für lat. *qualum* gehoben worden ist.

*redimio*, - *ire* 'umbinden, umwinden, bekränzen, umgeben', *redimiculum* 'Stirnband' zu griech. *κρή-δεμνον* 'Kopfbinde'; vgl. auch *δέω*, *δίδημι* 'binde' usw. — Ebenso gut denkbar ist Zusammengehörigkeit mit ai. *yāmati*, *yācchati* 'hält zusammen, zügelt', *yāmah* 'Zügel', *yāntram* 'Strang, Band', wie Thurneysen über Herkunft und Bildung der lat. Verba auf -*io*, S. 30 vorgeschlagen hat. Dazu auch lat. *infula* aus \**im-dhlā* nach einer etwas modifizierten Vermutung von de Saussure bei Thurneysen a. a. O. (de Saussure setzte damals \**jenātlā* als Grundform an).

*rōbīgō*, - *inis* 'Rost'. — Der Verfasser unterläßt es, zu erwähnen, daß *robigo* auch 'Mehltau' bedeutet und offenbar mit gr. *ἐρυσίβη* 'Mehltau', rhod. *ἐρυσίβη* (Strabo XIII, 613: 'Ρόδιοι δὲ Ἐρυσίβου Ἀρόλλωνος

ἔχουσιν ἐν τῇ χώρᾳ ἱερὸν, τὴν ἐρυσίβην καλοῦντες ἐρυσίβην eng zusammenhängt. Im einzelnen bleiben freilich mehrfach Schwierigkeiten bestehen. Das Suffix dürfte lateinischerseits als *-īg\*(n)-* anzusetzen sein. *ῥῶβιγῶ* statt *\*ῥῶβινῶ* beruhte alsdann auf Ausgleichung zwischen dem Nominativ *\*ῥῶβινῶ* und den obliquen Kasus, Gen. *\*ῥῶβινες* etc.

*saepes*, *-is* 'Zaun, Gehege' Zweifelhaft, ob mit echtem *ae* oder mit *ae* = *ē*. — Wohl sicher mit ursprünglichem Diphthong, auf Grund der dem Verf. entgangenen, unseres Erachtens evidenten Zusammenstellung mit hom. αἶμασιδ 'Dornhecke', αἶμος (= δρυμός) Aeschylus frgm. 9, aus *\*αἶμασιδ*, *\*αἶμος*, die Froehde BB. 17, 318 (unter Zustimmung von Wackernagel Verm. Beitr. z. griech. Sprachkunde, S. 39) vorgeschlagen hat.

*saecus*. — Vielmehr zu griech. Αἰδής aus *\*Αἰφιδής* (Grdf. *\*sairid-*) und weiterhin zu gr. αἰανής, αἰηνής (mit ionisch-epischem Spiritus lenis), Attribut grausiger Dinge, aus αἰφ-ανής, αἰφ-ηνής 'von grausem Anlitz' (*\*ävoc* 'Anlitz': ai. *ánhka* 'Anlitz'). So Wackernagel Verm. Beitr., S. 7.

*scutra* 'flache Schüssel, Platte' — *scutula* 'rhombenähnliche Figur' hat damit nichts zu schaffen, sondern ist entlehntes griechisches σκυτάλη 'Stock mit verdicktem Ende' (βακτηρία ἀκροπαχής Suidas); vgl. Weise Die griech. Wörter im Latein, S. 62 und neuestens G. Ferrara Della voce 'scutula' (Milano 1905). Im Sinne von 'Schüssel, Präsentierteller' (Martial XI, 31, 18 f.) dagegen dürfte mit dem Verf. trotz Ferrara a. a. O. S. 16 Rückbildung aus *scutella*, also ein völlig verschiedenes Wort zu statuieren sein.

*sentina* 'Schiffsbodenwasser'. — Erwähnung hätte jedenfalls auch die Joh. Schmidtsche Etymologie verdient, der an Zusammenhang mit lett. *suhktees* aus *\*sunktees* 'durchsickern' denkt und demzufolge *sentina* aus *\*sen(c)tina* herleitet.

*spargo*, *-ere*. — Geitler Lit. Studien, S. 110 führt aus einem litauischen Kalender ein Verbum *sparginti* mit der Bedeutung 'Salz auf eine Flüssigkeit streuen' an.

*stagnum* 'stehendes Gewässer, See, Teich, Pfuhl, Tümpel'. — Unter den vom Verf. aufgeführten Deutungen ist keine, die zu befriedigen vermöchte. Sollte es nicht möglich sein, lat. *stagnum* mit griech. τέταρος 'seichtes Wasser' zu verknüpfen, unter Ansetzung einer Grundform *\*stangnom*?

*stannum* 'eine Mischung von Blei und Silber' später 'Zinn'. — *stagnum* ist nicht nur die durch die romanischen Fortsetzer geforderte, sondern auch die durch die handschriftliche Überlieferung am besten beglaubigte Form; vgl. Georges Lexikon der lat. Wortformen, Sp. 655. ■

*sūrio* 'in der Brunst sein' (von männlichen Tieren). — Die Zusammenstellung mit ai. *sūrah* 'berauschender Trank' findet sich schon bei Thurneysen, Über Herkunft und Bildung der lat. Verba auf *-io*, S. 32.

*testis* 'Hode': zu *testa*, etwa 'Scherbchen, Töpfchen'. — Sicher verfehlt. Auf der richtigen Fährte ist Keller Zur lat. Sprachgeschichte, 1, S. 144 f., der in lat. *testes* eine von den griechisch gebildeten römischen Ärzten herrührende Übersetzung von gr. παρατράται sieht, nur daß wir mit Rücksicht darauf, daß auch der heutige französische Argot *témoins* im Sinne von *testicules* kennt (vgl. Aristide Bruant L'argot au XX<sup>e</sup> siècle, Paris 1901, S. 405) für griech. παρατράται und lat. *testes* lieber eine unabhängige parallele Bedeutungsentwicklung annehmen möchten.

*vāgio*, *ire* 'wimmern, quäcken'. — Das *ā* von *vāgiŕe* gegenüber dem *a* von ai. *vagnūh* 'Ton' läßt sich als Dehnvokal auffassen, wenn man von einem *i*-Nomen *\*vāgi-s* ausgeht, da letzteren öfters Dehnung des Wurzel-

vokals eignet; vgl. z. B. air. *fdiith*, Grdf. \**vāti-s* neben ai. *api-vatati*. So Bartholomae ZDMG., 50 S. 676.

*venio*. — Es hätte sich wohl verlohnt, auch das Kompositum *invenio* mit den Bedeutungsparallelen deutsch *ich komme auf etwas* und russ. *na-idu* (s. Bernecker Russ. Grammatik, S. 113) zu erwähnen.

*viduus* 'beraubt, leer von etwas', bes. 'des Gatten beraubt'. — Höchst wahrscheinlich ist lat. *viduus* erst sekundär zu *vidua* 'Witwe' hinzugebildet. Dieser Annahme ist auch der Sprachgebrauch günstig. *vidua* kommt bei Plautus nicht selten vor und zwar stets als Substantivum, *viduus* nur ein einziges Mal im Mercator. Demnach wäre in den Wörterbüchern zu ordnen 1. *vidua* 'Witwe', 2. *viduus* 'Witwer', 3. *viduus* 'beraubt, leer von etwas'. Vgl. Delbrück Die indog. Verwandtschaftsnamen (= Abh. d. sächs. Ges. d. Wissensch., histor.-philol. Kl., XI), S. 444 f.

*ulva* 'Sumpfgras': zu *alga*? — Diese Zusammenstellung ist in der Tat von E. Lidén Studien z. altind. u. vergl. Sprachgesch., S. 30 gemacht worden, indessen zieht Lidén neuerdings, Blandade språkhistoriska bidrag 1, S. 32 f. (in Göteborgs högskolas årsskrift 1904) Verbindung mit sloven. *lāva* 'tiefe, sumpfige Stelle neben einem Flusse oder in einem vertrockneten Flußbett' vor. Gemeinsame Grundform von lat. *ulva* und sloven. *lāva* wäre \**olūā* (die Kürze des *u* von lat. *ulva* scheint durch span. *ova* 'Schilfgras, Meergras, Alge' gewährleistet). Da das sloven. *lāva* innerhalb der slavischen Sprachen ganz vereinzelt dasteht, könnte man versucht sein, an Entlehnung aus dem romanischen *olva* zu denken, was indessen, wie Lidén a. a. O. mit Recht hervorhebt, einerseits wegen der Bedeutungsverschiedenheit der beiden Wörter und andererseits besonders deshalb nicht angehe, weil lat. *ulva* nur im Spanischen und im Provençalischen, also weitab vom slavischen Sprachgebiet, fortlebt.

*ut* 'wo, in welcher Weise, wie'. — *-tei* in altlat. *utei* ist die lat. Entsprechung von ai. *-te* in *gṛte*, Praepos. mit dem Abl. 'außer, ohne'; Per Persson Studia etymologica, S. 11. Über das Vorkommen von *utei*, *utī* und *ut* bietet schätzenswerte statistische Erhebungen die Monographie von Bastian Dahl Die lat. Partikel *ut* (Kristiania 1882). Die erste Verwendung von *ut* war zweifelsohne die als interrogativ-modales Adverbium. Über die Entwicklung der übrigen Bedeutungen aus dieser Grundbedeutung vergleiche man die lehrreichen Ausführungen von Bréal Mélanges de mythologie et de linguistique<sup>2</sup>, S. 332 ff., Probst Beiträge zur lat. Grammatik, S. 236 f. und Ziemer Junggrammat. Streifzüge<sup>2</sup>, S. 120.

Zug (Schweiz).

Max Niedermann.

**Much R.**, Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Zweite verbesserte Auflage. Sammlung Götschen, Leipzig 1905, 140 S.

Die zweite Auflage von Muchs Stammeskunde hat eine Reihe meist kleinerer Zusätze und Änderungen sowie verschiedene kleinere Auslassungen erfahren. Ob dabei der Verf. Recht daran getan hat, meine Kritik seiner ersten Auflage IF. Anz. 14, 17 ff. fast ganz unberücksichtigt zu lassen, mögen die Fachgenossen entscheiden. Auf einen Punkt aber halte ich es für notwendig, hier noch einmal zurückzukommen, auf die in dem Buche mit besonderer Vorliebe geübte Etymologisierung von Eigennamen. Much hat hier lediglich seine Herleitung des Namens der *Kalukones* (S. 92) fortgelassen, seine übrigen Etymologien aber sämtlich

beibehalten. Sind wir aber wirklich imstande zu sagen, ob z. B. *Suebi*, germ. \**Suēbōz* die 'Selbständigen, Freien' bedeutet hat und deshalb auch als Gattungsname auf alle freigebliebenen Germanen anwendbar gewesen sein kann? Mit meiner Opposition gegen die Erhebung solcher wenig wahrscheinlichen Hypothesen in den Bereich gesicherter Tatsachen stehe ich auch keineswegs allein und verweise hier nur auf das Urteil Bethges, Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft 558 über Muchs frühere stammeskundliche Arbeiten: "Der Wert dieser ausgezeichneten Aufsätze wird nur durch das allzugroße Vertrauen des Verfassers zu Namenetymologien einigermaßen beeinträchtigt." Auch die Etymologien von Fluß- und Bergnamen sollten mit größerer Vorsicht aufgenommen werden, als dies bei Much geschieht: so verbietet sich die auf S. 43 der neuen Auflage eingefügte und dort als möglich bezeichnete Herleitung von lat.-germ. *Nicer* 'Neckar' von voritalisch *niger* = lat. *niger* 'schwarz' durch die Tatsache, daß, wie Much 60 f. selbst bemerkt, die Germanen erst im ersten vorchristlichen Jahrhundert das Land zwischen Main und Donau besiedelt haben, den Neckar also erst in einer Zeit kennen gelernt haben können, in der die Verschiebung des *g* zu *k* längst stattgefunden hatte, abgesehen davon daß jeder, der den Neckar wirklich einmal gesehen hat und nicht an Farbenblindheit leidet, denselben für grün und nicht für schwarz halten wird.

Auch in der zweiten Auflage setzt der Verf. S. 94 die Franken mit den Chauken gleich, die sich allmählich weiter gegen Südosten ausbreitet und dabei ihr Stammland zwischen Ems und Elbe den Friesen und Sachsen überlassen hätten, und fügt jetzt noch hinzu, daß es sonst unerklärt bliebe, was aus den früher so mächtigen Chauken geworden sei. Das ist freilich keine Widerlegung der Bemerkungen des Rezensenten, weshalb die Chauken nicht mit den Hugen-Franken identisch sein können; aber auch Muchs neu hinzugefügter Grund erweist sich nicht als stichhaltig. Denn bei den wechselvollen politischen Verhältnissen Germaniens in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten kann die Macht der Chauken wie früher die der Cherusker in verhältnismäßig kurzer Zeit zertrümmert worden sein, und gewiß ist doch die Annahme einfacher, daß die Chauken ihre Wohnsitze beibehalten als daß sie dieselben gewechselt haben. Auf welche Weise freilich das chaukische Volk teils friesisch, teils sächsisch geworden ist, ob durch Unterwerfung oder freiwilligen Anschluß, vermögen wir nicht zu entscheiden, wie wir ja überhaupt so gut wie keine Nachrichten über die inneren Verhältnisse Germaniens aus dieser Zeit besitzen. Aber gewiß ist Bremer im Recht, wenn er in Pauls Grundr. 2, 3, 859 die Beteiligung der chaukischen Sachsen an der Besiedelung Südenglands voraussetzt, da Holstein, wie dies ja in den nördlichen englischen und jütischen Landen, wo Dänen eingerückt sind, wirklich geschehen ist, entvölkert sein würde, wenn von ihm allein aus die weite Landschaft besiedelt worden wäre, welche die Sachsen in England inne haben.

Erfreulich ist es, daß Much selbst seine von ihm PBB. 17, 5 ff. im Anschluß an Kossinna entwickelte Ansicht, daß die Teutonen Kelten seien, aufgegeben hat. Es war ja auch schwer zu glauben, daß die Teutonen, die nicht nur als Waffen- und Wandergefährten der Kimbern und Ambronen auftreten, sondern von ersteren auch dem Marius gegenüber direkt als ihre Brüder bezeichnet werden, keine Germanen sein sollten. Wenn sich nun aber auf Jütland, dem kimbrischen Chersones, neben einem an die Kimbern erinnernden *Kimbersyssel* ein an die Teutonen gemahnendes

*Thythesyssel* findet und außerdem die Insel *Amrum*, älter *Ambrum*, deren Namen auf die Ambronien hinweist, nicht allzufern liegt, so kann doch wohl kein Zweifel daran bestehen, daß die Heimat aller dreier Völker auf Jütland und südlich davon zu suchen ist.

Richard Loewe.

Loewe R. Germanische Sprachwissenschaft. Leipzig Sammlung Götschen 1905. 148 S. 80 Pf.

Nach Meringers idg. und Zauners rom. Handbüchlein ist nun ein analoges fürs Germ. (Urgerm.) gefolgt. Über Zweck und Gebrauch der grammatikalischen Darstellungen in Götschens Sammlung war schon seinerzeit genug gehandelt worden, ich beschränke mich hier darauf, zu sagen, daß Loewes Büchlein natürlich den intensiven Gebrauch unserer übrigen Handbücher (außer Brugmann der 'Vorgeschichte' Kluges in Pauls Grundriß, des Noreenschen 'Abrisses', der 'Urg. Grammatik' Streitbergs, der urg. Abschnitte Bethges in der 'Laut- und Formenlehre' Dieters u. a.) keinem Anfänger ersparen kann, daß aber dieser 'Abriss in nuce' jedem, der schon entsprechend eingearbeitet ist, z. B. Studenten als Repetitorium oder selbst Fachleuten als ein durch Beispiele und knappe Theorien illustrierter Index, immer seine guten Dienste leisten wird.

Doch all dieses liegt in der Natur der Sache begründet; Loewe selbst ist da — nach gehöriger Vorbereitung — an eine recht schwierige Aufgabe herangetreten und hat sie unter den gegebenen Verhältnissen gewiß glücklich gelöst. Übersichtlichkeit, sehr selten mangelnde Verständlichkeit bei gedrängter Form, beste Auswahl aus dem schon Geleisteten und eine ziemliche Beigabe eigener zum mindesten stets anregender Erklärungen, die zugleich eine etwas ausführlichere Besprechung meinerseits rechtfertigen, müssen seinem Werkchen nachgerühmt werden. Daß er den ewigen Zwiespalt zwischen wissenschaftlicher Auseinandersetzung, die oft mehrere Seiten erforderte, und wünschenswerter Beschränkung und Vereinfachung des Stoffes zu Zwecken eines Handbüchleins gerade auf dem heiß umstrittenen Boden des Urgerm. so trefflich zu schlichten gewußt, bleibt das ureigenste Verdienst der von ihm gebotenen Leistung.

Der Inhalt der Schrift beschränkt sich naturgemäß auf Lautlehre (Betonung, Vokalismus, Konsonantismus, Auslautgesetze) und Formenlehre, welchen Hauptteilen eine gediegene Einleitung über Begriff und Aufgabe der germ. Sprachwissenschaft, die germ. Dialekte, über Sprachveränderungen und ihre Ursachen, über Wechselbeziehungen des Germanischen zu andern idg. Sprachen<sup>1)</sup> und innerhalb seiner eigenen Dialekte voraufgeht (S. 1—30). Ein Meisterstück in der Anordnung des einschlägigen Stoffes scheint mir die Einflechtung der späteren Schicksale der urgerm. Konsonanten in die Darstellung der ersten Lautverschiebung und ihrer (in Wirklichkeit freilich zum Teil parallel verlaufenen) Einzelakte zu sein (S. 53 f.).

Indem ich mich jetzt der rein wissenschaftlichen Würdigung zuwende, berühre ich zuvörderst einige allgemeine Prinzipien, welche Loewe konsequent und mehreremale zur Anwendung bringt. So betrachtet er (S. 13 f.) als wesentlichste Ursache der Sprachveränderungen mit Recht die Sprechart der neuen Generation oder die Kindersprache und macht

1) Hier vermisste ich nur eine Andeutung der Beziehungen zum Baltoslavischen.

davon z. B. beim Schwund der 1. Sg., 1. 2. Pl. im got. Medium und der 1. 2. Pl. im as. agfr. Aktivum — als im Kindermund ungeläufiger Personen — Gebrauch (S. 114). Ohne diese treibende Kraft zu unterschätzen, mache ich aufmerksam, daß teilweise auch hier lautgesetzliche und analogische Vorgänge (vgl. die 2. Pl. as. ae. *berað* neben 3. Pl. *\*bera[n]þ* = *berað*) mit hereinspielen mochten, daß man ferner bei Metathesen u. dgl. unbedenklich von der Sprechart Erwachsener ausgehen kann (vgl. ačech. *ktvu* st. *\*ktvu* = abulg. *cvotq*), endlich, daß der Affekt und überhaupt der Gemütszustand bei Sprachwandlungen eine wichtige, noch nicht genügend untersuchte Rolle spielt. Wir werden da kaum mit einem einseitigen Prinzip auskommen.

Die as. Formen, die ein richtig agfriesisches Gepräge haben, erklärt Loewe S. 28 f. teils durch vorübergehenden, teils durch bleibenden Einfluß des die Sachsenlande beherrschenden und nur stammverwandten Adels (vgl. auch S. 96, 138, 143). Auch ein Beitrag zur Lösung dieser dunklen Frage, wobei aber noch die besondere Mittelstellung des As. zwischen Agfries. und Ahd., dann die von Holthausen As. Elem. 14 erwähnten Begleitumstände bei Niederschrift und Verbreitung der Quellen in Betracht kommen.

Auf eine Erscheinung im Soester Dial. (S. 78) sich stützend, faßt Loewe gewisse abweichende Vokale als Misch- oder Mittelformen auf, die eine zwischen zwei Extremen vermittelnde Qualität angenommen haben: der ahd. as. G. Sg. *arnes* (a. a. O.) ist auf diese Weise kontaminiert aus *\*-is* und *-as*, die zweite Pl. ahd. *beret* aus *\*birit* und *berat* (S. 116), der amd. as. G. D. Sg. *hanen*, A. Sg. und N. Pl. *hanon* aus *-in* und *\*-an*, bez. aus *-un*<sup>1)</sup> und *\*-an* (dies beidemal im Ae., S. 91). M. E. kein völlig zu verwerfendes Prinzip, obzwar noch mehr Beobachtungen in lebenden Mundarten erwünscht wären; für die 2. Pl. *-et* reiche ich übrigens gut mit der Theorie Bernekers IF. 9, 355 f. aus.

Die Verschiebung der Labiovelare zu reinen Labialen erkennt Löwe offenbar nicht an, sondern sucht die Einzelfälle durch Analogie und Assimilation auszudeuten: *fidwōr* nach *fimf* (schon bei Noreen Abriss 149) und *fimf* mit Angleichung des zweiten *f* ans erste (S. 110). Doch fehlt ebenda die Erklärung für *ainlif*, *twalif*; ob Loewe in letzterem auch Assimilation (vgl. *wulfs*) annehmen wollte?

Loewe bemüht sich im absoluten Auslaut ebenfalls mit Verners Gesetz durchzukommen, allein es will ihm ebenso wenig wie anderen glücken: so im G. Sg. ahd. *burg* usw. (gr. *βυρκός*), wo der Ton noch vor Eintritt des Gesetzes zurückgezogen sein soll (S. 89), dann in der 2. Sg. Ind. des st. Praet. im Wgm., von der vermutet wird, as. ahd. *bāri* (=urspr. *\*-és*) hätte sein *\*-s* für *-z* nach dem entfernten Vorbild der Praet.-Praesentia (wo im Ind. *-t*, im Opt. *-s*) eingetauscht. S. 145.

In den Auslautgesetzen hat sich Loewe, wie rühmend hervorzuheben, der neuen Intonationslehre aus Überzeugung angeschlossen. Unverständlich ist mir bloß ein gewisses Residuum der alten Nasaltheorie dahingehend, daß nasalierte Länge im got. Auslaut als Länge erhalten bleibt (S. 69). Loewe kann zwar so N. Sg. *tuggō*, *augō* aus *\*-ōn* und *hauhei* aus *\*-in* anstandslos ableiten, aber er muß got. A. Sg. *giba* (82),

1) Dieses unwahrscheinlich abgeleitet z. B. im A. Sg. aus *\*-n(-n)* anstatt eher aus *\*-ən(-n)*.

1. Sg. *nasida* (71 u. 134), got. N. Sg. *hana* (91) durch Analogien erklären und bedürfte doch dringend der Gleichung  $*-\delta n = \text{got. } -a \text{ für got. A. Sg. } hana \text{ usw. (100), N. A. } \dot{p}ata \text{ (102; beidemale die Partikel } *-\delta m)$ .

Nach S. 27 haben die deutschen Maa. (und das Langobardische S. 30) abweichend vom Agfries. nur eine gemeinsame Neuerung durchgeführt, nämlich  $*-a$  aus  $*-\delta$  zu  $-o$  gewandelt: älter sei agfr. *hona*, jünger ad. *hano*. Daß auch das Deutsche einst  $-a$  gehabt, erweist nach L. der suevische Name *Nasua* (Caesar) und der batavische *Chariovalda* (16 n. Chr.). Nun fordert aber die natürliche, im Nord. bei urspr.  $*-\delta n$  (dieses sonst überall  $= *-\delta$ ) beglaubigte Qualitätsentwicklung, daß analog im Wgm. aus  $*-\delta$  ( $-\delta n$ ) gemeinsprachliches  $-o$  und erst daraus — im Agfr. — einzelsprachliches  $-a^1$ ) hervorgegangen ist, und zudem zeigt das älteste Northumbr. im sw. N. Sg. *urecko*, *bogo* (wohl schon offenes  $-o$ , da kein  $-u$  daneben). Und was die beiden Eigennamen betrifft, so sind sie recht unverlässliches Beweismaterial und außerdem hat sie Bremer IF. 14, 366, sich selbst berichtigend, auf  $-az$  zurückgeführt und die Deutung aus  $-\delta$  verworfen.<sup>2)</sup>

Schwankend oder vielmehr inkonsequent ausgedrückt dünkt mich Loewes Standpunkt in der Frage des Schwundes von urspr.  $-i(-)$  in 3. Silbe. Nach S. 73 ist es bereits urn. verloren, auf S. 84 wird  $*\dot{g}astijiz$  zu  $*-iz$  kontrahiert (ahd. *gesti* = Akk. Pl.), im N. Pl.  $*sunijiz$  (S. 87) ist es urgerm. ausgefallen (got. *sunjus*), worauf nord.-wgm. noch einmal in 3. Silbe  $-u$  aus  $*sunijuz$  schwindet (urn. *sunijR* usw., ad. *sunj*). Vgl. weiter S. 91, 140, 147. Bei genauer Präzisierung würde L. wohl besagten Schwund des  $i$  als urgerm. bezeichnen — mit Recht; dagegen ist wgm.-nord.  $-u$  aus  $*-\delta$  trotz aisl. *augo* = ahd. *ougun* schwerlich gar so früh apokopiert, wie S. 94 angenommen wird: vgl. unter anderem in der urn. Inschrift Opedal (6. J.) neben *mīnū liubū* das zwar zweifelhafte, jedoch kaum anders zu deutende *Birz(i)nzu* (Noreen Aisl. Gr.<sup>3</sup> 227).

Bezüglich des Praet. der starken und besonders der 'reduplizierenden' Verba geht L. durchaus von urspr. gedoppelten Perfektformen aus. Die ablautenden Typen schafft er sich durch urgerm. Haplogogenen (126 f.), die Typen *hē²t* usw. durch nord.-wgm. Dissimilationen (129 f.). Dabei entwickelt er seine Theorie auf Grund von solchen Anschauungen über den idg. Ablaut und namentlich die Schwundstufe, welche man sich sonst für die schwierigsten Fälle bereit hält: got. *sētum* ebenso wie ai. *sēdimā*, lat. *sēdimus* =  $*se-(s)ēdāmē$  zu Wz.  $*sēd-$  (125), dagegen ae. *reordon* (danach analog. *hehton*) =  $*re-rd-āmē$  zu Wz.  $*rēdh-$  (131; vgl. damit 46 f.). Weil Loewe diese seine Aufstellungen in allerjüngster Zeit in KZ. 40, 266 f. ausführlicher begründet, ergänzt und zum Teil modifiziert hat, so wird Ref., der sich ebenfalls dieser Frage gewidmet, eine weit eingehendere Kritik des Löwischen Pf.-Systems von abweichendem Gesichtspunkt aus an anderer Stelle bringen.

1) Dazu paßt vortrefflich die ganz parallele Erhöhung der Qualität in agfr.  $-e$ , älter  $-æ$  aus gemein-wgm. und deutschem  $-a = \text{urspr. } *-\delta n$ : ae. *giefæ*, später  $-e$ , ahd. *gēba* usw. Zu allen diesen Fragen vgl. meine 'Soustava etc.' (1903) S. 71 f., 150 f., 188 f.

2) *Nasua* könnte event.  $n$ -Stamm und noch damaliger Rest des alten Vok.  $*-a(n)$  sein; vgl. Bethges chronologisch schon weniger wahrscheinliche Interpretation des urn. *Wiwila* u. ä. (bei Dieter 623).

Eine Reihe Einzelheiten: S. 17 werden als eine von zwei charakteristischen Übereinstimmungen in der germ.-lat. Wortbildung die Adverbia *\*-nē* ('woher?') angeführt wie got. *innana*, lat. *superne*; J. Schmidt verglich damit noch ai. *vinā* 'ohne' (Soustava 111). — S. 25 erklärt L. den Wandel von *-ū-* zu *-ō-* in got. *bauan*, on. *bōa* für eine Spur alter gemeinschaftlicher Entwicklung, was nicht undenkbar ist. — S. 36 f. würde eine einmalige Illustrierung von nebetonigen und unbetonten Silben, z. B. durch *ai* im Ae., nicht schaden. — S. 80: got. *hairdeis* aus *\*-ios* zu *-īs* kontrahiert (?). — S. 81 kann die Länge im G. Sg. ahd. *gēbā* nur theoretischen Wert haben; vgl. 101 *dera* aus *\*te-sās* (!). Ae. *giefe*, älter *-æ* entspricht dem ad. *-ā* und ist mit dem Dt. Sg. aus *\*-āi* nur zusammengetroffen. — S. 87 wird ae. *sunā* im D. Sg. richtig aus dem Gen., aber as. *sunō* unnötigerweise aus einem Lok. *\*-ōu* statt gleichfalls aus dem Gen., der übrigens einmal belegt ist, erläutert; vgl. Soustava 291 gegen Holthausen As. Elem. 108 f. — S. 93 wird das *-ān* der obl. Singularfälle von ahd. as. *ōn*-Stämmen wiederum durch Vermischung eines schwundstufigen, im A. Sg. heimischen *-un* (also *\*-on*) mit *-ōn*, jedoch diesmal nicht sehr einleuchtend gedeutet; vgl. Trautmann Germ. Lautges. usw. (Diss. 1906) S. 30. — S. 99 kann in unbet. Stellung nur ae. *se* entstanden und dann gedehnt worden sein. — S. 102 tritt eine mir bisher unbekannte Definition des Unterschiedes zwischen N. A. Pl. ahd. *deo*, *dio* aus *\*iǣs* in betonter und A. Sg. *dea*, *dia* aus *\*iǣm* in unbet. Stellung zutage. — S. 130 werden die ae. Praet. *geonz*, *beonn* st. *\*genz* (in *genzāde*), *\*benn* als Analogien nach dem Praes. hingestellt (?). — S. 135 sind als treffender Beweis für die tatsächliche Einverleibung der 2. Sg. Aor. ins wgm. Perf. die Praet.-Praesentia erwähnt. — S. 140 u. 148 deutet L. zwei got. Formen *-au*: die 3. Sg. Pl. Imper. aus medialem *-au* (: akt. ai. *dhāratu* usw.) und den Opt. Med. aus idg. *-o* (gr. *ἐπέπερο*) mit Anlehnung an den Imper. Im ersten Falle wäre aber gemäß dem medialen *-ai* (: akt. *-i*) eher Kürzung des gestoß. *\*-au* zu got. *\*-a* zu gewärtigen, und deshalb fasse ich alle beide Formen als Nachbildungen des akt. Opt. *bairau* usw. auf, den L. freilich nicht erklärt (S. 137; Soustava 271 f.). — S. 143: Part. ahd. *gistigan* usw. behält sein *-i-* infolge der Nebenformen mit *-in-* (ae. *stizen* usw.), was bemerkenswert ist. — S. 145 hätte ich bei ae. *earð* die Urform des Praet.-Praes. angedeutet. — S. 146 muß 1. Du. got. *magu* aus *\*-uue* hergeleitet werden statt aus *\*-ue*, das wohl got. *\*mag* ergeben hätte. — (S. 51, 94, 96, 110, 113, 120, 131 sind mir Druckfehler aufgefallen.)

So birgt denn Loewes Büchlein einen vollen Schatz von Anregungen und Antworten auf inhaltschwere Fragen, die noch heute ungelöst und natürlich auch vom Autor nicht immer positiv gefördert oder gar endgültig abgeschlossen sind. Doch wer von den Eingeweihten wollte ihm dies zum Vorwurf machen?

Prag-Smichov.

Josef Janko.

**Trautmann R.** Germanische Lautgesetze in ihrem sprachgeschichtlichen Verhältnis. Inaug.-Diss. (Königsberg). Kirchhain N.-L. 1906. 69 S. u. Karte.

Die Dissertation, welche den Referenten Bezenberger und Schade zu Ehren gereicht, zeichnet sich durch reichhaltige Literaturangaben zu jedem Abschnitte und Probleme, durch äußerst fleißig und nach Be-



darf vollständig angelegte Belegsammlungen samt Etymologien<sup>1)</sup>, ferner in der Verarbeitung des schwierigen Gegenstandes durch Geschick und kritischen Sinn aus. Der Stoff ist und bleibt spröde: die relative Chronologie der wichtigsten germ. Lautgesetze fixieren zu wollen ist ein Beginnen, welches immer mit den jeder vorgeschichtlichen Sprachuntersuchung anhaftenden Mängeln zu kämpfen haben wird, selbst wenn die Tatsachen so klar wie möglich zutage liegen sollten, was aber bei den wenigsten Fragen der Fall ist. Wer also dieser undankbaren, dabei jedoch das Ziel und Ideal unserer Forschung verfolgenden Aufgabe sich unterzieht, der muß vorher an den Aufbau einer soliden Grundlage durch streng empirische, gegebenenfalls kritisch-skeptische Erfassung der Lautgesetze an sich gegangen sein — und das hat Tr. nach besten Kräften getan —, leider um sich am Ende in vielen Fällen sagen zu müssen: *non liquet*. Dies darf jedoch den mutig Strebenden nicht abhalten, stets von neuem 'hinauf und vorwärts zu dringen'.

Seine gesunde kritische Begabung bekundet Trautmann vor allem in der Beurteilung der Eigennamen und Lehnwörter, denen er mit vollem Recht in unserer hochwichtigen Frage keine Beweiskraft zuschreibt (S. 9 u. 16). Sonst trägt er einfache und im ganzen großen nüchterne eigene Ansichten vor, wobei er sich naturgemäß oft an seinen Lehrer Bezzenberger anlehnt oder von ihm ausgeht. Seine Resultate weichen in gewissen Punkten von den eingebürgerten Lehren unserer systematischen Handbücher des Urgerm. ab und werden, insofern sie nicht subjektiv gefärbt sind, ein nützliches, zum mindesten negatives Korrektiv für letztere bilden können. Seinen Standpunkt wahrt und verteidigt Tr. bündig und entschlossen: aber eben deshalb finde ich den Vorwurf 'übertriebener Schärfe', den er S. 18 Streitberg macht, unberechtigt (vgl. damit IF. 19, 214 f.). Andererseits dünkt mich Tr. unpassenden Orts wieder allzu bescheiden zu sein, wenn er in phoneticis gar nicht mitsprechen will (S. 55, 56) — obgleich der Sprachforscher und speziell der 'Lautgesetzler' in erster Linie auch Phonetiker sein soll und muß. Freilich nicht jeder von uns kann es darin zur Virtuosität eines Sievers bringen, allein von vornherein in solchen Fragen nur als Laie erscheinen zu wollen, erachte ich für verfehlt und als einen entschiedenen Nachteil z. B. gegen die sogen. Leipziger oder Pariser Schule. —

Meinen Randbemerkungen zu den Einzelproblemen schicke ich nun, genau nach der als Anhang beigelegten veranschaulichenden Karte, die von Tr. aufgestellte chronologische Reihenfolge der urgerm. Lautwandlungen voraus, wobei das Fragezeichen in Klammer meinen unten zu begründenden Zweifel andeuten soll. Tr. unterscheidet:

1) Von diesen erwähne ich gleich hier einige, die mich besonders interessierten: ae. *hrif* usw. (S. 13: gegen Walde nicht aus \**qrep-*); ahd. *spīlōn* (14 f.); ahd. *chwadilla* (17); germ. \**hauhaz* zu lit. *sždusžūs* (24 A.); ahd. *hriuwān* usw. zu aksl. *krušiti*, lit. *kriūszti* (45); got. *nēwa* (52); lat. *materies* (53 A.); aksl. *kopyto* (54); an. *hinn* (S. 34: die Ableitung aus \**hī-naz* ist wegen as. *hī-r* m. E. der aus \**hijinaz* vorzuziehen); got. *waila* (S. 35: Tr. schließt sich Brugmann und Meringer an; vgl. aber Uhlenbeck PBrB. 30, 323); ahd. *beramēs* (ebenda: aus \**bērammēs* = \**bēram* + *wēs* wie *plintemu* neben got. *blindamma*). Der Verf. hatte schon früher etymologische Beiträge geliefert.

1. Periode des idg. freien Akzentes: Ten. asp. werden zu Tenues; Schwund von *ə* (got. *awistr*, ahd. *dinstar* = ai. *tāmiserā*; *ə* schwindet wohl früher als unbet. *ə* zu *u* und *e* vor Nas. + Kons. zu *i* wird, S. 9 u. 36); *sr* zu *str* (ebenda Anm.); Lautverschiebung u. Verners Gesetz; *w*-Schwund zwischen Kons. u. *j* (G. Sg. F. \**hard[w]jōs* S. 59); *w*, *j* bei folgendem Akz. zu *ww*, *jj* (?); *w*-Schwund vor *u* (got. *juggs* aus \**jwungaz*: Eintritt vor der L-Diphthongenkürzung und vor dem *a*-Uml. des *u*, aber nach \**un* aus *u* usw.' S. 60f.); Sievers' Regel S. 43 u. 57 (?); *ū* zu *ō*; *dl* zu *ll*, *zm* zu *mm*, *md* zu *nd* (In zu *ll* wird von Tr. nicht erwähnt); *ou* vor Kons. zu *ō*, *ou* vor Vokal bei folg. Akz. zu *ū* (?).

2. Periode des germ. festen Akzents: Germ. Akzentregelung; *e* zu *i* in unbet. Silbe; Schwund von *-a*, *-e*, *-i* (?); bet. *e* zu *i* durch *i*, *j*; *j*-Schwund vor *i* (got. *air*, *aiz* und vielleicht *preis* = \**trejes* 61); Schwund von ausl. *-w* nach Kons. (got. *nih*, ad. *noh* und auch m. E. trotz Hirt IF. 12, 238 höchstwahrsch. nach Meillet got. ae. *wit* usw. = \**we-dwō* S. 67).

Im Text behandelt Tr. zweckentsprechend den Vokalismus (I), den Konsonantismus (II), die Auslautgesetze (III).

Ad I. Zu idg. *e* (9f.): Die Verwerfung von Helms Datierung des schwer fixierbaren Übergangs zu *i* vor Nas. + Kons. muß ich nur billigen; ich hege schon lange die Überzeugung, daß die L-Diphthongenkürzung (got. *winds* usw.) allein uns da einen Fingerzeig zu geben vermag, indem sie entweder vor oder gerade noch während jenes Übergangs zum Abschluß gelangte<sup>1)</sup>. — Die Frage über unbet. *e* vor urspr. *r* (S. 10) schlägt wohl in die Phonetik ein. Einfluß übte hier der folg. palatale oder velare Vokal und demnach auch die Natur des *r*: vor hinten artikuliertem *r* kam urg. *e*, das historisch in *a* übergehen konnte, zu stehen (ahd. *ubir*: got. *ufar*, ahd. *uber*, *obar* usw. ähnlich wie griech. ὀπότεροι: el.-lokr. ὀπότεροι) — somit hat J. Schmidt das Problem am schärfsten erfaßt.

Zu idg. *i* (S. 11 f.): Von gemeingerm. *a*-Umlaut kann im Hinblick auf die einzigen nord.-wgm. durchgehenden *wer* und *nest*<sup>2)</sup> keine Rede sein; vgl. die lehrreiche Sammlung Trautmanns und seine Ansicht von viell. dialektischer Neigung dazu, die nur im Althochdeutschen annähernd Gesetzeskraft erlangt. Trotz alledem verstehe ich das Verfahren jener Theoretiker, welche urgerm. *a*-Uml. von *i* postulierten und sich dann durch Analogien helfen, sehr gut: schwebte ihnen doch eine unbedingte Parallele zum allgemein (auch von Tr. 16) anerkannten urgerm. *a*-Umlaut von *u* vor! — Höchst gerecht ist Tr.'s Widerspruch auch gegen die neueste *e/i*-Theorie von Collitz in MLN. 20 (1905), 65 f.

Zu idg. *ā*, *o* (S. 16f.): Besonders der Wandel *o* zu germ. *a* ist wegen der Unsicherheit über das Schicksal des *w*-Elements der Labiovelare chronologisch fast unbestimmbar. — Über nichthauptton. *o* bemerke ich, daß mir seine urgerm. (wgm.-nord.) Erhaltung vor *m* in heimischen Wörtern (aisl. *fullom*, urspr. ahd. *fallumēs*: Braune Ahd. Gr.<sup>2</sup> 222) und sogar in Eigennamen (5 *o* : 3 *a* gerade bei Bremer IF. 14, 365f.) wahrscheinlicher ist als der ausnahmslos angenommene Wandel zu *a*.

1) Mit dieser doppelten Möglichkeit haben wir streng genommen in den meisten Fällen relativer Lautchronologie zu rechnen, da bekanntlich jedes Lautgesetz seine 'Nachzügler' hat.

2) Das von Loewe Germ. Sprachw. 41 noch angeführte ae. aisl. *regn*, ad. *regan* stimmt im Kons. nicht zu lat. *rigāre*; vgl. Uhlenbeck Et. Wtb. d. got. Spr.<sup>2</sup> 123 und Trautmann Diss. 64.

Zu idg. *āu*, *ōu* (S. 17f.): Nach Tr. blieb im Urgerm. betontes *ōu* vor Vokal erhalten und ward bei folg. Akzent zu *ū*, vor Kons. überhaupt zu *ō*; nach dem Akz. verblieb es, auslautend wurde es *-au*. Trotz der erschöpfenden Belegsammlung hat mich aber Tr. davon nicht überzeugt, daß die beiden vorausgesetzten Wandlungen des inlaut. *ōu* (zu *ō* oder *ū*) tatsächlich erst urgerm. eingetreten sind und nicht etwa teilweise oder durchaus uridg. Verhältnisse (*ōu* mit oder ohne Determinant, event. *ōu* ohne oder mit Reduktion: Schwundst. *ū*) widerspiegeln. Tr. liefert nämlich im Grunde keine strikten Beweise, sondern vermutet nur je nach Bedarf betontes oder vortoniges *ōu* vor Vokal, worauf Ausgleichung und oft Differenzierung erfolgte. Das alles kann sich aber schon ursprachlich zugetragen haben: ja es ist nicht wahrscheinlich, daß entgegen den von Tr. selbst (S. 26) beregten Parallelen wie got. *weihan*: an. *vega* usw. gerade hier bis ins Urgerm. ablautloses *\*snōwō* (= ae. *snōwan*) neben *\*snōwō* (= an. *snúa*) sich gerettet hätte; vgl. Hirt Idg. Abl. 94 u. 113. Deutlich erkenne ich den ins Germ. überkommenen Urzustand im Sg. *\*skōhaz* = aisl. *skór* mit idg. *-ō(u)*: Pl. *\*skūzwoz* = *skúar* (vgl. hingegen S. 26, wo in letzterer Form beide Lautgesetze Tr.'s nacheinander in Anwendung kommen). Vor Kons. endlich muß ich für urgerm. *-ōu-* selbst dann in gewisser jüngerer Periode Kürzung zu *-au-* postulieren, wenn ahd. *muosk* sein *\*-u-* in *\*-ōu-* erst im Germ. verloren und an. *naust*, *fraust*, (*h*)*raust* wegen av. *navāza* (25) seit jeher Kurzdiphthong enthalten hätte: es fordert dies die Parität mit den übrigen L-Diphthongen und gekürztes betontes *-ōu* in *tuau*, *ḡau* (29)<sup>1)</sup>. — Auf idg. Ablaut *ōu* : *ū* möchte Bezzenberger (s. Exkurs 29f.) den unerklärten Gegensatz got. *-ōn-* : ahd. *-ūn-* usw. in der sw. Fem.-Deklination zurückleiten, ein wohl nicht aussichtsloser Versuch, zumal wenn man mehrere Ansätze zur *ūn*-Bildung, primäre und sekundäre, annimmt. Vgl. Streitberg PBrB. 14, 220.

Zu idg. *āi* (S. 31f.): Ist m. E. gekürzt in got. *aiws*, as. *ēu* aus *\*āiwoos* (Tr. setzt zu *ēu* ein *\*aiwōs*?); zu den S. 31 A. nicht widerrufenen Belegen gehört auch got. *habais* usw. aus *\*āisi*, was jedoch ungeachtet des Pali im Germ. fraglich bleibt.

Zu idg. *ēi* (S. 32f.): Tr. folgt der von Franck ausgesprochenen Meinung, aus idg. *ēi* sei gestoß. *ē*, aus urg. *ēi* geschl. *ē* geflossen, was ich andernorts bekämpfe; willkommen ist die neurevidierte Liste der *ē*<sup>2</sup>-Wörter. — Daß S. 36 got. *anstai* aus *-ēi*, S. 29 *sunau* aus *-ōu* gedeutet wird, scheint mir inkonsequent zu sein, da das Got. im Auslaut bei reduz. Längen und Diphthongen entschieden der Mittellage *-a(-)* zustrebt. —

Ad II. Zu germ. *wu*, *ju* (S. 40f.): Trautmann ist hier der Nachweis geglückt, daß die übrigen neuerdings von Brugmann (Kurze vgl. Gr. 96 u. 107) ignorierte Zimmer-Streitbergsche Bestimmung, die Verschärfung sei unter dem Einfluß des germ. Akzents eingetreten, nicht stichhaltig sei; vgl. an. *hlé* usw. aus *\*hlewān* und die andern 16 Ausnahmen auf S. 41. Tr. kehrt daher zu Bechtels Auffassung zurück, daß der unmittelbar nachfolgende idg. Akzent die Ursache gewesen sei. Zeitlich ginge die Verschärfung nach S. 42 Sievers' Regel (s. unten) voran; wenn jedoch got. *ajukduþs*, *bajōþs* sie nicht mitgemacht, so soll ihre Bildung schon vor dem Verschärfungsgesetz erfolgt sein (also schon da-

1) Anders, aber in den Grundideen fast übereinstimmend N. van Wijk IF. 19, 393f. (bes. 397).

mals *\*ajukadūpi-*). Natürlich hat Tr. auch wieder mit weitgehenden Ausgleichen zu rechnen, z. B. in der oft vorkommenden Ablautsreihe der 2. Verbalklasse: *\*blewan*: *\*blau*: *\*bluwum*: *\*bluwuanaz* u. ä. Außerdem muß er wegen mangelnder evident beweisender Formen "für *jj* dieselbe Behandlung wie für *w* a priori annehmen" (vgl. oben das über den *a*-Umlaut von *i* Gesagte). Freilich haben sich gerade in letzter Zeit die Chancen für Bechtels Gesetz verbessert: infolge des Ausscheidens von *ae. éode* kann jetzt got. *iddja* tatsächlich als ganz isolierte Form entweder nach Collitz-Fick aus Pf. Med. *\*ijdi* oder m. E. mit aoristischer Endung aus *\*ijét* (vgl. Brugmann Grdr. 1<sup>2</sup>, 861f.), got. *daddja* trotz ved. *dháyati* unbedenklich aus *\*dhajéti* oder *\*dhajéti* (vgl. noch Hirt Idg. Abl. 33 u. 35) gedeutet werden. Man kann sich somit — wie heute die Sachen stehen — für Bechtel mit dem Vorbehalt entscheiden, daß in Einzelfällen (griech. *δοιοί* = *\*dwoi-jói*) vielleicht dennoch etymologisches *idg. -jj-* und *-w-* vor dem Akzent gestanden und event. für andere Fälle das Muster abgegeben hat.

Zu Ten. asp. im Germ. (S. 49f.): Tr. verteidigt mit Glück die auch mir geläufige Ansicht, daß im Germ. die Tenues mit den Ten. asp. zusammengefallen. Dankenswert ist die sorgfältige Analyse der 7 vermeintlichen Beweispunkte dagegen und sämtlicher germ. Belege mit Ten. asp. im An- und Inlaut.

Zur Lautverschiebung (S. 54f.) und zu Verners Gesetz (S. 56f.): Tr. sondert reinlich — ob mit Recht? — die beiden Vorgänge; die von den Tenues ausgehende Verschiebung hat sich nach Tr.'s ansprechender Vermutung während mehrerer Generationen in allen drei Reihen parallel vollzogen. — Die Frage, ob das Vernersche Gesetz nach Kip und Wilmanns nicht erst während, bez. sogar nach der germ. Akzentregelung zum Abschluß gelangte, wird von Tr. ablehnend (unter Verwerfung der Gleichung got. *ga-* = lat. *co-*) gestreift. Kip (MLN. 20, 16 f.) speziell möchte *level stress*, das Übergangsstadium von *idg.* zu *germ.* Betonung, für das Stimmhaftwerden der Spir. ten. verantwortlich machen: Tr. aber glaubt ihn, dessen Vorstellung von *l. stress* er sonst billigt, einmal durch Sievers' Regel (s. gleich unten), sodann durch seine oben als zweifelhaft hingestellte Theorie über *antevok.* germ. *ðu* widerlegt zu haben. Jedenfalls ist die Sache so einfach nicht; denn vom phonetischen Standpunkt drängen sich einer ganz befriedigenden Erklärung von Verners Gesetz noch andere Bedenken in den Weg (vgl. Pedersen KZ. 39, 243 f.). Ein phonetisch geschulter Grammatiker fände hier ein verlockendes Thema, gar wenn er die Frage der Verschärfung von *jj*, *w* bei Prüfung der Kipschen Theorie mit einbeziehen wollte.

Zu Sievers' Regel (S. 43 u. 57 f.): Tr. setzt sich für den Schwund des *3* in der Lautgruppe *3w* vor nachfolg. *idg.* Akzent (auch hinter *r* und *l*) ein und sieht in diesem nach Verners Gesetz liegenden Vorgang einen wichtigen chronologischen Markstein (s. mehrmals oben). Dem entgegen steht die von Tr. bekämpfte Ansicht Streitbergs (Urg. Gramm. 116 u. 123), daß die aus *\*goh* durch einfache Verschiebung und die aus *\*k<sup>h</sup>* durch Verners sich unmittelbar an die Verschiebung anschließendes Gesetz hervorgegangene Lautgruppe *3w* gleicherweise ohne Rücksicht auf den Akzent je nach dem Charakter des folg. Lautes *3* oder *w* ergeben habe. Wie man sieht, kommt eben alles auf die genaue Fixierung des Vernerschen Gesetzes an — und solange diese im Einklang mit der Phonetik nicht ge-

geben ist, muß ich die Frage für nicht spruchreif, Tr.'s Einwände S. 59<sup>1)</sup> und alle seine scharfsinnigen Konsequenzen für zu wenig bodenständig halten.

Zur urgerm. Assimilation von *n* an vorausgeh. Gutt., Dental, Labial (S. 62f.): Tr. führt mit Recht den vereinzelten Beispielen gegenüber 12 solche mit nicht erfolgter Assimilation (an. *botn* usw.; auch wieder got. *uslukns* 65) an, beweist also indirekt, daß die wahre Erklärung in der Bildung verbaler und nominaler Intensiva, dann der Deminutiva zu suchen ist (z. B. *zocchōn* usw.). Tr. will da lediglich eine mehr kritische Betrachtungsweise angeregt haben; denn das Nebeneinander von *kk*, *gg*, *k*, *g* weiß auch er nicht aufzuhellen (66). Indem ich die von Finck propagierte Lehre, daß man bei der Sprachbildung auf den psychischen Zustand und bei Konsonanten bes. auf die Bedeutung zu achten hat, vollends würdige, schlage ich selbst fürs Germanische folgenden, durch weitere Forschung zu erprobenden Mittelweg vor: wirkliche Assimilationen unter beschränkten Bedingungen, daneben jene Vergrößerung oder Verkleinerung ausdrückenden Formationen, endlich assimilationslose Formen. Vgl. Wilmanns Deut. Gr. 1<sup>2</sup>, 163 f. —

Ad III. Zum vok. Auslautgesetz (S. 67 f.): Ugermanischen nach der Akzentregelung erfolgten Schwund vermag ich auch heute (vgl. IF. Anz. 17, 59) überhaupt für *-a* (auch = *-o*) und *-e*, für *-i* aber nur in 3. Silbe und event. analogisch in ae. *dōm*, *zām* zuzugeben<sup>2)</sup>; daß dann *-i* in 2. Silbe des L. (Dt.) Sg. ae. *men*, an. *feþr* mit *\*-iz* und *-i* aus *\*-ī* zusammengetroffen (S. 68), hat m. E. nichts Auffälliges an sich. Tr.'s Vorschlag, ae. *men* usw. als Lok. *\*-ī* aus *\*-eī* aufzufassen, verstößt gegen den bewährten fundamentalen Unterschied zwischen gest. *-ī* und geschl. *-ī*, welch letzterem das aus *\*-eī* geflossene ebenfalls geschleifte (nach meiner Theorie 'Soustava usw.' 252 f. im Wgm.-Nord. mittelzeitige) *-ī* des L. Sg. der *o*-St. sich angeschlossen hat: die aus *-ī* hervorgegangene wgm.-nord. Kürze jedoch fällt im Altgerm. unter normalen Umständen niemals ab (urspr. *-ī* event. in got. *managei* = as. *menigi*, aisl. *elli*; *\*-eī* in ae. I. Sg. *dōmi*, *-e* st. *\*dēme* ebenso wie in on *dæzi* und trotz Noreen Aisl. Gr.<sup>3</sup> 55 in aschw. *dæghi*, aisl. *dēge*). Hievon scheide ich genau: 1. primäres *\*-i* in ae. *men* u. ä.; 2. primär gest. *\*-ī* in ae. N. Sg. *bend* = got. *bāndi*, Opt. 3. Sg. ae. *hulpe* anal. nach *tuzē*; 3. sekundär gest. *\*-ī* aus *\*-iþe* im Imp. 2. Sg. ae. *nere*, *sēc*, an. *suef*, *stýr* (ohne jedwede Analogie) — alle drei Kategorien mit ebendenselben einzelspr. Reflexen.

1) Wie Tr. auf as. *ewithessa* und ahd. *egidehsa* hinweist, so könnte man zu seinen Ungunsten an. *ylgr*, ahd. *wulpa* aufzeigen, das er durch ein vor Sievers' Regel giltiges Lautgesetz (Schwund des *-w-* zwischen *l* und *j*, 58), resp. durch vorherige Assimilation des *-zw-* ans anl. *w-* erläutert.

2) Tr. selbst benötigt offenbar den Nichtschwund des *-i* in 2. Silbe für seine Erklärung des ahd. *fruo* aus *\*frōwi* (22), da er noch urdeutsches *\*frōw* unbedingt voraussetzen muß. Demgegenüber ist Tr.'s Kombination über ae. *béow*, aisl. *bygg* usw. und die daraus gezogene chronol. Folgerung (*i*-Uml. von *e* nach dem vok. Auslautgesetz 46) recht unsicher: m. E. ist der an. Nom. Akk. Sg. lautgesetzlich, das ae. *-éo-* aber aus analogisch der *i-*, resp. der *o*-Deklination nachgebildetem G. Dt. Sg. unter Mitwirkung von *béor* eingedrungen.

Zum kons. Auslautgesetz (S. 69): Dasselbe ist allem Anschein nach älter als das vokalische; vgl. aber den nicht belanglosen skeptischen Standpunkt Waldes (Germ. Auslautgesetze 138 f., 162 f.). — Daß nach Tr. idg. *d*, *t* überhaupt in allen Einsilblern (lat. *quod* = got. *wa*) geschwunden wäre, daß ferner an. *þat*, ahd. *daz* = ai. *id-ām* usw. neben got. *ita* = \**ōn* sein soll, muß ich bis auf die letzte Gleichung bezweifeln. Wenn Tr. den Widerstand gegen die mittlere Aufstellung nicht begreifen kann, so verweise ich auf urn. *þat* (Noreen Aisl. Gr.<sup>3</sup> 278), das in Inschriften des 6.—8. Jahrh. neben urn. A. (N.) Sg. M. Ntr. *-a* aus \**-am*, neben urn. *-eka* ~ ai. *ahām* in Inschriften bis ins 7. Jahrh. (a. a. O. 215 f., 274) offen dartut, daß es durch keine Partikel verstärkt war<sup>1)</sup>. Und wie will Tr., wenn an. *þat* somit nur \**tod* ist, daneben den Abfall des Dentals in bezeichnendem aisl. *nǫkkua* und aschw. *hva*, anorw. *hā* anders interpretieren als durch eingetretene Unbetontheit (*nǫkkua* = got. *wa*), welche in *hva*, *hā* wieder durch Dehnung bedingende betonte Stellung — wie beim Pron. so häufig — ersetzt wurde?

Ich schließe mit der Versicherung, daß meine etwas zahlreicheren Einwände gegen Tr. in Auslautfragen die Freude an den übrigen Partien seiner Schrift, in denen ja der Schwerpunkt der ganzen Arbeit liegt, nicht verkümmern sollen noch können.

Prag-Smichov.

Josef Janko.

#### Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler. VII. Band.

Die Lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda). Herausgegeben von Karl Hildebrand. Zweite völlig umgearbeitete Auflage von Hugo Gering. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1904. XX u. 483 Seiten 8o. 8 M.

Eigentlich hat ja eine kritische Ausgabe der sogen. Eddalieder unmittelbar nichts mit dem Gegenstande dieser Zeitschrift zu tun. Allein, da diese Lieder abgefaßt sind in einer Sprache, die einerseits eine reiche Sonderentwicklung durchgemacht, anderseits manches altertümliche bewahrt hat, so mag auch die vorliegende Ausgabe hier kurz angezeigt werden.

Bei Gering's 'völliger Umarbeitung' ist von Hildebrands ursprünglicher Ausgabe kaum mehr geblieben, als die Einrichtung des kritischen Apparats, der unter dem Texte alle Lesarten wichtiger Handschriften und diejenigen der bedeutenden früheren Ausgaben verzeichnet, und Zweck und Ziel der Ausgabe selbst: nämlich eine auch im Preise nicht zu hoch bemessene Ausgabe zu liefern, die, mit allen Mitteln der philologischen Kritik hergestellt, einen lesbaren Text bietet für denjenigen, der die Eddalieder lesen will und selber auf Textkritik verzichtet, also vor allem einen Text als Grundlage für akademische Vorlesungen. Hierin liegt auch der wesentliche Unterschied von der anderen neuesten Ausgabe, derjenigen von Detter und Heinzel, die im Textbände einen beinahe übertrieben konservativen Abdruck nach den Hss., vor allem dem Codex Regius, in den Anmerkungen dagegen eine Zusammenstellung der Kommentierungen gibt.

1) Über Schwund des urn. 'nasalierten' *-a* vgl. noch Noreen in P. Grundr. 1<sup>2</sup>, 563.

Von der ersten Auflage 1876 unterscheidet sich diese zweite rein äußerlich schon dadurch ganz bedeutend, daß in ihr die Langzeile durchgeführt ist, ferner dadurch, daß endgiltig gebrochen ist mit der früher üblichen, ans Neuisländische angelehnten Orthographie, daß vielmehr diejenige Laut- und Sprachform durchgeführt ist, die nach Maßgabe der besten Handschriften, verbunden mit den Ergebnissen der sprachgeschichtlichen Forschung als die zur Zeit der Eddadichtung herrschende erwiesen ist, nicht zum geringsten mittels der eingehenden Studien auf dem Gebiete der Metrik, die in den letzten Jahrzehnten besonders durch Sievers betrieben worden sind.

Und hierin, in der Herstellung des Textes in der klassischen altisländischen Sprachform, liegt der Wert von Gerings Ausgabe für die sprachvergleichende indogermanische Wissenschaft. Aber auch den Vertretern der vergleichenden Mythologie, Sagen- und Literaturgeschichte, die sich nicht mit Übersetzungen begnügen wollen, kann diese Ausgabe vor allen anderen aufrichtig empfohlen werden, sie ist eben die kritische Textausgabe κατ' ἐξοχήν.

Erlangen.

August Gebhardt.

---

**Boyer P. et Spéranski N.** Manuel pour l'étude de la langue russe. (Textes accentués — commentaire grammatical — remarques diverses en appendice — lexique.) Paris, Librairie Armand Colin, 1905. XIV u. 386 S. 10 Fr.

Das vorliegende Handbuch (nach dem von P. Boyer allein unterzeichneten Vorwort haben beide auf dem Titelblatt als solche genannte Verfasser den gleichen Anteil daran) ist eine wertvolle und nützliche Beihilfe zum praktischen Studium der russischen Sprache, und ich pflichte B. unbedingt bei, wenn er der Meinung ist, daß der in diesem "Manuel" eingeschlagene Weg den Lernenden schneller und besser vorwärts führen wird, als die üblichen Übungsbücher mit ihren künstlich gedrechselten Mustersätzen, die von grammatischer Korrektheit überquellen, im lebendigen Sprachgebrauch aber kaum je vorkommen, und dem Sprecher zum mindesten den Vorwurf des Affektiertheits eintragen würden. B. stellte sich für sein Buch die Aufgabe den Lernenden in die wirklich lebende Sprache einzuführen: er will nicht von der Grammatik zur Sprache gelangen, sondern umgekehrt aus der Sprache die unentbehrlichen Regeln und Verallgemeinerungen ableiten. Zu diesem Ende soll der Lernende, nachdem er sich in kurzem Überblick mit den wichtigsten Tatsachen der Lautgebung, der Flexion von Nomen und Verbum bekannt gemacht, und aus der Syntax sich vielleicht oberflächlich über das Wesen der Aktionsarten orientiert hat, sofort zur Lektüre übergehen, bei der ihm dann natürlich jede unbekannte und schwierige Erscheinung gewissenhaft zu erklären ist, um so bei fortschreitendem Studium aus einer Summe von Einzelfällen zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen. So enthält B.'s Manuel nur Texte mit Kommentar und die zum praktischen Gebrauch wünschenswerten Indizes. Die Texte selbst sind ausschliesslich aus L. N. Tolstoj's Schriften entnommen, und zwar bringt B. 28 vom Verfasser für das kindliche Alter bestimmte kurze Erzählungen aus seiner "Fibel", bez. dem "Ersten Lesebuch", — daran schließt sich als Muster eines höheren Stils die Er-

zählung 'Tri smerti'. B. hat es sich angelegen sein lassen, einen orthographisch einheitlichen und korrekten Text zu geben, — Graf Tolstoj selbst stellte in zweifelhaften Fällen den Text für das vorliegende Werk richtig —, und für eine peinlich genaue, auch den durch den Satzzusammenhang bedingten Schwankungen Rechnung tragende Akzentuierung Sorge getragen. — Es wird kaum Widerspruch finden, daß man den Anfänger sich zunächst in eine längere Reihe von Texten eines und desselben Schriftstellers hineinfinden läßt, anstatt ihm von vornherein in den Proben aus verschiedenen Autoren auch verschiedene Stilarten vorzulegen. Tolstoj ist gewählt wegen seiner ungezwungenen, idiomatischen Sprache, und weil B. richtig bemerkt hat, daß gerade dieser Autor sich in seinen Schriften durch einen außerordentlich reichen Wortschatz auszeichnet, — so ist aus den hier gegebenen Texten ein Vokabelvorrat von etwa 3000 Wörtern zu gewinnen. Der in Form von Anmerkungen unter dem Text gegebene Kommentar ist sehr sorgfältig und reichhaltig, zieht alles irgend Besprechenswerte heran und stellt in sich ein rasches Fortschreiten vom Einfachen zum Komplizierten dar. Neben den rein sprachlichen Notizen zur Formenlehre, Syntax und Idiomatik, Synonymik usw. bei denen von sprachwissenschaftlichen Erläuterungen und etymologischen Erklärungen natürlich so gut wie abgesehen ist, und einigen guten Bemerkungen zum Akzent und zur Aussprache, die man in den meisten Lehrbüchern vergebens suchen würde, haben eine Reihe wertvoller sachlicher Auseinandersetzungen Platz gefunden, zu denen der Text Veranlassung gibt, so über Tauf- u. Hochzeitsgebräuche, Kleidung, Maße, Geld u. a. mehr. 47 längere Artikel folgen auf S. 243—306 dem kommentierten Text: mehr zusammenfassend werden hier z. T. schon im Kommentar gestreifte Fragen aus allen Gebieten der russischen Grammatik knapp und doch klar und ausreichend durch Beispiele illustriert erläutert. Auch hier haben einige ausführlichere sachliche Exkurse Raum gefunden. Zwei Indizes, einmal der russischen, einmal der französischen Stichwörter ermöglichen schnelle Orientierung in diesem durch das Buch verstreuten, erklärenden Material, und das Werk wird beschlossen durch ein 'Lexique', in dem namentlich die genauen Akzentangaben für die verschiedenen Flexionsformen der verzeichneten Wörter angenehm berühren. — Es wäre kleinlich, mit dem Verf. rechten zu wollen, weil man beim Durchlesen des Kommentars vielleicht hie und da eine naheliegende und wichtig scheinende Anknüpfung vermißt: aus den gegebenen Texten ist jedenfalls erstaunlich viel herausgeholt, und das Werk ist nicht nur für den Lernenden, sondern auch für den Lehrenden von Wert, als Muster, wie die Lektüre auch anderer Texte nutzbar gemacht werden sollte. — Die typographische Ausstattung des bei Spamer in Leipzig gedruckten Buches ist vorzüglich.

Großlichterfelde, Berlin.

Erich Boehme.

**Bulič S. K.** Očerk istoriji jazykoznanija v Rossiji. T. I (XIII. v. — 1825 g.). S priloženijem vměsto vstuplenija, 'Vvedenija v izučenje jazyka' B. Del'brjuka (Abriß der Geschichte der Sprachwissenschaft in Rußland, I. T. Vom 13. Jahrh. bis z. Jahre 1825. Mit der Beilage, als Einführung, 'Einleitung in das Sprachstudium' von B. Delbrück). St. Petersburg, Verlag von S. K. Bulič und L. F. Pantelějev. XII und 1248 S. 6 Rbl.



Wieder einmal ein Buch, das seine Geschichte hat. Eine Anzahl Hörer der St. Petersburger Fakultät haben im Jahre 1897 den löblichen Beschluß gefaßt, gemeinschaftlich Delbrücks 'Einleitung' ins Russische zu übersetzen und zugunsten eines Unterstützungsfonds für unbemittelte Studenten herauszugeben. Bulič hat dazu eine Ergänzung über die russische Sprachwissenschaft geschrieben, die allerdings (nach seinen eigenen Worten) die Schrift zu einem Leviathan von einem Buch hat anwachsen lassen: die eigentliche Übersetzung reicht zur S. 149, das übrige ist (von Inhaltsverzeichnis u. dgl. abgesehen) die 'Ergänzung', die noch dazu nicht einmal fertig ist: sie reicht nur zum Jahre 1825, und selbst in dieser Periode fehlen noch die beiden Kapitel über das Studium der europäischen außerslavischen und der morgenländischen Sprachen im 1. Viertel des 19. Jahrh. Man darf unter solchen Umständen die Opferwilligkeit des H. L. F. Pantělejev und der hist.-philol. Fakultät der St. Petersburger Universität nicht unerwähnt lassen, welche die Herausgabe des Buches finanziell ermöglicht haben (die letztere dadurch, daß sie eine Anzahl von Exemplaren übernommen hat: das Buch ist demnach auch als SA. aus den Zapiski der Fakultät bezeichnet); auch der Wunsch möge beigefügt werden, daß das Buch dem humanen Zwecke recht viel einbringe.

Für den unheimlichen Umfang von Buličs Abriß entschädigt den Leser in reichlichem Maße sein Inhalt. Bulič führt uns da eine Partie aus der Geschichte der Sprachwissenschaft vor, die bis jetzt zum großen Teile so gut wie unbekannt war (eine kurze Skizze hatte er vorher 1899 im 55. Halbband des russischen Enzyklopädischen Wörterbuchs Brockhaus-Jefron publiziert); und er beschränkt sich nicht auf bloße Wiedergabe von inhaltsleeren Verfassernamen und Büchertiteln, sondern er reproduziert sehr viel vom Inhalt der besprochenen Schriften. Und wenn er dies damit rechtfertigt, daß die meisten davon in Rußland vielfach selten und wenig bekannt sind, so gilt dies ja in einem unvergleichlich höheren Maße außerhalb der russischen Grenzpfähle. Allerdings steht noch derjenige Teil des Abrisses aus, der sicherlich der interessanteste und auch für praktische Zwecke der Wissenschaft der nützlichste sein wird, die Geschichte der neueren russischen Sprachwissenschaft, die ja eigentlich erst seit nicht gar so langer Zeit aufhört, für die übrige, namentlich nicht-slavische Welt gewissermaßen eine terra incognita zu sein: aber, von dem Interesse abgesehen, mit dem man immer das ewige Ringen nach der Wahrheit verfolgt, nicht bloß im Leben gilt der alte Spruch 'historia magistra'. Es ist wahr: die russische Sprachwissenschaft der älteren Zeit war nicht selbständig und hat den wirklichen Fortschritt der Wissenschaft — natürlich von der Kenntnis der russischen Sprache selbst abgesehen — nicht sonderlich befördert, aber ihre Geschichte bietet nichtsdestoweniger manches interessante und lehrreiche Blatt.

Das 1. Kapitel behandelt die handschriftliche grammatische Literatur des 13.—16. Jahrh. nebst einem flüchtigen Rückblick auf die Anfänge der außerrussischen ksl. Grammatik, die ja natürlich auch in Rußland zuerst das Interesse an grammatischen Schriften wach rief. Man hört da u. a. von russischen Bearbeitungen des Traktates 'Über die acht Redeteile', insbesondere von den Arbeiten des Byzantiners Maksim Grek (1480 bis 1556), der im Jahre 1515 nach Rußland behufs Revision der russischen Kirchenbücher berufen wurde. In diese Periode fallen u. a. die ersten

Versuche zur Bildung der grammatischen Terminologie. Das 2. Kapitel bespricht die altrussischen Glossare, die zuerst als Verzeichnisse von wichtigeren Fremd- und sonst nicht leicht verständlichen Wörtern mehr oder minder enzyklopädischen Charakters erscheinen; das erste (ksl.-russ.) gedruckte Wörterbuch von Lavrentij Zizanij Tustanovskij erschien 1596. Kap. 3 führt die ältesten Sprachlehren und sonstige gramm. Werke a. d. 16.—17. Jahrh. (die älteste ist Kgramatika slavenška jazyka 1586) vor, Kap. 4 behandelt die fremdsprachlichen Kenntnisse und Unterrichtsmittel im alten Rußland bis ins 18. Jahrh. hinein. In breiteren Strömen beginnt sich die Sprachwissenschaft zu ergießen, seit unter Peter d. Großen die Schranken zwischen Rußland und dem Westen lockerer werden (Kap. 5). Peters sprachwissenschaftliche Bestrebungen trugen allerdings zunächst noch immer einen praktischen Charakter (es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, daß schon Kaiser Peter I. das Bedürfnis empfand, u. a. auch den japanischen Sprachunterricht zu fördern): selbstverständlich blieben jedoch diese Bestrebungen nicht ohne Wirkung auf die grammatische und lexikalische Literatur. Die wissenschaftliche Seite des Sprachenstudiums konnte nicht mit einemmale zur vollen Geltung gelangen: nichtsdestoweniger beginnen schon unter Peter I. die meist durch Fremdländer betriebenen ersten Versuche, linguistisches Material in dem polyglotten Zarenreiche zu sammeln. Unter Peter I. wirkte u. a. Ch. Fréd. de Patron-Baudan, aus dessen handschriftlichen, dem Ursprung der Schrift und der Sprachenvergleichung gewidmeten Arbeiten B. einige ergänzliche Etymologien anführt (r. *kaftan* : d. *heft an*, r. *prinesi* : d. *bringen Sie* u. dgl.). Unter Peters Nachfolgern wirkten insbesondere Tred'jakovskij (1703—1769), Sumarokov (1718—1777), Lomonosov (1712—1765), Männer, deren Namen auf das Engste auch mit der Geschichte der Konsolidierung der russischen Schriftsprache und deren Emanzipation vom Kirchenslavischen verbunden sind. Alle drei betrieben auch vergleichende Sprachwissenschaft, und neben mancher Verschobenheit (Tred'jakovskij bewies u. a. sprachwissenschaftlich, daß das Slavische älter ist als das Teutonische und daß die Varjagorussen Slaven waren), findet man bei ihnen, insbesondere bei Lomonosov, viele von jenen Etymologien, auf deren Grund ja allmählig die vergleichende Sprachwissenschaft erwachsen ist (wie griech. *δαῖρ*, *δίδωμι*, *γίγνωσκω*, *γυνή* : r. *dever'*, *daju*, *znaju*, *žena*; Kap. 6). Kap. 7 erzählt u. a. vom ersten in Rußland wirkenden Gelehrten, der sich auch um das Sanskrit bekümmerte (Th. S. Baier 1694—1726), insbesondere aber von dem vergleichenden Wörterbuch der Kaiserin Katharina II., das in den damaligen Anschauungen von der Urverwandschaft aller Sprachen der Welt wurzelte, dessen Bedeutung für die Entwicklung der russischen Sprachwissenschaft indessen keine große ist (an seiner Ausarbeitung waren übrigens zum größten Teile Nichtrussen beteiligt). Viel wichtiger waren die gleichzeitigen Bestrebungen um Erforschung und literarische Ausbildung der russischen Sprache (A. Barsov 1730—1791, V. Světov, O. Aleksějev u. a.), die durch das akademische Wörterbuch (6 Teile, 1789—1794) gekrönt wurden (Kap. 8). Im Kap. 9 werden verschiedene allgemein oder vergleichend sprachwissenschaftliche Versuche derselben Zeit vorgeführt (Übersetzungen und Originalarbeiten). Daran reiht sich Kap. 10 über Etymologien und darauf basierende Ansichten der Geschichtsschreiber V. N. Tatiščev (1686—1750), Fürst M. M. Ščerbatov (1733—1790), I. N. Boltin (1735—1792), Kap. 11 über sprachwissenschaftliche Aufsätze in Zeitschriften des 18. Jahrs., Kap. 12

über fremdsprachliche Studien unter Peters I. Nachfolgern, Kap. 13 über orientalistische Studien derselben Zeit.

Etwas über die Hälfte der ganzen Arbeit Buličs (von S. 520) füllt das letzte, 14. Kapitel, 'Der Zustand der Sprachwissenschaft im Laufe des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts'. Zunächst wird in kurzen Worten die Höhe der russischen Sprachwissenschaft am Ende des 18. Jahrh. rekapituliert: die wichtigsten, wirklich wissenschaftlichen und selbständigen Erfolge weist da die Erforschung der russischen Sprache auf; es wurde ja bereits im 18. Jahrh. durch vereinzelte Ausgaben altrussischer Denkmäler und daran sich schließende Untersuchungen auch das Studium der russischen Sprachgeschichte sowie durch einzelne Versuche auch die russische Dialektologie angebahnt. Hierauf beginnt die eigentliche Schilderung des genannten Zeitraumes mit Vorführung von Arbeiten, die ins Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft fallen. Es folgt ein Abschnitt über die ersten Anfänge von Sanskritstudien in Rußland (wir erfahren da u. a., daß es der etwas abenteuerliche Autodidakt G. S. Lebedev war, der als der erste in Europa 1805 in Petersburg den Druck mit Sanskritschrift bengalischer Art wagte) und über die Sprachvergleichung des ersten Viertels des verfloßenen Jahrhunderts (in letzterer Beziehung liest man mit besonderem Interesse über die handschriftlichen etymologischen Arbeiten des bekannten Slavisten Al. Vostokov). Diese beiden Abschnitte füllen im ganzen 165 Seiten; alles Übrige nimmt die Beschreibung der slavischen Studien ein (689—1128), welcher Abschnitt daher den eigentlichen Kern des Werkes bildet.

Im Vordergrund stehen im ersten Dezzennium des Jahrhunderts Bestrebungen um die russische Literatursprache, besonders die heftigen Kämpfe zwischen den Anhängern des 'alten Stils' (A. S. Siškov) und ihren Gegnern, die der russischen Sprache zu ihren Rechten zu verhelfen trachteten; diese Kämpfe hatten ja auch ihre sprachwissenschaftliche Seite, indem die russische Sprache der 'slavenischen' (kirchenslavischen) gegenüber einerseits als eine nur volkstümlicher gehaltene Stilvarietät bekämpft, anderseits als eine selbständige Sprache verteidigt werden mußte. Daneben sieht man Arbeiten, die die grammatische und lexikale Normierung der Schriftsprache bezwecken, Arbeiten, die namentlich in der 2. Auflage des akademischen Wörterbuchs (1806—1822) ihren Ausdruck fanden. Aber auch die reine Wissenschaft meldet sich schon im ersten Dezzennium zu Worte. Einzelne Aufsätze geben zu erkennen, wie rege das Interesse um philologische Fragen auch im weitesten Sinne des Wortes (Mythologie, Paläographie, Archäologie usw.) wurde. 1805 wird der Akademie die erste Grammatik der kleinrussischen Sprache (A. Pavlovskij) vorgelegt; das Interesse um alte Sprachdenkmäler wird insbesondere durch die Entdeckung des Ostromirischen Evangeliums aus dem Jahre 1056 (1806) belebt: kurz, man sieht eine Zeit ernster wissenschaftlicher Arbeit kommen, die in Alex. Vostokov (1781—1864) auch ihren Mann gefunden, dessen gereiftes Wirken allerdings erst in spätere Jahre fällt. Wenn man die eigentliche Wissenschaft sich so langsam vorbereiten sieht, darf man nicht übersehen, daß die jungen russischen Universitäten nach dem Statut aus dem Jahre 1804 nur den Lehrstuhl für 'Beredsamkeit, Verskunst und russische Sprache' hatten, der berufen war, an der Entwicklung teilzunehmen. Die wissenschaftlichen Bestrebungen betätigten sich indessen schon im zweiten Dezzennium durch Gründungen und Wirksamkeit wissenschaftlicher Gesellschaften; es regt sich das Interesse um andere slavi-

schen Sprachen, es werden innigere Beziehungen mit ausländischen Slavisten angeknüpft und Lehrstühle für Slavistik geschaffen (1811 in Moskau, 1817 in Warschau); und es liegt auf der Hand, daß alles dies eine Vertiefung der wissenschaftlichen Arbeit zur Folge haben mußte. Wir müssen uns leider versagen, B.'s Ausführungen auch nur annähernd genauer zu skizzieren: die neuen Strömungen äußerten sich ja natürlicherweise mehr in verstreuten Monographien und programmatischen Aufsätzen denn in abschließenden Werken.

B. bespricht zunächst Arbeiten des 2. und 3. Dezenniums, die dem gegenseitigen Verhältnis der kirchenslavischen und russischen Sprache gewidmet waren; man erfährt da u. a., wie 1823 N. Polevoj sehr verständige Anschauungen über die alte Spaltung der slavischen 'Wurzelsprache' (deren Urverwandschaft mit den anderen europäischen 'Wurzelsprachen' ihm noch unbekannt war) sowie über die Notwendigkeit vortrug, durch Studium der slavischen Einzelsprachen und ihre Vergleichung ihre geschichtliche Entwicklung zu erhellen. Weiter kommen Arbeiten über die russische Paläographie sowie über die Sprache einzelner Denkmäler und Publikationen derselben an die Reihe; die unermüdliche Sammeltätigkeit des Grafen Rumjancov und Kalajdovič, sowie die wissenschaftlichen Arbeiten Vostokovs, Köppens u. a. werden da eingehend beleuchtet. Dann folgen die lexikalischen Arbeiten und Erwägungen über die russische und kirchenslavische Sprache; mit besonderem Interesse liest man da von Plänen und Versuchen zu einem etymologischen Wörterbuch (darunter über handschriftliche Reste von Vostokovs etymol. Wörterbuch etwa aus dem Jahre 1810/11, wo auch noch etwas Lautsymbolik zu treffen ist) und von Projekten und Vorbereitungen zu mundartlichen und altrussischen Wörterbüchern. Weiterhin kommen grammatische Arbeiten an die Reihe; im Jahre 1812 stoßen wir u. a. auf die bescheidene erste selbständige Studie über den russischen Akzent und seine mundartlichen Verschiedenheiten (A. Prokopovič-Antonskij). Dann Arbeiten zur russischen Synonymik und etymologische Versuche der russischen Philologen, Historiker und Archäologen der in Rede stehenden Zeit.

In gewissermaßen in sich abgeschlossenen Abschnitten werden zum Schlusse die wichtigen Kapitel über die russische Dialektologie und über das Studium der anderen slavischen Sprachen im 1. Viertel des 19. Jahrhunderts vorgeführt, wobei manches ausführlicher besprochen wird, was auch schon früher gestreift werden mußte. Die Anfänge der russischen Dialektologie reichen bereits in das 18. Jahrhundert, äußern sich da jedoch mehr als dilettantenhafte Sammlungen und Aufzeichnungen von absonderlichen Provinzialismen. Das 1. Viertel des 19. Jahrhunderts hat allerdings auch noch keine dialektologischen Großtaten gezeitigt, aber es tut sich da ein unzweifelhaft wissenschaftliches Interesse an den Mundarten und die Überzeugung von der unumgänglichen Notwendigkeit ihrer wissenschaftlichen Erforschung kund. Nicht viel anders verhält es sich bezüglich der anderen lebenden slavischen Sprachen, deren Studium in keinem geringen Maße auch durch den bescheidenen praktischen Wert gehemmt wurde, den es damals für Russen hatte; da waren den Russen andere Slaven, insbesondere die Böhmen mit dem Altmeister der Slavistik Dobrovský und seinen Jüngern zuvorgekommen. Nichtsdestoweniger begann es sich im Laufe des Vierteljahrhunderts auch hier zu regen, und vieles haben in dieser Beziehung junge Köpfe und ihre Zeitschriften ge-

leistet. Wichtige Ereignisse des slavischen Auslandes, wie Fort. Durychs *Bibliotheca slavica* (1795), Dobrovskýs *Slawin* (1806), *Slowanka* (1813), *Institutiones linguae slavicae dialecti veteris* (1819), die 'Entdeckung' der Königinhofer Handschrift (1817), Vuk Karadžićs serbisches Wörterbuch (1818) und seine sonstigen Werke usw. erwecken in der russischen Gelehrten- und Intelligenzwelt ein immer tiefer gehendes Interesse, welches in der wissenschaftlichen Literatur seinen Widerhall findet, derart, daß die russischen Philologen, nebst Vostokov z. B. Kalajdovič, Kačenovskij, Graf Rumjancov, Metropolit Eugenij, Th. P. Adelung (der Enkel), Köppen u. a., in ihren Arbeiten auch die anderen slavischen Sprachen und Literaturen zu berücksichtigen beginnen, ja, daß in der Akademie der Plan eines vergleichenden Wörterbuchs der slavischen Sprachen aufkommt und ernst verhandelt wird. Doch blieb es erst den nachfolgenden Jahrzehnten vorbehalten, diese Bestrebungen zu einer reichen Entfaltung zu bringen.

Dies wäre der reiche Inhalt des Buches, natürlich nur in den allerdürftigsten Umrissen wiedergegeben. Die Darstellung desselben ist eine fesselnde und mit Dank sei nochmals hervorgehoben, daß es der Inhalt der besprochenen Schriften ist, der im Vordergrund der ganzen Schilderung steht und sie gewissermaßen zu leibhaften Tatsachen werden läßt. B. unterläßt es nicht, die geschilderten Ereignisse auch zu kritisieren und scheut es nirgends, die Schwächen der alten Gelehrten und Nichtgelehrten dem Auge des Lesers zu enthüllen. Vielleicht hätte es nicht geschadet, mehr auf den genetischen Zusammenhang zwischen den Erscheinungen der russischen Sprachwissenschaft und den Anregungen, die sie von außen her empfangen, einzugehen, als es geschehen ist, wiewohl B. auch dieses Bedürfnis ja nicht aus den Augen verliert.

Eingehendere Beurteilung des Buches muß Ref. Anderen überlassen, die in dessen Gegenstande besser zu Hause sind als er.

Smichov bei Prag.

Josef Zubatý.

**Masařík J.** Sloveso české ve svých tvarech a časích. — Das böhmische Verbum in seinen Formen und Zeiten. Nakladatelství A. Haase v Praze. — Verlag von A. Haase, Prag. [S. a., beendet 1905]. 18 Hefte zu 80 Hell. XXXV u. 672 S.

Das Buch verfolgt den praktischen Zweck, einem Deutschen, der die böhmische Sprache lernen will, das Eindringen in die Eigentümlichkeiten des böhmischen Verbums zu erleichtern: als langjähriger Lehrer an deutschen Mittelschulen hat der Verf. sicherlich Gelegenheit genug gefunden, zu sehen, daß das slavische Verbum mit seiner reichen Entfaltung der verschiedenen Aktionsarten dem Deutschen keine geringen Schwierigkeiten bereitet. Das Buch bietet zunächst eine 'Einleitung' über das böhmische Verbum in seinen Formen und Zeiten, und zwar 'in beiden Landessprachen', worauf ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der böhmischen Verba und schließlich ein deutsch-böhmisches Glossar folgt.

Es ist keine leichte Sache, die Verteilung der Aktionsarten in den verschiedenen Stammbildungen und Zusammensetzungen des slavischen Verbi einem Nichtslaven vorzuführen und einzuüben: diese Verteilung ist leider keine gleichmäßige, wenigstens auf den ersten Blick nicht. Die beste Methode wäre meines Erachtens, mit jenen primären Zeitwörtern den Anfang zu machen, die in der Aktionsart im wesentlichen mit den

deutschen Zeitwörtern übereinstimmen (*jdu* 'ich gehe', *nesu* 'ich trage' usw.): man findet sie in allen Konjugationen vertreten. Dann wären etwa die primären Perfektiva vorzunehmen, und weiterhin die verbalen Ableitungen (darunter z. B. auch die denominativen) und Zusammensetzungen mit den ihnen zukommenden Aktionsarten; die wichtigsten und gebräuchlichsten Zeitwörter würden da vollauf genügen, ein mehr als ausreichendes Material zu liefern. Natürlich müßte Alles nach den Konjugationsklassen eingeteilt und geordnet sein, sollte kein Chaos zustande kommen. Der Verf. beginnt statt dessen mit einer Auseinandersetzung über die Aktionsarten selbst, die, weil sie die verschiedenen Stammbildungsarten sehr wenig berücksichtigt, unübersichtlich bleibt, und selbst für Leute, denen die Bedeutung der einzelnen angeführten Verba geläufig ist, nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten ist. Große Schuld trägt daran der Umstand, daß der Verf. es unterlassen hat, überall die vorgetragenen Lehren an allen allgemein gebräuchlichen Verbis zu exemplifizieren: z. B. vermißt man eine eingehendere Besprechung und Exemplifizierung der im Slavischen so wichtigen Verbalkomposition. Dafür würde man hier und da Beispiele gern entbehren, die in ungebräuchlichen Zeitwörtern bestehen: *laziti* S. XVI z. B. ist ein in Böhmen unerhörtes Wort, und Zeitwörter wie *zvíceslabičniti* 'mehrsilbig machen', *zvíceslabičněti* 'mehrsilbig werden' werden hoffentlich nie und nirgends heimisch werden.

Leider findet man im Buche auch manche Ungenauigkeiten. *Dáti* 'geben' soll zur 5. Konjugation gehören (VII). Punktuelle Zeitwörter (oder Verba singularia, wie sie der Verf. nennt) sollen (mit Präsensbedeutung), den Impt. abgerechnet, nur in Nebensätzen vorkommen (ebd.): dem Verf. sind da die sehr zahlreichen gnomischen Sätze sowie Sätze mit unbestimmter Zeit entgangen (gleich sein Beispiel *sotva lehnu, hned spím* 'kaum lege ich mich nieder, gleich schlafe ich' kann auch so lauten: *sotva lehnu, hned usnu* 'gleich schlafe ich ein'). Reflexive Zusammensetzungen von Imperfektiven mit *na-* sollen bedeuten, 'daß sich das Subjekt mit der Handlung des Verbums bis zur vollen Ermüdung, oft zum Überdruß abgibt oder sich in einem verdrießlichen Zustande der Überanstrengung befindet' (VIII), eine zu enge Fassung der Regel, die ja auch Bedeutungen wie *najedl jsem se* 'ich habe mich sattgegessen, gesättigt', *napil jsem se* 'ich habe genug getrunken, um den Durst zu löschen' (oder gar auch 'ich habe einen Trunk gemacht'), *nasmáli jsme se* 'wir haben so viel gelacht', usw. einzuschließen hat. Es ist nicht richtig, daß z. B. *tykáti* 'duzen' nicht komponiert wird (IX); man kann z. B. sagen *někdy mi zatyká, ale pak mi zase vyká* 'hier und da sagt er mir einmal 'du', aber dann ihrzt er mich wieder', oder *zatykáš-li mu ještě jednou, uvidíš* 'duzt du ihn noch einmal, wirst du sehen'. Es wäre besser gewesen, dgl. Einzelheiten, die den Anfänger nur stören, sich aber im Laufe der Zeit von selbst ergeben, in einem Elementarbuch bei Seite zu lassen. — In *vzítí* 'nehmen' (ksl. *jgti* mit *vzto*) sollen die Präverbien *v* 'hinein' und *z* (= *iz*) 'hinaus' enthalten sein (X). — S. XIV ist die Rede davon, wie ein Verbot ausgedrückt wird. Bekanntlich wird im Čechischen dazu in der Regel der negierte Imperativ eines Verbum imperfektum gebraucht, selbst wenn es sich um eine Handlung handelt, die, wenn nicht negiert, durch ein Perfektivum ausgedrückt werden müßte (z. B. *řekni to, pověz to* 'sage es' perf., aber *neříkej to, nepovídej to* 'sage es nicht' imperf.); es ist jedoch nicht richtig, wenn man vielfach zu lesen bekommt, ein negativer perf. Imperativ sei überhaupt

nicht zu gebrauchen. Aber der Unterschied zwischen den beiden Arten des Verbotes ist bei M. nicht richtig angegeben. "Der negative Imperativ wird angewendet, wenn eine schon stattfindende Handlung aufhören soll" (man sagt ja z. B. *neřikej to nikomu* 'sage es Niemanden', *kdybys ho viděl, neřikej mu to* 'wenn du ihn sehen würdest, dann sage es ihm nicht', von Handlungen, die möglicherweise erst in der Zukunft stattfinden könnten); den negativen perf. Imperativ nennt der Verf. "Warnung, . . . zum Zweck der Verhinderung einer Handlung, die niemals eintreten darf, um einem Unfall, Mißgriff, Unglück, Schaden vorzubeugen" (eine Warnung kann aber auch durch einen imperf. Imperativ ausgedrückt werden, und wird es auch in der Regel, z. B. *nechod' k oknu, spadl bys* 'geh nicht zum Fenster, du würdest hinunterfallen'). Der Unterschied liegt anderswo. Das allgemeine Verbot einer selbst punktuellen Handlung, die überhaupt nie stattfinden soll, wird durch den Imperativ eines Verbum imperfekt., bezw. iter., ausgedrückt (*nepozdravuj ho* imperf. 'grüße ihn nicht' [= nie]). Durch eine psychologisch leicht erklärliche Verschiebung wird dies im Allgemeinen auch auf Verbote von einmaligen Handlungen ausgedehnt (ich gehe mit Jemanden, sehe von Weitem eine dritte Person und sage zu meinem Begleiter: *pozdrav ho* 'grüße ihn, mache ihm deinen Gruß' perf., aber *nepozdravuj ho* 'grüße ihn nicht' imperf., ursprünglich sicherlich = 'grüße ihn überhaupt nicht'); diese Erscheinung ist ja nicht einmal auf den Imperativ beschränkt, vgl. insbes. Gebauer AsiPh. 25, 124 ff. Der perfektive Imperativ steht im Verbote, wenn es sich um eine Handlung handelt, die ausdrücklich als eine einmalige perfektive Handlung bezeichnet werden soll (z. B. in derselben Situation: *nepozdrav ho, uvidíš, co udělá* 'grüße ihn [diesmal] nicht, du wirst sehen, was er tun wird'; *nepozdravuje-li tě on, nepozdrav ho také jednou dvakrát, a on sám začne* 'wenn er dich [in der Regel] nicht grüßt, grüße auch du ihn ein- [oder] zweimal nicht und er wird selbst den Anfang machen'; *nevypij všechno najednou* 'trinke nicht Alles auf einmal aus' usw.; *nepadni tam* 'falle nicht hinunter, trachte, daß du nicht hinunterfällst'). Es liegt auf der Hand, daß hierbei eine große Rolle der *vivakšā* der ind. Grammatik, der jeweiligen Stimmung und Neigung des Redenden, sich in dieser oder jener Weise auszudrücken, zufällt, und anderseits auch traditioneller Usus bei einzelnen Zeitwörtern, Umstände, die natürlich die richtige Erfassung der ganzen Redeweise nicht erleichtern.

Der allgemeinen Besprechung der Aktionsarten folgt noch eine Übersicht der Konjugationen, in welcher auch die Aktionsarten berücksichtigt werden, jedoch nicht in dem Maße, daß der Leser ein einigermaßen vollständiges Bild zu sehen bekommt (auch hier würde man Unrichtigkeiten finden). Den eigentlichen Kern des Buches bildet jedoch das reichhaltige Verzeichnis der Zeitwörter (S. 2—603). Es dürfte wenig einigermaßen gebräuchliche Verba geben, welche hier fehlen würden, im Gegenteil findet man gar manches ungebräuchliche. Das Verzeichnis enthält nicht weniger denn 15 Rubriken (Infinitiv, Bedeutung, Aktionsart, Präsens, Imperfektum, impf. und pft. Futurum, Fut. II., Pft., Plusqupft., Gebot, Verbot, Warnung (s. o.), Part. Pfti. pass., Anmerkung. Die Rubriken Fut. II und Plusqupft. hätten ganz wohl entfallen und durch solche für Partiz. Präs. und Prät. Akt. ersetzt werden können. Man findet da neben dem Grundverbum seine abgeleiteten Stammbildungen und Zusammensetzungen in der Regel beisammen; das Verzeichnis mag in dieser Einrichtung von Nutzen sein.

Allerdings findet man gar Manches, was überflüssig, auch was unrichtig ist. Der Verf. hielt sich z. B. für verpflichtet, die Rubrik Part. pfti. pass. überall auszufüllen (nur hie und da, wie bei *báti se* 'fürchten' fehlt die Form), und zu diesem Zwecke schmiedet er bei Intransitiven Formen, die höchstens in erzwungenen Impersonalsätzen möglich, ja auch solche, die einfach unmöglich sind (*blběn* zu *blběti* 'blöde werden', *blednut* zu *blednouti* 'erblassen' a. A.). Unrichtig ist, wenn *bělen* zu *běleti* 'weiß werden' oder gar zu *běleti se* 'weiß schimmern' (richtiger *běliti se*, welches fehlt) gestellt wird, es gehört zu *běliti* 'weiß machen' (welches auch fehlt: im Čechischen wird meist *běliti* *bíliti* 'weiß tünchen' von *běliti* 'weiß machen' differenziert). *Nabádati* 'antreiben, anstacheln' gehört nicht zu *bádati* 'forschen', sondern zu *bodati* 'stechen'. Sind die Grundverba wohl vollzählig vertreten, sucht man hie und da eine Ableitung oder Zusammensetzung vergebens; z. B. *blbnouti*, *zblbnouti*; *probodávati* u. ä. neben dem angeführten, aber ungebräuchlichen *probodovati* u. m. A. Im ganzen scheint es, der Verf. habe sich eine Aufgabe gestellt, die über seine Kräfte geht.

Smichow bei Prag.

Josef Zubatý.

Gebauer J. Slovník staročeský. Vydávají Česká Akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění a Česká grafická společnost 'Unie' (Altčechisches Wörterbuch. Hsg. von der Böhm. Kaiser Franz Josef-Akademie für Wiss., Litt. und Kunst und von der Böhm. graphischen Ges. 'Unie'). Prag. Im Verlag der Böhm. graph. Ges. 'Unie'. Heft 1—13 (A—mat. H. 1—9 = I. Teil. Prag 1903, A—J). XXX, 674 u. 320 S. lex. 8°. Einzelne Hefte zu 4 Kr.

Das vorliegende Wörterbuch bildet nur einen Teil von einem Werke, in welchem die Ergebnisse der rastlosen Lebensarbeit seines Verfassers niedergelegt werden sollen. Das Programm, wie es derselbe im Vorwort zum ersten Bande seiner Historischen Grammatik (1894) entwirft, soll nebst dem Wörterbuche auch eine tunlichst vollständige historische Sprachlehre enthalten; die in Aussicht gestellte Reihenfolge der einzelnen Teile ist die, daß auf zwei Teile der Grammatik, die Laut- und Flexionslehre enthaltend, das altčechische Wörterbuch und ferner weitere zwei Teile der Grammatik (die Stammbildungslehre und Syntax) folgen sollen. Von diesem Riesenpensum befindet sich nun etwa die kleinere Hälfte im Besitze der Gelehrtenwelt, nämlich die Laut- (Historická mluvnice jazyka českého. Díl I. Hláskosloví. Prag und Wien 1894. XII und 702 S. gr. 8°), und die Flexionslehre (Hist. mluvn. Díl III. 1. Skloňování, ebd. 1896, 638 S.; 2. Časování, ebd. 1898, 508 S.) und die bis 1906 erschienenen Hefte des Wörterbuchs; und selbst wer nicht wie Rf. zum engeren Kreise von Gebauers Schülern, Verehrern und Freunden gehört, stimmt gewiß mit demselben in dem Wunsche überein, der Himmel möge ihm viel Gesundheit und Schaffenslust gewähren, auf daß er sein Lebenswerk zu Ende führe und sich auch noch der Wohltaten freue, die ja dasselbe der Sprachwissenschaft schon heute bringt.

Man kann schon heute sagen, worin das Hauptgewicht von Gebauers Werk liegen wird: es dokumentiert sich dies ja bereits in dem Umstand, daß er nur das Altčechische lexikalisch bearbeitet. Die ältere Sprache ist es, über welche Gebauers Arbeit das meiste Licht gebracht hat. Diese Bemerkung soll ja keine Rüge enthalten. Erstens sind es vor allem die Grundfesten, die zuerst aufgebaut werden müssen, zweitens aber weist



gerade die dialektologische Durchforschung des tschechischen Sprachgebietes, die ja doch zunächst berufen ist, das Baumaterial zur Vollendung des Oberbaues zu liefern, noch immer sehr beträchtliche Lücken auf. Die wichtigsten geschichtlichen Quellen, mundartlich gefärbte Urkunden, modern meistens noch unbenutzt in den städtischen und sonstigen Archiven: von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, sind sie bisher fast nur zu kulturgeschichtlichen Zwecken berücksichtigt worden. Und der jetzige Stand der Mundarten ist wenigstens für Böhmen selbst, wohl eher infolge, als trotz der im Ganzen und Großen unbedeutenden augenfälligen Mundartenunterschiede, noch immer nicht systematisch, geschweige denn erschöpfend vorgeführt worden. In den neueren Entwicklungsphasen liegt daher das Gebiet, für welches Gebauers Werk wird am meisten ergänzt werden müssen: was die ältere Zeit anbelangt, sind Ergänzungen sicherlich auch zu erwarten und zu erhoffen, aber sie werden wohl immer den Charakter einer Nachlese tragen, einer Nachlese, die nur durch Auffindung und Publizierung neuer wichtiger Quellen eine reichlichere werden wird.

Das Alttschechische nimmt unter den älteren slavischen Literatursprachen nach dem Kirchenslavischen die wichtigste Stelle ein. Die ältere Literatursprache der griechisch-orthodoxen slavischen Völker steht überall unter dem Bann der kirchenslavischen Vorbilder, und streng genommen äußern sich die älteren Belege von Formen der betreffenden Sprachen zunächst als fehlerhafte Abweichungen vom richtigen Altkirchenslavisch, die allerdings mit der Zeit typisch werden, sich aber erst sehr spät zu einem einheitlichen und im wesentlichen reinen Sprachbilde verbinden. Und unter den nichtorthodoxen Slaven können sich die Böhmen mit den ältesten und für die ältere Zeit zahlreichsten Literaturdenkmälern ausweisen. Dieselben erstrecken sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in ununterbrochener Reihe bis in die Neuzeit, und bieten für die verschiedenen Arten des Sprachwandels ein so reiches Material, daß deren Studium nicht bloß für spezielle Bohemisten instruktiv ist. Und es bleibt für immer Gebauers Verdienst, daß er der erste war, welcher diese reiche und nicht selten verwickelte Sprachgeschichte in allen ihren Einzelheiten verfolgt und der Wissenschaft ein detailliertes und klares Bild davon vorgeführt hat. Zwei Umstände verdienen dabei besonders hervorgehoben zu werden. Gebauer hat sich zu seinem Lebenswerke mit gründlicher sprachwissenschaftlicher Bildung ausgerüstet und hat auch während seiner Detailarbeit nie die Fortschritte der vergleichenden Sprachforschung aus seinem Gesichtswinkel verloren, ein Umstand, dessen Früchten man in seiner Arbeit auf Schritt und Tritt begegnet. Aber er hat auch das Quellenmaterial in dem ausgiebigsten Maße durchforschen müssen: und dieses Material stand zum größten Teile nur handschriftlich, und wenn publiziert, so meist nicht kritisch, wenigstens nicht in diplomatischer Buchstaben-treue publiziert zur Verfügung. Und zudem gab es unter dem Material auch Stücke, die kein echtes Gold, sondern durch falsch verstandenen Patriotismus ins Leben gerufene Fälschungen waren, Stücke, die bisher in erster Reihe als Quellen zur Erforschung der älteren Sprache dienten, und die beseitigt werden mußten, sollte das zu zeichnende Bild nicht zum Zerrbild der Wahrheit werden. Wer den Kämpfen, die um die Echtheit insbesondere der sog. Königinhofer Handschrift geführt werden mußten, nicht nahe stand, wird sich nie vorstellen können, welch ein Maß von Bewußtsein, Aufopferung und nicht bloß wissenschaftlichem

Heldenmut dazu gehörte, um nicht den Mut sinken zu lassen: wenn dieser Kampf heute, von einigen unerfreulichen Folgen persönlichen Charakters abgesehen, ausgekämpft und zwar zugunsten der wissenschaftlichen Wahrheit und Freiheit ausgekämpft ist, so ist es vor allem durch Gebauers Verdienst geschehen.

Der Leser fragt sich vielleicht, warum er so wenig über das an die Spitze dieser Anzeige gestellte Wörterbuch zu lesen bekommt. Ref. wollte jedoch dessen Bedeutung im Zusammenhang mit Gebauers sonstigen Arbeiten, in den es ja schon äußerlich, als Quellenbuch für einen beträchtlichen Teil der noch ausstehenden Stammbildungslehre und Syntax, welches auch seinerseits, was Einzelbelege anbelangt, insbesondere aus der Flexionslehre ergänzt werden kann, gehört, wenigstens in flüchtigen Zügen andeuten. Ein altčech. Wörterbuch, sollte in der Gestalt, in welcher es sich Gebauer vorstellt (I, S. IV), "den gesamten čech. Sprachstoff enthalten, wie er in den Sprachdenkmälern seit der ältesten Zeit bis zur Stabilisierung der neuen Schriftsprache vorliegt". Der Verf. ist sich bewußt, daß auch sein Werk diese Aufgabe nicht in ihrem vollen Umfang gelöst haben wird; er will jedoch, daß sein Wörterbuch "den gesamten lexikalischen Sprachstoff bis zur Hälfte des 14. Jahrhunderts inkl., fast Alles aus dem Reste des 14. Jahrhunderts, und alles Wichtige aus dem 15., ja auch aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts enthalte". Inwiefern dieses Ziel erreicht worden ist, kann nur Derjenige beurteilen, wer selbst irgendwelchen Teil dieses Gebiets lexikalisch bearbeitet hat: daß Manches übersehen worden, ist von vorn herein zu erwarten, und ist auch, z. T. auch nicht ohne kleine Schadenfreude, konstatiert worden; auch Gebauer ist sich dessen bewußt und stellt schon jetzt Nachträge und Verbesserungen in Aussicht. Im Vorwort selbst ist schon Einiges davon zu lesen<sup>1)</sup>.

Das Wörterbuch ist selbstverständlich in der üblichen Art und Weise eingerichtet. Die Wörter sind an die Spitze der einzelnen Artikel in der lautlich und flexifisch normal altčech. Form gestellt, ein Vorgehen, welches in Anbetracht der namentlich orthographischen Ungleichmäßigkeit des altčech. Schrifttums aus praktischen Rücksichten wohl unerlässlich ist<sup>2)</sup>; die Belegstellen folgen in einheitlicher Umschrift, die nach Tunlichkeit den Eigentümlichkeiten des Originals Rechnung trägt, wobei jedoch das

1) U. A. z. B. Belegstellen für *druhý* (ksl. *drugō*) in der Bedeutung "mancher", die auf semasiologischem Selbständigwerden in Korrelativgruppen *jeden — druhý* 'alius — alius' beruht. Wie schon die Adverbien *druhde* 'stellenweise', *druhdy* 'bisweilen' (ksl. *drugode* 'anderswo', *drugoda* 'ander-mal') beweisen, muß jene Bedeutung ziemlich verbreitet gewesen sein; Ref. ist auf sie zufälliger Weise gestoßen z. B. auch bei Kabátník z Lito-myšle 20<sup>b</sup> (19 33), 22<sup>a</sup> (21 13), bei Lobkovic (Reisebeschreibung) 11<sup>b</sup> (9 21 f.), 13<sup>a</sup> (10 19), 13<sup>b</sup> (10 31), 24<sup>a</sup> (18 18) usw. Hierher gehört auch der Beleg ŠtítBud. 1 bei Gebauer S. 341.

2) Hie und da kommt es vor, daß irgend eine Normalform aufgestellt wird, die in der betreffenden Gestalt nicht nur nicht belegt ist, sondern vielleicht, wo es sich um Stammbildungen späteren Ursprungs zu handeln scheint, in derselben nie existiert hat. So darf man z. B. für nicht bewiesen halten, daß es je ein *bedl'u sě*, *bedl'iv'u sě*, *běsyni* für das spätere *bedlím*, *bedlivím*, *běsyně* gegeben habe. Doch fallen dgl. Konsequenzen nicht schwer in die Wage, weil sich Jedermann doch an die Belege selbst halten wird.

im Artikel behandelte Wort in der Regel diplomatisch treu wiedergegeben wird. Ref. gesteht, daß ihm ein nicht transskribierter, nach keiner Richtung hin präjudizierender Worttext immer am liebsten ist; und von Leuten, die Gebauers Wörterbuch benutzen werden, darf man doch wohl voraussetzen, daß sie Zitate auch in alter Orthographie werden lesen können. So ist man z. B. gewohnt, bei Transskription alter Texte ohne weiteres für das Altčech. die Quantitätsverhältnisse der heutigen Schriftsprache vor auszusetzen (falls natürlich die Quantität nicht in der Quelle selbst irgendwie angedeutet ist), ein Vorgehen, welches den notorischen Fällen von zeitweisem und lokalem Quantitätswechsel gegenüber nicht ohne Bedenken ist. Um ein einziges Beispiel anzuführen, nachdem für ursl. *běso* 'Dämon' fürs Altčechische auch die Laufform mit langem Wurzelsvokal (*bis* aus *bies*) feststeht, ist man ja streng genommen nicht berechtigt, an Stellen, wo die Schreibung des Denkmals die Lesung mit kurzem *ě* zuläßt, aber die mit langem *ie* nicht ausschließt, sich der heutigen Schriftsprache zuliebe für *ě* zu entscheiden (es würde sich vielleicht empfehlen, wenn man schon transskribieren will, nur die so verschiedenartig geschriebenen Konsonanten, bei welchen der Lautwert doch wohl im Ganzen unzweifelhaft ist, zu transskribieren, und die Vokale in der Gestalt zu geben, wie sie im Original stehen, ein Vorgehen, wie es seinerzeit Hanuš vorgeschlagen hat). — Die Etymologie wird nur in beschränktem Maße berücksichtigt: hauptsächlich in der Art, daß bei den Grundwörtern ihre ursl. bzw. ksl. oder die Form anderer sl. Sprachen geboten wird (bei Fremdwörtern natürlich die betreffende Quelle). Dies ist in Ordnung: ein Wörterbuch hat ja die Etymologie insofern zu fördern, daß es dem Etymologen ein verlässliches Material bietet. Vielleicht hätte es jedoch nicht geschadet, wenn das Wörterbuch (natürlich unter Vermeidung jeglicher Überflüssigkeit) zu einem gewissen Maß die einzelsprachliche Etymologie mehr berücksichtigt hätte. Es ist wahr, daß dasselbe in erster Reihe für Philologen bestimmt ist, die sich ja in dieser Hinsicht müssen Rat wissen; aber immerhin kann man sich Leser vorstellen, die z. B. nicht gleich wissen, daß *berný peniez* etymologisch 'die anzunehmende, angenommene Münze' bedeutet und das Adj. zu *bráti* 'nehmen' gehört.

Auf Einzelheiten will und kann ich mich nicht einlassen. Nur ein paar Randglossen mögen hier ihren Platz finden.

Zu *břev* (S. 102, aus *brv*) 'Steg' wird auch der Ortsname *Brzve* gestellt, mit der Bemerkung, *rz* für *ř* sei in demselben nach der alten Schreibweise mit *rz* = *ř* aufgekommen. Im Volksmunde lautet der Name in der Tat nur *Břve* (einsilbig), und es ist dies nicht der einzige Fall, wo das Volk seine Ortschaft richtiger nennt als seine Obrigkeit (so z. B. *Kožlany* für *Kozlany*, *Chocerady* für *Kocerady*). Dasselbe wird auch bei dem heute deutschen Orte *Brzvany* der Fall gewesen sein, wie dies ja schon der deutsche Name *Weberschan* (aus *ve Břvan[ech]*) nahe legt.

*Bukati* (116) steht an der im Wörterbuch angeführten Stelle aus Chelčický in unzweifelhaftem Zusammenhang mit der aufreizenden Interjektion *bu* und heißt *bu* 'schreien'. Als derartige Bildung steht es bekanntlich nicht vereinzelt da, vgl. *hou-kati*, *hý-kati*, *hoja-kati*, *hele-kati* 'hou usw. schreien', *vy-kati* 'ihrzen', *vy-* sagen', *mňou-kati* 'miauen' usw., lauter Bildungen, die für die etymologische Beurteilung der zahlreichen onomatopoetischen Verba auf *-kati* nicht ohne Interesse sind. — *bumbu* (117) wird sicherlich kein onomatopoetischer Ausdruck, sondern der Akk. Sg. von *bumba* 'Saufen' sein.

S. 129 ist Rede von der periphrastischen Verbindung *budu* (ksl. *bgdg*) mit Infinitiv, bezw. von *budu* allein, als Ausdruck für das 'Präsens absolutum (das sog. Präsens historicum)'. Zunächst ist der Unterschied zwischen Präs. absolutum (oder gnomicum) und Präs. historicum schärfer ins Auge zu fassen. Gnomische Sätze sind z. B. *ale gdyž se sdravie ruší, teprve tu bude poznáno* 'aber wenn die Gesundheit vergeht, erst da wird es erkannt (erkennt man) usw.', oder *viděl sem, že Arabové plné oči osazené budau mítí muchami, však pro lenost neseženau jich* 'ich habe gesehen, daß Araber die Augen voll besetzt haben (haben mögen) mit Fliegen, aber aus Faulheit sie nicht wegtreiben'<sup>1)</sup>; hier ist *budu* offenbar das Präs., und die Periphrase mit Infinitiv dient dazu, nach Bedarf einem gnomischen Präs., welches meist von perfektiven Zeitwörtern (wie bei Harant z. Polžic *neseženou jich*) vorkommt, auch bei einem Imperfektivum irgendwie die perfektive Form (*budu*) zu geben. Ein instruktives Beispiel steht in der Übs. von Marco Polos Million 82<sup>b</sup> (S. 122 bei Prášek): ... *tehdy ti čaroděnci nastrojie tanec veliký a hudbu i písčbu zjednají, a tak svým bohóm ke čsti rozličné piesně tvoříe. A to tak dlúho činie, až některého z těch tanečníkuov diábel posědne. A tak pak inhed tance nechajiece běžie k tomu, kteréhož diábel posědl a budú jeho tázati, proč by onenno nemocen byl* 'wenn jemand krank ist, da bereiten diese Zauberer einen großen Tanz und verschaffen Geigen- und Pfeifenmusik, und produzieren so ihren Göttern zu Ehren verschiedene Lieder. Und dies tun sie so lange, bis einen von den Tänzern der Teufel besitzt (sich seiner bemächtigt). Und so dann sofort den Tanz aufgebend laufen sie zu jenem, den der Teufel besessen, und fragen ihn, warum jener krank wäre' (Präs. perfektiver Verba *nastrojie, zjednají, posědne*, imperf. Verba *tvoříe, činie, běžie*, mit den letzteren gleichbedeutende Periphrase *budú tázati* für *tážie*). Anderer Art sind erzählende Sätze mit dgl. Periphrasen. Man findet sie am zahlreichsten in der *řeč pěkná o Bruncvíkovi* in der Graf Baworowskischen Sammelhandschrift (hsg. von Loriš 1903, Sbirka pramenův I 1, 6) vertreten; und bezeichnenderweise bietet die Klementiner Handschrift an den betreffenden Stellen dafür allerhand Präterita, am häufigsten Periphrasen mit Aoristen des Zeitw. *počieti* 'beginnen'; z. B. (Loriš 26 f.): *a obchytivši jeho s pláčem velikým, i bude jeho pykati a prositi (i pykáše jeko a poče prositi Klem.)* ... 'und ihn mit großem Weinen umfaßt habend, begann sie ihn bedauern und bitten ...' Bedenkt man den Umstand, wie spät ein Präs. historicum in den indoeuropäischen Sprachen überhaupt (Delbrück Grundriß 4, 261) und im Čechischen insbesondere aufkommt (in der letzteren Sprache wurde dieses Aufkommen durch Verlust des Aorists begünstigt, dessen Formen vielfach mit jenen des Präs. gleichlautend waren) so wird der Verdacht rege, daß *bude* (ein *budu*, 1. Ps. Sg., ist nicht belegt) in Periphrasen der besprochenen Art eine Aoristform ist (auch *budu* in den Gebeten und Legenden aus dem 14. Jahrhundert 57<sup>a</sup> bei Gebauer ist offenbar Aor., höchst wahrscheinlich jedoch ist ein *jíti* dabei ausgelassen worden). Es ist nicht unmöglich, daß die Aoristform sich durch Quantität (*búde*) von der Präsensform (*bude*) unterschied. Man würde vielleicht im Aor. eher *by* erwarten: doch eignete sich offenbar die Neubildung *bude* (vgl. *dobuden* im Million für *dobyť*) für

1) Man sehe dem Ref. nach, daß er die Belege, der leichteren Faßlichkeit halber, hier auch in Umschrift gibt.

die indikativisch präteritale Periphrase besser, als der alte in der Regel in Konditionalbedeutung gebrauchte Aor. *by*<sup>1)</sup>). Diese Periphrase scheint nicht allgemein üblich gewesen zu sein: ich halte es für durchaus möglich, daß die Redeweise *bude (búde) prositi* 'er (sie) begann zu bitten' eine Nachahmung der mhd. (nebenbei gesagt auch bei Fritz Reuter vorkommenden) beiläufig gleichbedeutenden Periphrase *er wart vrägen* (= *wart vrägende*) Grimm 4, 7 ist.

Schade, daß das ač. Material keinen richtigen Schluß erlaubt, wie unter verschiedenen Umständen der Name *Jan* (Johann) gesprochen wurde (599). Ursprünglich war *á* sicherlich lang (*Ján* aus *Joan*, wie *Jáchym* aus *Joachim*), und die Länge ist teilweise durch Schreibungen wie *Jaana*, *Jaan* verbürgt. Heute wird der Name, wenn allein oder an zweiter Stelle stehend, wenigstens in Mittelböhmen lang gesprochen, (*to je Ján* 'das ist Johann', *můj bratr Ján* 'mein Bruder Johann'); ebenso auch in der Verbindung *svatý Ján Křtitel* 'Heil. Johann der Täufer', wo es wie in jenen Fällen mit vollem Wortton gesprochen wird. Dagegen lautet es *Jan*, steht es vor dem Familiennamen (*Jan Stoupa*), in welchem Fall es ohne Ton, proklitisch mit dem folgenden Namen verbunden wird. Man darf sich hiebei nicht durch die Schriftform täuschen lassen, wo die Länge als unrichtig verpönt wird. Die zweierlei Quantität wird auch durch die Schriftsprache bei *pán* 'Herr' anerkannt, wo ganz gleich wie dort gesprochen wird *to je pán* 'das ist der Herr' (oder 'ein Herr'), *císař pán* 'Kaiser der Herr' (heißt soviel als 'der Kaiser'), ebenso *kníže pán* 'der Fürst', aber *pan Stoupa* 'Herr St.', *pan kníže*, *pan hrabě* 'Herr Graf', *pan Josef* 'Herr Josef'. Überall klingt auch *pan* hier proklitisch. Ebenso in den übrigen Kasus: *pánu* oder *pánovi* 'dem Herrn', aber *panu Stoupovi* 'dem Herrn St.' (im Vokativ spricht man dagegen immer kurz *pane*, wie *Jene*). In einer Zeit, wo so fleißig die Akzentverhältnisse und deren allerhand Folgen besprochen werden, mag es nicht ungelegen kommen, wenn wir auf diesen wohl greifbaren Fall einer Kürzung in Proklise aufmerksam machen. Für ein gewisses Alter dieser vortonigen Kürzung mag zeugen, daß die Zusammenrückung *pantáta* 'Herr Vater, Hauswirt', in welcher, nachdem sie als ein Wort behandelt wird, die erste Silbe bereits wieder den Ton trägt, dennoch die Kürze aufweist; bei *pámbu* 'Herr Gott' (für *pán Báh*) ist zu erinnern, daß *pán* in dieser Verbindung immer volltönig und gleichzeitig lang ist (Gen. *pána Boha*, Dat. *pánu Bohu* usw.).

Smichov bei Prag.

Josef Zubatý.

**Schwela** G. Lehrbuch der Niederwendischen Sprache. Erster Teil: Grammatik. Otto Ficker, Verlagsbuchhandlung. Heidelberg 1906. IX u. 103 S. in 8°. Preis geh. 2,50, geb. 2,80 M.

Schon längst empfand man sowohl in den Kreisen derer, die die niederwendische Sprache praktisch erlernen wollten, als auch in den Reihen derer, die sich über den Charakter des Niederwendischen und seine Stellung in der slavischen Völkerfamilie sowie über seine Berührungen mit der es umgebenden deutschen Sprache leicht und schnell zu orien-

1) Man vgl. übrigens z. B. *dobude sobě korábu* 'er verschaffte sich ein Schiff', gleichfalls in der řeč pěkná 2a (27 17), was doch wohl auch nur ein Aor. sein kann.

tieren wünschten, immermehr das Bedürfnis nach einer möglichst kurzgefaßten, den modernen Anforderungen entsprechenden praktischen Grammatik der genannten Sprache. Die für ihre Zeit recht gute niederwendische Grammatik von Hauptmann (Lübben 1761) und das ganz dürftige 'Kleine niederwendische Lehrbuch' von Dahle (Cottbus 1857) sind schon längst vergriffen und die umfassende 'Laut- und Formenlehre der niederwendischen Sprache' von E. Mucke (Preisschrift der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft. Leipzig 1891) verfolgt rein sprachwissenschaftliche Zwecke. Daher muß man schon deshalb dem Pastor G. Schwela in Cottbus Dank wissen, daß er sich der nicht geringen Mühe unterzog und eine praktische Grammatik der niederwendischen Schriftsprache verfaßte. Das Schwelasche Lehrbuch ist eine in jeder Beziehung reife und tüchtige Arbeit. In ihm und durch dasselbe wurde nun endlich die bisher immer noch schwankende niederwendische Orthographie endgültig normiert. Der Stoff ist klar und übersichtlich geordnet und in vier Teile gegliedert. Im ersten Teile wird auf 10 Seiten die Lautlehre behandelt; dies mag wohl für diejenigen, die bereits eine slavische Sprache gründlich kennen, als ausreichend erscheinen, für einen Deutschen, der noch keine slavische Sprache kennt, wäre jedoch eine etwas eingehendere Behandlung gerade der für ihn so schwierigen Materie des slavischen Lautwandels sehr erwünscht; dies ließe sich bei einer 2. Auflage leicht nachholen. Dagegen ist die Behandlung der drei übrigen Teile als in jeder Hinsicht ausreichend zu bezeichnen. Die Formenlehre als der wichtigste Teil umfaßt im Ganzen 60 Seiten und behandelt auf S. 11—26 die Deklination des Nomen substantivum (Maskulina, Feminina, Neutra), woran sich auf S. 27—43 die Lehre vom Adjektivum, Numerale und Pronomen anschließt, und sodann auf S. 44—72 die Flexion des Verbums (drei Konjugationen nebst vorausgeschickter Lehre vom Praesens und Infinitivstamm, von der Bildung und dem Gebrauch der Tempora sowie dem Gebrauch des persönlichen Fürworts und der Negation und mit nachfolgender übersichtlicher und auch für den Laien leicht faßlicher Einteilung der Zeitwörter in 9 Konjugationsklassen); im Anschluß daran werden auf S. 72—78 die niederwendischen Fügewörter und Partikeln (Präpositionen, Adverbien, Konjunktionen, Interjektionen) aufgezählt und ihr Gebrauch besprochen. Der dritte Teil enthält auf S. 79—83 eine kurze, aber ausreichende klare Übersicht über die Wortbildung im Wendischen (Bildung der Substantiva, Adjektiva und Verba, Bedeutung der einzelnen Bildungssilben bei der Ableitung sowie der Präfixe bei der Komposition) und der vierte Teil bietet auf S. 84—103 eine sehr geschickte Satzlehre, die bloß die vom Deutschen abweichenden Eigentümlichkeiten der niederwendischen Syntax behandelt.

Um unser Urteil über das Buch zum Schluß kurz zusammenzufassen: Das Schwelasche Lehrbuch der niederwendischen Sprache ist in der Anordnung des Stoffes durchweg klar und übersichtlich und in der Behandlung desselben den wissenschaftlichen Anforderungen genügend und für seine Zwecke völlig ausreichend. Mit einem Worte, es ist die beste bisherige praktische Grammatik der wendischen Sprache und verdient es daher, von den weitesten, auch wissenschaftlichen Kreisen beachtet und gekauft zu werden.

Freiberg i. S.

Dr. E. Mucke.

**Prellwitz W.** Etymologisches Wörterbuch der Griechischen Sprache. 2. verbesserte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1905. 8°. XXIV und 524 S. Geheftet M. 10,—, in Halblederband M. 11,60.

Wie seinerzeit die erste Auflage dieses Buches, so kann man jetzt die zweite nur mit gemischten Gefühlen willkommen heißen.

Dieses Wörterbuch bezeichnete, als es 1892 in erster Auflage erschien, allerdings einen Fortschritt über die älteren etymologischen Werke von Curtius und Vaníček hinaus, und wie es damals das beste Werk seiner Art war, d. h. dasjenige Werk, das den Anforderungen seiner Zeit am meisten gerecht wurde, so ist es auch jetzt wieder, trotz Leo Meyers vierbändigem Handbuch der griechischen Etymologie (1901—1902), das beste derartige Buch, über das die Sprachwissenschaft verfügt.

Nach mehreren Seiten hin, das soll unumwunden anerkannt sein, weist diese neue Auflage, die gegen die erste um 154 Seiten vermehrt ist, wesentliche Verbesserungen auf. Den meisten Artikeln sind nunmehr Verweise auf die wissenschaftliche Literatur zugefügt; solche Hinweise fehlten ehemals völlig. Weiter ist eine größere Anzahl neuer Artikel hinzugekommen mit meist jedenfalls beachtenswerten etymologischen Deutungen. Endlich hat der Verf. — und das ist die Hauptsache — viele von den alten Artikeln zeitgemäß umgestaltet, indem er teils frühere Aufstellungen ausführlicher und besser begründet, teils neben der einen Deutung, die er früher bot, noch diese oder jene andere, die ebenfalls Berücksichtigung verdient, herangezogen, teils endlich alte verfehlte Erklärungen ganz beseitigt und dafür andere, annehmbarere eingeführt hat.

So ist denn die Bezeichnung der zweiten Auflage als einer 'verbesserten' im Titel des Buches unzweifelhaft gerechtfertigt. Aber wie das Buch bei seinem ersten Erscheinen zu recht zahlreichen und erheblichen Ausstellungen Anlaß gegeben hat (vgl. meine Besprechung in diesem Anz. 4, 27 ff.), so ist es auch in seiner neuen Gestalt nach verschiedenen Richtungen hin leider so mangelhaft, es läßt so viele von den Forderungen, die man heute an ein solches Werk und überhaupt an sprachwissenschaftliche Arbeiten zu stellen hat, unerfüllt, daß der Fachmann an ihm keine rechte Freude haben kann. Gewiß, dieses griechische etymologische Wörterbuch ist heute das beste, das wir haben, aber darum fehlt uns doch noch ein Werk, wie wir es brauchen, wie es für das Lateinische uns kürzlich Walde beschert hat, und die Hoffnung ist jetzt um so mehr auf baldiges Erscheinen der in Aussicht gestellten griechischen Etymologica von Boisacq und von Solmsen gerichtet.

Der Verf. tritt im Vorwort bescheiden genug auf. Das Wörterbuch soll weniger den Fachmann belehren, als weiteren Kreisen, zunächst natürlich den klassischen Philologen, die Ergebnisse der bisherigen etymologischen Forschung vermitteln. Gerade dieser Zweck des Buches aber, daß es sich in erster Linie an Leute wendet, die größtenteils nur halb- oder viertel-

---

1) Das verspätete Erscheinen dieser Besprechung ist dadurch veranlaßt, daß Ref. die Absicht hatte, zugleich mit P.' Buch das längst angekündigte und für 1905 bestimmt erwartete Boisacsche griechische etymologische Wörterbuch hier anzuzeigen. Da sich nun die Herausgabe dieses Werkes durch eigentümliche Umstände verzögert hat und auch heute noch nicht erfolgt ist, mag Ref. mit der Veröffentlichung des obigen Referats nicht noch länger zuwarten.

wegs sachverständig sind, erheischt gebieterisch, daß man das Unzulängliche an der Arbeit unverblümt als solches bezeichne.

Bei den tausenderlei Einzelheiten, die zu Ausstellungen Veranlassung geben, ist es mir nicht möglich, mein Urteil allseitig zu begründen. Ich kann nur ein paar Gruppen von Unvollkommenheiten hervorheben und für jede etliche Beispiele vorführen.

Um mit Äußerlichem zu beginnen: wie die erste Auflage, ist die zweite voller Nachlässigkeiten in der Schreibung der fremdsprachlichen Wörter. Meistens betrifft es dieselben Wörter in beiden Auflagen zugleich, und man wundert sich, wie dem Verf. bei der Korrektur der Neuauflage, die er doch wohl selber besorgt und nicht etwa einem unwissenden Studenten übertragen hat, dieses lässige Behaben der 1. Auflage hat entgehen können. So ist z. B., wie früher, *n* für *η* gedruckt in ai. *ῥnōti* S. 54, *ḡḡnāmī* 108, *isnāti* 191, *ḡḡsnds* 216, *kṣanōti* 248, *rinākti* 264, *ūrnā* 269, *kṣināti* 489. Wie früher, *t* für *τ* in *astā*, *astāu* 327. Wie früher, zieht P. vor, für den palatalen Nasal im Ai. bald *ñ*, bald *ñ*, bald *n* zu verwenden, z. B. *ñīcati* S. 4, *siñcāiti* (so, für *siñcati*, auch schon in der 1. Aufl.!) 194, *uñchati* 197, *gunjati* *gunja-s* 97, *kāncē* 203, und die neue Aufl. spendet überdies noch *ñ*: *udañc-* 174. Für den Anusvara bald *m*, z. B. *amhūs* S. 6, *damśas* 114, *vinṣati* 128, bald *m*, z. B. *amīhas* 69, *māmśā-m* 293, *hamśa-s* *hamśi* 506. Das lange *e* ist bald *e* bald *ē* geschrieben, wie z. B., dicht nebeneinander, S. 248 *kṣēti* und *kṣēma-s*, 271 *lēpa-s* und *lepāna-m*. Im Wortschluß hinter *i*, *u* usw. ad libitum *-s* und *-g*, jenes z. B. S. 71 *gāti-s*, 168 *Dyaus*, 194 *sādī-s*, 264 *rēku-s*, dieses z. B. S. 474 *sūnū-g* usw. Auch das ist bei der Darstellung des Ai. für den Anfänger übel, daß in der Unterscheidung von Stamm, flektierter Form und Indeklinabile keine Folgerichtigkeit herrscht: so erscheint S. 6 *amhūs*, 71 *gāti-s*, 128 *vinṣati* und 109 *dācan*, 152 *saptā*. Wie früher, im Got. bald *þ*, z. B. *tunþus* S. 321, *brōþar* 494, bald *th*, z. B. *kilthēi* 110, *hēthjō* 240. Wie früher, herrscht ähnliche Buntheit im Awestischen (der Verf. schreibt meist a.b., d. i. altbaktrisch, daneben aber auch a.w.), und, wie früher, ist wieder geradezu wüst die Akzentbezeichnung im Litauischen. Die Lust vergeht einem, auch noch dafür Belege auszuschreiben<sup>1)</sup>.

Die Etymologie der idg. Sprachen hat in neuerer Zeit mit aus dem Grunde große Fortschritte gemacht, weil die Forschung es einerseits mit dem internen (sogen. gesetzlichen) Lautungswandel, andererseits mit den Bedeutungsveränderungen immer genauer nahm. Indem man in beiden Beziehungen strengere Anforderungen stellte als ehemals und sich daraufhin die älteren Etymologien schärfer ansah, kam man dazu, viele von diesen zu verwerfen. Diese Kritik der immer sicherer vorschreitenden Forschung führte oft zu neuen Anknüpfungen, und diese fanden dann zuweilen noch von anderen Seiten her erwünschteste Bestätigung. Ich kann nicht finden, daß P. in diesen beiden Richtungen seit der 1. Aufl. mit der Zeit vorwärts gegangen ist.

Was zunächst den Lautwandel betrifft, so ignoriert P. immer noch die genaueren Bestimmungen, die man bezüglich der Vertretung der uridg. sogenannten Gutturalreihen im Griechischen und anderwärts an

1) [Belege sind jetzt zu finden IF. 19, 208, wo Leskien ebenfalls 'eine erstaunliche Konfusion in der Akzentuierung der lit. Wörter' bei P. zu beklagen findet].



der Hand zuverlässig gedeuteten Sprachmaterials zu treffen vermocht hat. So werden S. 18 etymologisch verknüpft αἰρέω und αἰκάζω, 457 τέμνον und τέμνω, 175 ἵκτερος und ἥπαρ, 203. 236 κάκκη und κόπρος (beide zu ai. *gákkt gáka-m*), 369 f. κινυθαι und πινυτός (zu ai. *ci-*), 456 ἄτρακτος und τερπι-κέραινος (zu lat. *torqueo*)<sup>1)</sup>, 353 παρθένος und lat. *virgo*, 378 ποινή τινω und lat. *poena*, das als echt lateinisches Wort auftritt (!), 390 πῦρῃ und lett. *gūšha*. Charakteristisch ist auch die Bemerkung S. 71 'für βεμ = ai. *gam* [neben βατός usw.] gibt es keinen Anhalt', als wenn βεμ und *gam* als die lautgesetzlichen Fortsetzungen von uridg. *g<sup>h</sup>em-* (oder, wie P. schreibt, *gem*) überhaupt zu erwarten wären. Ferner wird *FlcFoc* *ícoc* S. 199 als ursprüngliches *\*miso-s*, *vócoc* S. 315 als ursprüngliches *\*nosyo-s* gedeutet, während nach S. 306 ein ursprüngliches *\*vacFoc* zu *vāoc* νεός geführt haben soll; nur die letztere Herleitung ist zulässig. ἀλλὰc soll aus *\*anslia* entstanden sein, das zunächst zu *\*anlia* geworden sei S. 27. Andere Fälle von seltsamen Beurteilungen der griech. Lautverhältnisse, wo es aber nicht auf die dargebotene etymologische Anknüpfung ankommt, sind beispielsweise die folgenden. Uridg. *ū* soll durch *ou* vertreten sein in οὔθαρ und in οὐρέω S. 344, dagegen durch *ū* z. B. in ὕβος ὕβος S. 473. βροτός wird S. 85 gleich uridg. *\*mroto-s* gesetzt. δοιός ist nach S. 119 identisch mit ai. *dayá-s*, aksl. *dojŕi*. ἥως wird S. 167 auf \**awcw*, statt auf \**awcw*, zurückgeführt. Für εἶλαρ wird S. 129 \**é-FlaFap*, für ἐννῆμαρ S. 145 \**énFv-* vorausgesetzt. In allen solchen Fällen wäre wenigstens ein kurzes Wort der Erläuterung, wieso nämlich der Verf. diese lautgeschichtlichen Ansätze für zulässig hält, erforderlich gewesen. Der Raum dafür war leicht zu beschaffen, da viele Artikel überflüssiges Beiwerk enthalten, namentlich die verwandten Wörter aus andern Sprachen öfters unnötig gehäuft sind (z. B. war es in diesem Buch höchst überflüssig, neben dem litauischen Ausdruck auch noch den genau entsprechenden des Lettischen zu setzen, wie S. 266 neben *szirdis lūsza*, 455 neben *troba*).

Kaum weniger zahlreich sind die Annahmen eines ungerechtfertigten und unwahrscheinlichen Bedeutungswandels. Dahin gehört z. B. die neue, nicht aus der 1. Aufl. herübergenommene, Deutung von *vócoc* als 'Heimsuchung', zu *véomai vóctoc*, S. 315 f. Der Gebrauch der Wortsippe *véomai* und der aus andern Sprachen dazugehörigen Wörter (ai. *násatē* 'er gesellt sich zu', got. *ga-nisan* 'genesen, gerettet werden') paßt zu der Bedeutung von *vócoc* wie die Faust aufs Auge; dazu kommt noch, um diese Etymologie als vollends abenteuerlich erscheinen zu lassen, die oben berührte formantische Schwierigkeit. Neu erscheint in dieser 2. Aufl. ferner S. 324 die Verbindung von οἷν 'κύμη' (οἰάτων · κυμητῶν), bei dem absolut nichts auf Wasser hindeutet, mit ahd. *auwaia ouwa* 'Wasserland' aisl. *ey ey* 'Insel'; trotz P., der diese Gleichsetzung schon in Bursians Jahresh. 106 (1900) S. 108 vorgetragen hat, wird jedermann bei dem völlig einwandfreien und fast selbstverständlich erscheinenden Anschluß von *ouwa* an got. *aha* stehen bleiben; der natürlich jede Beziehung zu οἷν ausschließt<sup>2)</sup>. Andere Beispiele mag man aus dem Folgenden entnehmen.

P. ist darauf aus, möglichst viele Wortformen als alte Komposita

1) ἄτρακτος und *torqueo* sind bekanntlich nur so zu vermitteln, daß man das *u* (*y*) von *torqueo* als formantisches Element ablöst. Dann paßt aber τερπι- nicht dazu.

2) Was berechtigt P., *Batāvia*, *Scadināvia* (mit *ā*) zu schreiben?

zu erweisen. Dabei kommen zumteil die wunderbarsten Dinge zu Tag <sup>1)</sup>. So ist der Verf. immer noch nicht von seiner berüchtigten Etymologie ποιμήν aus ποί und μένω, ursprünglich 'der dabei (beim Vieh) bleibende', losgekommen S. 378 <sup>2)</sup>. Freilich ist er jetzt nicht mehr so zuversichtlich wie früher, denn es wird jetzt die Wahl zwischen dieser Herkunft und der Verwandtschaft mit πῶν gelassen, und diese Verwandtschaft hat jetzt sogar den Vortritt. — 102: δᾱήρ, aus \*δᾱήρ, ai. *dēdr-* usw. sei vielleicht ein altes Kompositum, 'Teilhaber (δαίωμα) an der Herrschaft und dem Schutz (ἥρανος, ἥρα)'. — 174: ἡμι- lat. *sēmi-* sei vielleicht *sēi* 'lassen' (ἦμι) und *mi* 'tauschen, wechseln'. — 316: νύξ lat. *nox*, uridg. \**noqt* sei vielleicht 'das Nicht-sehen', *n-oqt*; daß man wenigstens \**pn-oqt* (griech. \*ἄνυξ usw.) erwarten müßte, stört P. nicht. — 463: τολμᾶν könne als Wurzelkompositum von τολ in τλῆναι und μα in μαίμωδ betrachtet werden. Soll nun dieselbe Wurzel μα auch etwa in ὀρμή 'Andrang', πυγμή 'Faustkampf', ὀδμή 'Geruch', χάρμη 'Kampflust, Kampf' usw. enthalten sein?! — 13: αἶγλη sei ai-, Grundlage von αἶθω, und γλᾱ, zu γελᾶω, Wz. *gel* 'glänzen'. — 343: οὖθαρ ai. *ādhar* enthalte Wz. *uē*: ἄ 'feucht sein', und im 2. Teil könnte man Wz. *dhēre* 'tragen' vermuten, wobei die *n*-Flexion (ai. Gen. *ādhn-as*) Ergebnis uralter Analogiebildung sein müßte. — 294: μητί-ετα enthalte \**ceta* 'Sender', ἦμι. Daß μητίετα neben μητίομαι steht wie ναίετᾱ neben ναίω, καίετᾱ ἡῶτ. ('Minze', eigentl. 'Brenner, Ätzer') neben καίω, εὐχετόμαι neben εὐχομαι usw., und daß diese formantisch von ἐλετός ai. *dharatá-s* usw. nicht zu trennen sind, geniert P. nicht. — 182: θεράπων soll aus Akk. Sg. \*θερα = \**therw* 'das Halten, Tragen' und ποντ-, Part. von *pō-* 'schützen, acht haben', bestehen. Eine schöne Beschäftigung, die hiernach den θεράπωντεc dereinst zufiel! <sup>3)</sup> Ein gleichartiger Akk. wird S. 184 gesucht in θιάσος θιάζω τιάδεc, deren erster Teil θια- = ai. Akk. *dhīyam* 'Andacht' sein soll, während das darauf folgende δ-Element die Wz. *dō-* 'dare' sei. — 257: λαψηρός sei \*λα-αψηρός, zu λῆμα 'Wille' und αψηρός 'schnell'. — Man muß wünschen, daß Benutzer des Buches, die der Indogermanistik ferner stehen, den gegenwärtigen Stand der etymologischen Disziplin bei den Indogermanisten nicht nach diesen Abenteuerlichkeiten des Verfassers abschätze.

Schon in der 1. Aufl. vermisste man vielerorten Ausnützung der damals vorliegenden sprachwissenschaftlichen Literatur. Dasselbe gilt von der neuen Auflage. Bei den in mehreren Richtungen ganz eigentümlichen

1) Nur vereinzelt passiert es unserm Kompositenjäger, daß er etwas, was wirklich ein Kompositum ist, fälschlich für ein Simplex ausgibt. Wie in der 1. Aufl. wird ἄλλᾱ mit weißruss. poln. *ale* 'aber' verglichen S. 26, obwohl dieses klarlich Erweiterung von *a* 'aber' durch die Partikel *le* ist.

2) Zugefügt ist 'S. ἀτμήν'. Dieser Artikel fehlt aber in der Neubearbeitung. Der Zusatz ist mithin versehentlich aus der 1. Aufl. mit herübergewandert. In dieser hieß es, ἀτμήν 'Knecht, Diener' sei *āt* = lit. *at-* + *mēn*: μένω. Hat die 2. Aufl. den Beibleiber ἀτμήν glücklich verschwinden lassen, so wird die künftige dritte hoffentlich auch den Beibleiber ποιμήν verabschieden.

3) Natürlich kann -ποντ- in diesem Wort kein altes Part. gewesen sein. θεράπων, θεράπωντα weisen auf alten *n*-Stamm, und die *vr*-Flexion von θεράπων war sekundär. Vorbild für diese Flexion waren die begriffsverwandten κρείων, μέδων μεδέων, ἄρχων u. a.

Anschauungen des Verfassers ist es freilich oft unklar, ob ihm etwas entgangen ist, oder ob er geglaubt hat es ignorieren zu sollen. Namentlich vermisst man, in vielen Dutzenden von Artikeln, Berücksichtigung dessen, was in den allerletzten Jahren vor dem Erscheinen der 2. Aufl. von andern Sprachforschern veröffentlicht worden ist. Zumteil mag das freilich damit zusammenhängen, daß, wie es im Vorwort heißt, Ausarbeitung und Druck der neuen Auflage sich bei der amtlichen Tätigkeit des Verfassers 'über einen ziemlichen Zeitraum' erstreckt haben. So mögen denn nur etliche Beispiele der Nichtbenutzung von solchem angeführt sein, was schon vor 1903 veröffentlicht worden ist und eine andere Fassung des betreffenden Artikels hätte veranlassen müssen. S. 6 f. 107. 114 ist bei ἀ-δαῖς nicht berücksichtigt, daß das dem δῆνα zugrunde liegende \*δαννα sehr wohl für \*δεννα (= ai. *dāsas-*) hat eintreten können, indem nach \*δαν- = \*δρσ-α für ε eintrat (Verf. Griech. Gramm.<sup>3</sup> 122. 126). — S. 9. 191 wird ἰαῶν auf \*i-ausō zurückgeführt. Daß vielmehr von \*iaf-1w auszugehen ist, hätte P. aus Schulze Quaest. ep. 71 ersehen müssen (vgl. dazu IF. 15, 90). Daß Schulze an der späteren Stelle S. 191 genannt wird, ändert hieran nichts. — S. 48. Bei ἀπρῶτος vermißt man Berücksichtigung von Wackernagel BB. 4, 283 (vgl. auch Eulenburg IF. 15, 162). — S. 80 ist verkannt, daß βόλιον aus βόλιον entstanden ist, s. Angermann Die Erscheine. der Dissim. im Griech. 32, Kretschmer Vaseninschr. 232. — S. 90. Für γατήρ kennt P. keine annehmbare Deutung. Eine solche findet sich IF. 11, 272 f. (vgl. Walde Lat. etym. Wtb. 656). — S. 108. Der Deutung, die P. von δδεῖνα gibt, ist bei weitem vorzuziehen Solmsens Erklärung von ταδεῖνα als \*τδδε ἔνα 'dies (und) jenes' KZ. 31, 475 ff. (vgl. Verf. Demonstrativpron. 90. 133). — S. 111. Lesb. Δυννομένην wird mit δεινός verknüpft. Das Richtige bei Fick-Bechtel Personenn.<sup>2</sup> 100 f. — S. 133. εἶω sei als \*έντω mit lett. *ikscha* 'Inneres' zu verbinden. Die Unrichtigkeit dieser an sich schon recht fragwürdigen Zusammenstellung war aus Leskien Bild. d. Nom. 544 zu ersehen. εἶω ἔω erklären sich als speziell griechische Bildungen ebenso einfach wie ἔω. — S. 134. Daß das über den Akzent von ἐκποδών, ἐμποδών Gesagte nicht stichhaltig ist, konnte aus Danielsson Gramm. u. etym. Stud. 1, 13, Streiberg IF. 6, 339 ff., Verf. Griech. Gramm.<sup>3</sup> 227 entnommen werden. Auch ist unerweislich, daß ἐμποδών erst als Gegensatz zu ἐκποδών gebildet worden ist, s. Verf. a. a. O. 395. — S. 145. Für die Frage, die P. an die Herleitung von ἐνιπῆ aus ἐν und οἶκ- 'sehen' knüpft: "Aber kann 'Verweis' als (drohendes) Ansehen aufgefaßt werden?" wäre IF. 12, 31 zu verwerthen gewesen. — S. 152. Bei ἐπώχτο ist Wackernagel Nachr. d. Gött. Ges. d. W. 1902 S. 737 ff. übersehen. — S. 214. Die unter κεκἀδοντο gegebene Zusammenstellung von lat. *cado* und *cēdo* ist aller Wahrscheinlichkeit nach verfehlt. S. Thurneysen KZ. 32, 567 ff., Verf. IF. 13, 84 ff., Walde a. a. O. 109 f. — S. 307. Die Ableitung der Form νεῖνιαι von νεῖν ist unrichtig, s. Griech. Gramm.<sup>3</sup> 368. — S. 368. Für πίθηκος, mit dem P. nichts anzufangen weiß, hat Solmsen Rhein. Mus. 53, 141 eine sehr glaubhafte Deutung gefunden (zum lat. Adj. *foedus*). — S. 387. Was \**pran-ediom* als Grundlage von lat. *prandium* sein soll, ist nicht einzusehen. Haltbar dagegen ist Ostoffs Erklärung aus \**pram-ediom*, besser \**prām-*, zu lit. *pīrmas* (s. Verf. Grundr. 2<sup>1</sup> S. 467, Kurze vergl. Gramm. 132, Walde Lat. etym. Wtb. 488). — S. 388. Das Bedenkliche der von mir herrührenden und von P. schon in der 1. Aufl. angenommenen Zurückführung von πρῶτος πρῶτος auf \*πρῶF-ατος hat

Eulenburg IF. 15, 142 gezeigt. (Die Grundlage war vielmehr \* $\pi\rho\omicron\omicron\omicron$  = \**pro-mo-s*, zu got. *frauja* as. *frao*, Kurze vgl. Gramm. 777). — S. 475. Hom.  $\upsilon\pi\epsilon\iota\rho$  wird wieder fälschlich auf \* $\upsilon\pi\epsilon\iota$  zurückgeführt trotz Schulze Quaest. ep. 220. 224. — S. 480. Zu  $\phi\alpha\iota\nu$  wird wiederum trotz Bartholomae lat. *festus feriæ* gestellt, s. die Literatur darüber bei Walde a. a. O. 206f. — S. 485. Bei  $\phi\epsilon\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  mußte Delbrück IF. 14, 46 ff. herangezogen werden.

Noch einige andere Ausstellungen verschiedener Art mögen folgen. — S. 40. Daß  $\alpha\nu\epsilon\omega\iota\varsigma$  in dem  $\alpha$ -ursprüngliches \**sm-* enthalte, ist nicht glaublich. Die Bedeutung weist nicht auf den Begriff 'mit, zusammen' hin,  $\alpha$ - für zu erwartendes  $\alpha$ - ist ungerechtfertigt, und ein aw. *naptiya-* N. 'Familie' (P. schreibt *naptija-*, ein aus der 1. Aufl. geduldig übernommener Druckfehler) ist nicht nachgewiesen (s. Bartholomae Altiran. Wtb. 1040. 1045). — S. 73.  $\beta\acute{\alpha}\nu\alpha\upsilon\omicron\varsigma$  soll mit der Nebenform  $\beta\acute{\alpha}\nu\alpha\varsigma$  aus \* $\beta\acute{\alpha}\nu\alpha\upsilon\omicron\varsigma$  ( $\beta\acute{\alpha}\nu\omicron\varsigma$  und  $\alpha\omega$ : Ofenheizer) entstanden sein durch einestheils regressiv, andernteils progressiv verlaufene Dissimilation. Daß zu dieser Art von Dissimilation aus dem Griechischen ein Analogon nicht beizubringen ist (mir wenigstens ist keines bekannt), mag hingehen. Bedenklicher ist, daß  $\alpha\omega$ , das ursprünglich 'schöpfen, entnehmen, holen' bedeutet hat und (auch von P.) mit lat. *haurio* zusammengebracht wird (s. Osthoff Perf. 486ff.),  $\pi\upsilon\rho$  u. dgl. als Objekt hat, aber nicht den Herd oder dgl. Bei unbefangener Betrachtung wird man die Form  $\beta\acute{\alpha}\nu\alpha\varsigma$ , die nur aus späterer Zeit überliefert ist (Herodian I 209, 5. 214, 7. II 388, 30), für eine einerseits durch  $\beta\acute{\alpha}\nu\omicron\varsigma$ , andererseits durch Nomina agentis wie  $\gamma\epsilon\lambda\alpha\varsigma$ ,  $\kappa\omicron\mu\pi\alpha\varsigma$   $\kappa\rho\alpha\upsilon\gamma\alpha\varsigma$  veranlaßte sogenannte volksetymologische Umgestaltung des älteren  $\beta\acute{\alpha}\nu\alpha\upsilon\omicron\varsigma$  halten. Dann ist aber die Etymologie des Verfassers unmöglich. — S. 103. Die von P. beanstandete Deutung von  $\delta\alpha\iota\text{-}\phi\rho\omega\nu$  als 'verständigen Sinnes' ist untadelig.  $\delta\alpha\iota$ - zu ai. *dasr̥d-s*, wie  $\kappa\upsilon\delta\iota\text{-}\alpha\upsilon\epsilon\iota\rho\alpha$  zu  $\kappa\upsilon\delta\rho\acute{\omicron}\varsigma$  usw. (s. die Literaturangaben bei Verf. Grundr. 2<sup>a</sup>, 1, 78). — S. 121. Wegen der seltsamen Lautverbindung in \* $\delta\omicron\phi\iota\omicron\varsigma$ , das als Grundform von  $\delta\pi\iota\omicron\varsigma$  angesetzt wird, wäre mindestens ein Hinweis auf Osthoff Et. Par. 1, 156ff. am Platz gewesen. — S. 144. Da P. an seiner Deutung von  $\epsilon\upsilon\alpha\upsilon\tau\omicron\varsigma$  als auf  $\epsilon\upsilon\iota$   $\alpha\upsilon\tau\omega$  =  $\epsilon\nu$   $\tau\omega$   $\alpha\upsilon\tau\omega$  beruhend ('der Tag des Sichbefindens auf demselben Punkt') festhält, deren Unwahrscheinlichkeit ich IF. 15, 87ff. glaube dargetan zu haben, so mag zu meiner Darlegung nachgetragen sein, daß auch die Weglassung des Artikels von P. nicht gerechtfertigt worden ist. Wegen der Homerstellen, wo  $\alpha\upsilon\tau\omicron\varsigma$  angeblich 'ebenderselbe' ist (Progr. von Bartenstein 1895 S. 7), s. Wackernagel KZ. 33, 14f. — S. 151. Da P. für  $\epsilon\pi\iota\tau\eta\delta\epsilon\iota\omicron\varsigma$  auf meinen Grundr. 2<sup>a</sup>, 684 verweist, wo noch die alte Herleitung von  $\epsilon\pi\iota$   $\tau\acute{\alpha}\delta\epsilon$  gegeben ist ( $\alpha$  wäre noch die ursprüngliche Vokallänge im Nom. Akk. Pl. des N.), so gestatte ich mir auf meine Schrift Die Demonstrativpron. 140ff. zu verweisen. Hier glaube ich richtiger an das hom.  $\eta\delta\omicron\varsigma$ , das von  $\eta\delta\omicron\mu\alpha\iota$  ganz zu trennen ist, anknüpft zu haben. P. vergleicht osk. *tadait*, dem er die Bedeutung 'für geeignet erachten' beilegt. Dieser Sinn ist aber von P. dieser Form offenbar nur zugesprochen, um sie mit  $\epsilon\pi\iota\tau\eta\delta\epsilon\iota\omicron\varsigma$  zusammenbringen zu können. In den Zusammenhang der Stelle, wo *tadait* vorkommt, paßt er nicht, nur die Bedeutung 'censeat' ist angängig. — S. 210.  $\alpha\nu\delta\rho\alpha\kappa\acute{\alpha}\varsigma$  sei =  $\kappa\alpha\tau'$   $\alpha\nu\delta\rho\alpha$  und  $-\kappa\alpha\varsigma$  entspreche genau dem ai.  $-\kappa\alpha\varsigma$ . Gleich darauf aber heißt es,  $-\kappa\alpha\varsigma$  stehe für \* $\kappa\alpha\tau$ -c. Wie reimt sich das? — S. 218. Lesb.  $\epsilon\kappa\omicron\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  zwingt zur Zurückführung von  $\tau\pi\acute{\alpha}\kappa\omicron\sigma\tau\omicron\varsigma$  auf \* $\tau\pi\acute{\alpha}\kappa\omicron\nu\tau$ - $\tau\acute{\omicron}$ -c. Durchaus nicht. Lesb.  $-\kappa\omicron\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  und att.  $-\kappa\omicron\sigma\tau\omicron\varsigma$  entsprechen

einander lautlich nicht. -κοτος war bereits urgriechisch und kann aus \*-κοντος entstanden, kann aber auch Umbildung von \*-κατος (ο nach -κοντα) sein. Das lesb. -κοιτος weist allerdings auf \*-κοντος, dies aber muß nach bekanntem Lautgesetz einzeldialektische Neuerung sein, natürlich nach -κοντα. S. jetzt auch Buck *Class. Rev.* 1905 S. 242 ff. — S. 363. περιωσιον 'übermäßig' soll als \*περι-φωτιον ein dem got. *iwōds* 'besessen' entsprechendes Wort bergen. Näher liegt, daß -ωσιο- formantische Erweiterung war, von einem \*περιο-ς (vgl. αντίος: αντί u. dgl.) aus, vgl. ἐτώσιος von ἐτός, ὀρθώσιος (ὀρθωσιᾶ) von ὀρθός u. a. Hier tritt wiederum des Verfassers Art entgegen, daß er die Wortformen isoliert betrachtet, statt sie zunächst mit andern Wortformen desselben Gepräges in Vergleich zu stellen. — S. 497. Vom homer. φύλοπις -ιδος wird vermutet, es stehe für \*φύλο-λοπις 'den Stamm lichtend, verderbend', zu λέπω. Ja, wenn λέπω das hieße! Nicht schlechter ist übrigens diese Etymologie, ja immer noch besser als die kürzlich von Bréal versuchte (*Mém. de la Soc. de l.* 13, 105): dieser sucht ebenfalls φύλον darin, der zweite Teil sei die Wurzel ὀπ- 'sehen', die aber hier nur 'un rôle presque explétif' spiele. Hierunter kann ich wenigstens mir nichts vorstellen. Muß denn nun durchaus φύλον oder φύλή in φύλοπις enthalten sein!)? Mit Recht wird im Ebelingschen Lexikon darauf hingewiesen, daß das Wort vielleicht einmal nur 'turba atque tumultus' bedeutet habe. Dafür sprechen besonders Δ 65 ἐλθεῖν ἐς Τρώων καὶ Ἀχαιῶν φύλοπιν αἰνὴν, wo von Kampf gar nicht die Rede, sondern mit La Roche etwa 'Volksgetümmel' zu übersetzen ist, und λ 314, φυλόπιδα στήσιν πολυδαίκος πολέμοιο. Die besondere Beziehung auf Schlacht und Kampf wäre hiernach sekundär, gleichwie bei φλοῖστος, ursprünglich 'Brandung, Brausen', bei θυμῖλος, ursprünglich 'Zusammendrängen, Gedränge', auch bei πόλεμος, das zu πλεῖν 'ich erschüttere, mache erheben' gehört (dazu russ. *poloch* 'Aufruhr, Lärm, Tumult, Wirrwarr' nach Solmsen *PBrB.* 27, 364). Hinzu kommt, daß die Anfangssilbe von φύλοπιδ- sehr wohl nur metrisch lang gewesen sein kann. So möchte ich glauben, daß anzuknüpfen ist an πομφόλυξ 'Wasserblase' πομφολύζω 'hervorsprudeln' oder an φλύω 'wallen, sprudeln' φλυδᾶω 'überfließen', φύλλον 'Blatt' (vom Schwellen benannt) u. dgl. (vgl. was P. unter φλέω zusammenstellt); bei letzterer Verknüpfung vergleiche sich das zu *tumeo* gehörige lat. *tumultus*, das ursprünglich 'Schwall' war. φύλοπις bestünde hiernach aus der Basis φυλοπ- und dem Formans -ιδ- (vgl. ἔριδ-, ὄπιδ- usw.).

Ich schließe diese Anzeige mit denselben Worten, mit denen ich die der 1. Aufl. geschlossen habe: Nicht um zu nörgeln, haben wir, was wir an dem Buch des talentvollen Verf. aususetzen finden, vorgebracht, sondern einesteils, um dem Fernerstehenden Vorsicht bei seiner Benutzung ans Herz zu legen, andernteils in der Hoffnung, unsere Monita werden dazu beitragen, daß einer neuen Auflage die wünschenswerte verbesserte Gestalt zuteil werde.

Leipzig.

K. Brugmann.

1) φύλοπις wird auch als φύλον + ὄψ 'Stimme' und als 'Stammes-Arbeit' (zu lat. *opus*) gedeutet.

**Hungerland H.** Das wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache und Literatur. Ein Wegweiser für Studierende. Lund Gleerup, Heidelberg Ficker 1906. 45 S. kl. 8°. 1,12 M.

Der Verfasser, Lektor der deutschen Sprache an der Universität Lund, hat im Frühjahr 1906 eine kurze Einführung in das wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache in der Skandinavisk Månadsrevy veröffentlicht. Wiederholt geäußerte Wünsche seiner Zuhörer und Anregungen von Kollegen haben ihn dann veranlaßt, die Zusammenstellung in erweiterter und bequemerer Form weitem Kreisen zugänglich zu machen. Was Victor für die englische, Koschwitz für die französische Sprache geleistet haben, will er für die deutsche versuchen. Sein Schriftchen soll einen Kanon von Werken bieten, der die besten und notwendigsten Hilfsmittel für ein rationelles wissenschaftliches Studium des Deutschen aus der überreichen Fülle der Publikationen hervorhebt. Daß hierbei nur die neuesten Auflagen in Betracht kommen, betont der Verfasser ausdrücklich. Hätte er sich nur mit diesen begnügt! Aber sein Eifer, das Allerneueste zu bringen, läßt ihn die scharfe Grenze zwischen Gegenwart und Zukunft übersehn, legt ihm Urteile über Bücher in den Mund, die noch gar nicht geschrieben, geschweige denn erschienen sind.

Gleich im ersten Abschnitt müssen wir lesen: "auf das Elementarbuch der Experimentalphonetik von A. Meillet und R. Gauthiot in Streitbergs Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher sei außerdem noch empfehlend hingewiesen". Das Buch ist zwar angezeigt worden, bis zu seinem Erscheinen wird jedoch noch einige Zeit vergehn. Auch das Althochdeutsche Elementarbuch meiner Sammlung kann nicht für Vorgerücktere "in Betracht kommen", aus dem einfachen Grunde, weil es gar nicht existiert. Ganz das nämliche gilt von Leitzmanns frühmittelhochdeutschem Lesebuch und von dem mittelhochdeutschen Übungsbuch von C. v. Kraus: auch sie haben das Licht der Welt noch nicht erblickt. Sehr schmeichelhaft für den Autor wie für den Herausgeber wäre es ohne Zweifel, daß Hungerland Jellineks Einleitung in das Studium des Neuhochdeutschen als "umfangreichere Darstellung" "ganz besonders empfiehlt", wenn das Buch nur vorhanden wäre. Auch auf die verschiedenen etymologischen Wörterbücher meiner Sammlung werden die Schüler Hungerlands noch ein Weilchen zu warten haben, während ihr Lehrer die Werke schon zu kennen scheint.

Für das Studium der alt- und mittelhochdeutschen Literaturgeschichte empfiehlt der Verfasser in erster Linie die Darstellungen in Pauls Grundriß; dann fährt er wörtlich fort: "Weniger umfangreiche vorzügliche und ebenfalls auf der Höhe der Forschung stehende Werkchen sind dann: Grundriß der althochdeutschen und altsächsischen Literaturgeschichte von E. Steinmeyer und Grundriß der mittelhochdeutschen Literaturgeschichte von C. Kraus". Entschieden, Hungerland muß mit dem zweiten Gesicht begabt sein, seine Kenntnisse haben etwas geradezu unheimliches.

Weniger genau als über die noch nicht erschienenen Bücher ist Hungerland leider über die bereits erschienenen orientiert. Sonst könnte er den Anfänger nicht durch seinen Wegweiser auf Wilhelms Uhls bösen Holzweg locken, indem er dem Büchlein über Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache nachrühmt, es vereinige die Er-

gebnisse sprachpsychologisch-lautphysiologischer und philologisch-historischer Forschung in gedrängtester Form. Wie es um diese 'Ergebnisse' bestellt ist, habe ich in Nr. 73 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 29. März 1906 zu zeigen versucht. Wenn irgendwo, wäre hier eine recht deutliche Warnungstafel am Platze! Und wenn der Verfasser Prof. Dr. C. Beyer-Boppards Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur als 'bequemes kleines Nachschlagebuch' empfiehlt, so kann er den dicken Band, das Erzeugnis des krassesten Dilettantismus, nie vor Augen gehabt haben, sonst wäre alles eher als eine Empfehlung zu erwarten gewesen. Ob die Schriften 'Goedeckes' je zu ihm gedrungen sind?

Ich breche ab. Das Gesagte charakterisiert das Heftchen hinlänglich.

Münster W.

Wilhelm Streitberg.

## Mitteilungen.

### Georg Curtius-Stiftung.

Der vorjährige Zinsertrag der Curtius-Stiftung ist Herrn Dr. Karl Meister verliehen worden als Preis für seine Doktorschrift 'Der syntaktische Gebrauch des Genetivs in den kretischen Dialektinschriften'.

Das Kuratorium:

Dr. K. Brugmann. Dr. H. Lipsius. Dr. R. Meister.

### Zeuß-Feier.

In Bamberg wurde am 21. Juli 1906 der hundertste Geburtstag des genialen Begründers der germanischen Völkerkunde und der keltischen Grammatik festlich begangen. Prof. Dürrwächter gab ein Lebensbild des genialen Forschers, Prof. Kuno Meyer würdigte ihn als Grammatiker.

### Personalien.

Prof. A. Meillet ist als Nachfolger M. Bréals zum Professor am Collège de France ernannt worden.

### Saga-Syntax.

(Vorläufige Mitteilung.)

Der Unterzeichnete bereitet eine ausführliche Syntax der altisländischen Prosa vor.

Wilhelm Streitberg.

